P.o.germ. 721 fb

1 Litho fehlt!
fl. 6.5.91

<36609350420010

<36609350420010

Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 721 fb

Vom Rhein.

576

Mir ward ein Lied zu singen, des deutschen Stromes Bild,
der lange kühn und lustig im Zorn erhaben schwillt.

K Simrock

Vom Rhein.

Leben, Kunst und Dichtung.

Jahrgang 1847.

Mit dem Bilde Karl Simrocks und vier Kunstblättern.

Herausgegeben

von

Gottfried Kinkel.

Essen,

Druck und Verlag von G. D. Bädeker.

1847.

1543 D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Confessio.

Auch uns erschien im Traume der Gott der Zeit
Und mahnt' uns: Hört ihr Stürme der Zukunft nah'n?
Ihr sollt's nicht hindern, aber retten
Sollt ihr das edelste Gut der Menschheit!

Sie werden Mein vergessen im Sturmesdrang —
Ihr sollt die Flamme wahren im Heiligthum!
Sie werden hassen — lehrt sie lieben
Und das Geheimniß des Geistes achten!

Voran zu gehn in blutige Riesenschlacht
Sind längst von Mir schon Andere auserwählt;
Sie werden fallen — ihr sollt leben,
Künftigen Göttern die Zukunft bauen.

Doch wenn das Herz euch trifft ein verirrter Pfeil,
Dann faltet fromm die Händ' auf der treuen Brust,
Daß, die des Weges wallen, sagen:
Seht, der Gefallene war ein Priester!

Paris, August 1843. **Eminus.**

Inhalt.

Zu den Bildern, vom Herausgeber.

Erzählungen.

Seite

Die Ahnfrau. Novelle von **Louise v. G.** 1

Eine harmlose Geschichte. Von **Carl Borromäus Cünzer** in Koblenz. 47

Das Debut eines Schauspielers. Aus einem Theaterroman. Von **Roderich Benedix** in Köln. 97

Lebenslauf eines Johannisfünkchens. Von **Johanna Kinkel** in Bonn. 133

Margret. Eine Geschichte vom Lande. Von **Gottfried Kinkel.** 143

Kunst und Literatur.

Die Kirche zu Ramersdorf. Von **Carl Schnaase** in Düsseldorf. 191

Fragmente zur Charakteristik Wilhelms v. Schlegel. Von **Johann Wilhelm Löbell** in Bonn. 217

Annette v. Droste. Eine Charakteristik. Von **Levin Schücking** in Köln. 235

Karl Simrock. Von **Gottfried Kinkel** 249

Episches und Idyllisches.

Bertha die Spinnerin. Kerlingische Heldensage. Von **Karl Simrock** in Bonn. 285
Melusine. Von **Wolfgang Müller** in Düsseldorf . . 312
Die treue Gattin. Serbisches Volkslied. Von **Hermann Behn-Eschenburg** in Dresden. 319

Lyrische Gedichte.

Ernst Moritz Arndt in Bonn.
Frühlingstraum. 331
Herzenssaitenspiel. 332
Gespräch mit Stöcken und Degen. 333
Annette v. Droste zu Hülshoff auf Rüschhaus bei Münster.
Der sterbende General. 335
Sylvesterabend. 337
Ludwig Wihl in Wevelinghoven.
Jehova-Lieder.
Biblische Vision. 339
Jerusalem. 341
Babels Flüsse. 341
Die Rose Sarons. 343
Mein ist Jerusalem. 343
Fata Morgana. 344
Das Licht. 344
Der Tag des Herrn. 344
Wo bleibt der Held. 345
Die wilde Pflanze. 345
Sonst und Jetzt. 346
Jeremias. 346
Der neue Tempel. 347
Adelheid von Stolterfoth in Rüdesheim.
Der Scheidende. 348
Die Grafenbraut. 349
Wilhelm Smets in Aachen.
Gedenkblätter 1—12. 350
Dräxler-Manfred in Darmstadt.
Ungeschriebene Liebesbriefe. Sonettenkranz. 1—8. . . 354

Adolf Doerr in Frankfurt.
Der kranke Dichter. Aus einem Cyclus 1—4. . . . 358
C. E. Kohlhauer in Koblenz.
Luther auf der Wartburg. 360
Emanuel Geibel in Dresden.
Trinklied der Alten. 363
Neue Liebe, neues Leben. 1. 2. 364
Julius Drexel in Geisenheim.
O'Connells Schatten. 366
Willibald Beyschlag in Frankfurt.
Eine Lenznacht. 367
Einer Freundin, zu einem Bildchen der Rheinpfalz. . 369
Sanct Severinus. 371
Wilhelm Ganzhorn in Neuenbürg (Württemberg).
Drei Bäche. 373
Wilhelm Junkmann in Bonn.
Weihnacht. 384
Hermann Behn-Eschenburg in Dresden.
Alte und neue Götter. 385
Trost. 385
Rath. 386
Hermann Schauenburg in Herford.
Ein Oelblatt 387
Gustav Pfarrius in Köln.
Aus den Waldliedern:
Die Waldmühle. 390
Der Meistersänger. 391
Das Echo. 392
Franz Kugler in Berlin.
Die Sorge. 395
Alexander Kaufmann in Bonn.
Maikäfers Freierei. 396
König Trojan. 397
Die Wallonen. 398
Karl Fresenius in Weinheim.
Am laacher See. 400
Stimmung. 401

Ludwig Braunfels in Frankfurt.
Vier Stimmen und vier Stämme. 403
Der beste Doktor. 404
Feodor Loewe in Stuttgart.
Das armenische Kloster. 406
Karl Cramer in Köln.
An einen Laternenpfahl außer Diensten. 409
Der Esel und der Bock. 410
Eminus.
An Deutschland. 412
Allzu faul. 413
Monte Argentaro. 414
Gottfried Kinkel.
Männerlied. 415

Zu den Bildern.

Das Unternehmen eines neuen Jahrbuchs vom Rhein, welches mit vorliegender Sammlung eröffnet wird, hat den Zweck, neben der Literatur auch die einheimische Kunst zu vertreten und durch Nachbildungen und Besprechungen den Lesern näher zu bringen. Unter den Kunstanstalten des Rheinlandes steht nun aber die Malerschule von Düsseldorf, was Umfang der Arbeiten, was Tüchtigkeit der Technik, was endlich Geist und Mannigfaltigkeit der Richtungen betrifft, so entschieden an der Spitze daß ihr billig der Vortritt gelassen werden muß. Wir geben aus ihr drei Gemälde in verkleinertem Maßstabe, nämlich zwei in ihrer Art möglichst verschiedene Genrestücke und ein Historienbild.

1. Hübner's Wohlthätigkeit in der Hütte der Armen.

Karl Hübner aus Königsberg verschwand bis 1844 dem großen Publikum unter den zahlreichen Genre- und Porträtmalern Düsseldorfs. Ohne besondere Theilnahme sah man seine Landschaft mit Wilddieben oder das heitre Bildchen, wo ein Bursch neckend den Dorfmädchen mit ausgestreckten Armen den Zugang zum Brunnen verwehrt, oder irgend andre hiermit verwandte Gegenstände. Und mit Einem Male, durch Ein Bild stieg dieser Künstler zum Lieb-

ling des großen Publikums, das jetzt auf allen Ausstellungen vor seinen Sachen zuerst stehen bleibt. Diese Bilder regen jedesmal das lebhafteste Streitinteresse auf, sie werden rasch verkauft, auch durch Kopien die man bei dem Künstler bestellt und durch Nachbildung in Stich und Druck veröffentlicht. Hübner genießt endlich die Früchte seiner Studien: mitten im kräftigsten und hoffnungsreichsten Mannesalter lebt er verheiratet zu Düsseldorf, wo er von der Akademie geschieden sich ein eignes Atelier gegründet hat.

Hübner hat für Deutschland ein neues Fach des Genres aufgethan, welches man passender das sozialistische Genre als das Genre des Proletariats nennen dürfte. Denn seine Gegenstände schildern alle den Druck welchen die durch Geburt, politische Freiheiten oder Geldmacht Bevorrechteten auf die Stände unter ihnen gelegt haben. Daß die Stimmung dieser Bilder hierdurch eine trübe wird, darüber sollte man nicht mit dem Künstler rechten. Das Wesen des Genres ist die Darstellung der Wirklichkeit in Individuen die nicht durch die Größe historischen Charakters sich über ihre Umgebungen emporheben, sondern vielmehr in ihrer Person das Gesammtleben und Geschick ihres ganzen Standes repräsentiren. Es ist somit dieser Gattung der Malerei nicht bloß erlaubt sondern es liegt ihr als Pflicht ob, auch die schmerzlichen Verhältnisse der Gegenwart, sofern sie überhaupt künstlerischer Darstellung fähig sind, abzuschildern, und Ein Blick auf die Kunstgeschichte beweist daß auch die großen alten Genremaler sich diesen Vortheil nie entgehen ließen. Neben den lustigen Kirmessen und Schenkstuben des Teniers und Jan Steen, neben den eleganten und comfortablen Boudoirstücken des Dow und Netscher stehen in der niederländischen Kunst die ernsten Szenen Wouverman's da, wo die vom Kriege ausgesognen Bauersleute mit den magern Gäulen unter freiem Himmel ihre Rast halten, und es fehlen selbst greuliche Hexenbilder und noch schrecklichere Episoden des dreißigjährigen Krieges nicht, wo eine zügellose Soldateska mit Raub und Mord das friedliche Hüttenleben tilgt und nicht einmal die Katze auf dem Baume verschont. Nun aber ist auch unsre Zeit eine schwere Zeit für Jeden dem die Norne nicht schon bei der Geburt Macht oder Gold in die Wiege gelegt hat, und vor allem den sogenannten untern Ständen ist die alte frische Lebenslust und mit ihr die Poesie der Existenz großentheils ausgegangen über der Sorge um das tägliche Brot. Der Grundton im gegenwärtigen Leben unseres Volkes ist

Gemalt von C. Hübner. Lith. Anst. Dondorf, Frankfurt a/M. gez. von F. Wieschebrink.

DIE WOHLTHÄTIGKEIT IN DER HÜTTE DER ARMEN.

mehr der Ernst als der Spaß, mehr der Gram als der Jubel und der Künstler der nicht gedankenlos die ausgetretenen Pfade fortschlendern mag darf einen solchen Grundton nicht überhören.

Nur muß im Interesse der Kunst allezeit festgehalten werden, daß es in dieser Art Stoffe giebt die unter der künstlerischen Möglichkeit liegen. Lumpen gehören in die Stampfmühle, Schmutz auf die Gasse, nicht auf die Palette. Es giebt ferner Empfindungen die über das Maß des ästhetischen Schmerzgefühls herausgehen, indem sie das Gemüth zerreißen statt es zu erheben, oder doch einen unharmonischen ungelösten Schmerz in ihm zurücklassen. Dieselbe Kunstkritik die den größten Theil der französischen Romantik mit vollem Recht verwirft muß auch Bilder treffen die auf diesen Abweg ausgehen. Grade eins der gepriesensten Bilder Hübner's scheint mir diesem Fehler zu verfallen: ich meine das vielbesprochene Jagdrecht. Sehen wir auch ganz von dem Stoffe selber ab, dessen Kritik ein deutscher Fürst mit Geist vollzog als er von dem Bilde sagte: „das ist aber kein Jagdrecht sondern ein Jagdverbrechen!" — so ist das Gefühl welches hier in uns erweckt wird Erbitterung nicht Versöhnung, und selbst das was eine solche Versöhnung gewissermaßen ersetzt, den Ausblick auf eine künftige Nemesis, hat der Maler nicht anzudeuten verstanden. Weit besser ist dieß in den schlesischen Webern gelungen, jenem Bilde welches den Ruhm Hübner's gegründet hat: hier war schon in mehreren Jünglingsgestalten das Unwetter des Aufstandes geweissagt das so bald ausbrach. Ebenfalls das herrliche dießjährige Bild, Auswanderer die von den Gräbern der Ihrigen schweren Abschied nehmen, trifft einen ergreifenden aber nicht zerreißenden Moment und verdient wol unter Allem was Hübner gemalt hat den ersten Preis, während der Holzdieb und die Verlassene wieder mehr eine herbe Spannung ohne Auflösung in sich trugen. Von dieser Seite betrachtet muß ich das Bild in unserm Jahrbuch sehr hoch stellen, obwol das Publikum, nach seiner Art die stärksten Erschütterungen liebend, dem gleichzeitigen Jagdrecht den Vorzug gegeben hat. Es stellt eine schlesische Weberfamilie in ihrer Hütte bei kaltem trübem Abend dar, der Schneeflocken wider das unvollständige Fenster treibt. Eben ist der starke Bursch rechts wiedergekommen und hat statt des Geldes das fertige Stück Leinwand zurückgebracht, welches der Großhändler nicht angenommen sondern mit dem Stempel der Untauglichkeit zum Verkauf unfähig gemacht hat. Bei dieser furchtbaren Nachricht ermattet des Alten

Lebenskraft, während die Frau, über das Kind hingeworfen, betende Hände zum Himmel wendet. In der Ecke links schläft ein jüngerer Bursch in einer großen Jacke sorglos seinen Hunger aus. Da tritt in dem Moment, wo Verzagen, Ingrimm, matte Verzweiflung triumfiren wollen, noch ungesehen die Rettung ein in Gestalt jener wohlgekleideten Frau aus den bürgerlichen Ständen, die mit froströthem Gesicht mühsam den schweren Korb und das Bündel mit der Flasche hereinbringt: sie giebt zu der ganzen wehmüthigen Harmonie den mildernden Schlußakkord. Dieses Bild, welches ein Jahr nach den schlesischen Webern (1845) in Köln ausgestellt war und nach England verkauft wurde, machte eine stille und schöne Gesammtwirkung, und ich habe Leute gekannt die mit Thränen in den Augen davor gestanden sind.

In allem Aeußern was zum Malen gehört ist Hübner durch die großen und männlichen Stoffe die er behandelt über alle Kleinlichkeit heraufgehoben worden. Er hat, wie es seinen Gegenständen zupaßt, alles Glänzende von sich abgethan, aber dafür eine seltene Kraft der Farbe sich erobert. Den Hauptton seiner Bilder wird man meist etwas düster finden: alles Einzelne ist mit Mark und Bestimmtheit, aber ohne tiftelndes Nachpinseln der Natur hingesetzt, und grade durch diese breite kecke Behandlung tritt der Hauptgedanke jedes Bildes, unbehindert von den Nebensachen, so wuchtig und unwiderstehlich hervor. Kaum Einer der jüngern Meister Düsseldorfs hat so gründlich wie Hübner in Gehalt, Auffassung und Farbe die Romantik und die etwas bängliche Technik der alten Schule von sich abgethan.

2. Meyer's Kinder beim Blindekuhspiel.

Der Maler dieses reizenden Bildchens, J. G. Meyer, giebt ein interessantes Beispiel, wie jede Veränderung der innern Lebensrichtung auch das äußre Schaffen des ächten Künstlers umgestaltet. Aus einer frommen Familie in Bremen am 28. Oktober 1813 geboren, verfiel er durch Erziehung und Umgang früh einer warmen religiösen und selbst bekehrungslustigen Stimmung, der nur eine frühe Liebe zum Malen ein Gegengewicht lieh. Er beabsichtigte Geistlicher und selbst Missionar zu werden: da erschreckte ihn eine heftige Aeußerung pietistischer Bornirtheit. In seinem sechszehnten Jahre hörte er von einem befreundeten Geistlichen das Wort aussprechen: „die Kunst sei eine Erfindung des Teufels, und man solle alle Bilder ins Meer werfen und ersäufen wo es am tiefsten sei.“ Dieß Wort entschied: durchdrungen von dem dunkeln Bewußtsein daß auch die Kunst göttlichen Lebens voll sei, bestimmte sich der Jüngling jetzt ganz für sie und reiste, anfangs in sehr beengenden Verhältnissen, im Jahr 1834 zur Akademie nach Düsseldorf ab. Hier durchlief er in einigen Jahren alle Klassen, erst in der Schule des Professors Sohn, dann unter besondrer Leitung des Direktors Schadow. Die fromme Richtung seines Gemüths wandte ihn zuerst auf heilige Malerei: 1837 sah ich in Düsseldorf sein hoffnungsvolles erstes Bild auf der Staffelei. Es stellte den Profeten Elias in der Wüste vor und lag also dem Stoffe nach so fern als möglich von den neuern Bildern des Künstlers ab. Aber in Einem verhieß er schon damals was er später erfüllt hat: der blendend die Gestalt des Dulders umfließende Glanz deutete bereits auf jene virtuosen Lichtwirkungen hin welche ihn noch jetzt charakterisiren. Außer einer

Menge biblischer Kompositionen, die unausgeführt blieben, entstanden damals noch zwei religiöse Bilder: Abraham mit seiner Familie beim Untergang der ruchlosen Vierstädte, und ein kleineres: Christus den Seinigen die Zerstörung des Tempels verkündigend. Aber allgemach wurde im Gemüth des Künstlers eine freiere, selbstständige Denkweise über religiöse Dinge und über das Leben herrschend, die Ansichten schwanden für die er früher geschwärmt hatte, und der Eifer für biblische Darstellungen wich einem offnen empfänglichen Sinne für die gemüthliche Seite des gegenwärtigen Lebens und der umgebenden Wirklichkeit. Diese Umwendung prägt sich in den Bildern seit 1839 ab: Meyer hat seitdem gar kein biblisches Bild mehr, sondern nur Szenen des heitern oder elegischen Genres gemalt und durch sie seinen Ruf begründet. Vor vier Jahren verließ er die Akademie, blieb jedoch in Düsseldorf, wo er denn gleich so vielen Andern auf einem eigenen Atelier malt. Es mag dieß wol dazu beigetragen haben, seinen Bildern seitdem eine noch größere Eigenthümlichkeit zu geben.

Das Charakteristische dieses Malers liegt, wie mich dünkt, eben so sehr in den Gegenständen wie in der Behandlung. Es ist vor Allem das Familienleben unseres kernhaften Bürgerstandes und in ihm wieder die Kinderwelt in ihrem anspruchslosen und darum so bezaubernden Reiz, in ihrer unschuldigen und doch so schalkhaften Naivetät, was er mit wahrhaft bewunderswürdigem Talent für jeden kleinsten Charakterzug auffaßt und wiedergibt. Seine Stoffe sind demgemäß weniger bedeutend als vielmehr anziehend und häufig rührend: während in Hübner eine starke, ja herbe Mannesseele wohnt, besitzt Meyer den ganzen Zauber weicher, anmuthiger, ich darf wol sagen weiblicher Empfindung. Am meisten verbreitet in den rheinischen Kreisen ist sein märchenerzählendes Mädchen, weil der kölner Kunstverein es durch den Kupferstich bekannt gemacht hat. Hier und auf dem Bilde das unser Jahrbuch mittheilt ist das neckische Uebergewicht des klugen Mädchens über die Bubenwelt und wiederum der ältern Geschwister über die jüngern das Anziehende: auf andern Bildern aber stellt sich dieß himmlische Gefühl durch welches erst der Kreis der Familienempfindungen sich beglückend abschließt, das Gefühl der Geschwisterliebe, in voller rührender Innigkeit dar, wenn etwa die Kinder sich um die Wiege des Neugebornen versammeln oder das kranke Kind umringen oder endlich — dieß ist eins der jüngsten und gelungen-

Gemalt v. Meyer von Bremen. Gez. v. Demselben. Lith. Anst. Dondorf Frankfurt a/M.

BLINDEKUH SPIELENDE KINDER.

sten Werke — das Genesende zum erstenmal wieder in ihre Spiele ziehen. In größern Umfang gehen denn solche Stücke, wo die Erwachsenen ins Kinderleben miteingreifen, die Wittwe die mit den Ihrigen das Abendgebet hält, der Pfarrer der am Morgen seines Jubiläums aus der Pforte tritt und mit Jubel empfangen wird, oder der Künstler der nach geraumer Zeit ins Vaterhaus heimkehrt, während die Buben seine Effekten herbeischleppen und die Mädchen sich über den langen Bart verwundern der ihm seither angewachsen ist. Erst in jüngster Zeit hat Meyer sich auch auf ergreifende Gegenstände gewendet und 1845 durch den träumenden Gefangenen, dem die Freiheit Weib und Kind nebst dem erlösenden Schlüssel in den Kerker bringt, so wie durch die „Ueberschwemmten" von 1846 den Beweis geliefert, daß ihm auch der volle nächtige Ernst des Lebens nicht verschlossen ist. Namentlich das letztre Bild gehörte unstreitig zu den Hauptzierden der jüngsten rheinischen Ausstellungen. Eine Wöchnerin mit dem Säugling, den ältern Kindern und der Ziege erscheint auf den obersten, künstlich noch erhöheten Boden des Hauses vor dem steigenden Wasser geflüchtet, das auch diese letzte Zuflucht zu erobern droht. Da kommt ein rettender Nachen, und die ganze Familie, von der ehrwürdigen Großmutter herab bis zu den frohen Kindern, grüßt mit trefflich abgestuften Empfindungen das wieder-geschenkte Leben. Da der Künstler einen feinen Geschmack und eine solide, durch Belesenheit in den beßten Schriftstellern genährte Bildung besitzt, so ist er in dergleichen Darstellungen stets mit Glück an der Klippe sowol des Zerreißenden als des Widrigen vorbeigefahren, und es gelingt ihm beständig die Natur von der edlern Seite zu fassen, wozu ihm die frühern historischen Studien trefflich an die Hand gehen. Meyers anziehende Sujets werden nun unterstützt durch große Verdienste der Ausführung. Charakteristisch für ihn ist der Sinn für das Licht, der so vielen Düsseldorfern abgeht: namentlich liebt er die Anwendung eines klaren Helldunkels. Seine Ausführung ist die genaueste: doch scheint er in den figuren- und umfangreichern Gemälden der letzten Jahre mit Glück einem breitern Pinsel nachzustreben. Besonders meisterlich und farbenkräftig behandelt er auch kleine Skizzen und Erfindungen in Aquarell: solche Blättchen von ihm sind gesucht. Ueberhaupt ist seiner geschmackvollen Stoffwahl, seiner reinlichen Technik und seinem Fleiße, der sich schon in der bedeutenden Anzahl der von ihm gelieferten Bilder kund giebt, auch

die Gunst des urtheilenden und kaufenden Publikums bedeutend entgegengekommen, und es ist um so höher anzuschlagen daß er sich dadurch nicht zu handwerklichem Arbeiten verführen läßt, in welches der Genremaler, wenn er erst ein gewisses Geschick und einigen Kredit gewonnen hat, so leicht verfällt. Allerdings liegt bei jenen frühern Sujets das Verkommen in unbedeutende Stoffe nahe, und im Kolorit hat Meyer sich theils vor den allzubrillanten Lichteffekten, theils vor etwas matter und gebrochner Farbengebung, überhaupt vor dem zu Künstlichen und deshalb Unwirklichen zu hüten. Da aber grade die jüngsten Bilder ihn im erfreulichsten Fortschritt zum Gehaltvollen und zu gediegenster Technik zeigen, sind die Abwege zur Bravour nicht leicht zu besorgen.

Die Blindekuh spielenden Kinder hat der Künstler selbst mit zuvorkommender Gefälligkeit in verkleinertem Maßstab für dieses Jahrbuch gezeichnet und hierdurch allein die meisterliche Nachbildung möglich gemacht die dem Leser vorliegt. Alle guten Eigenschaften des Malers sind hier vereinigt, und die reizende Schelmerei des Kinderlebens spricht sich gleich auf den ersten Blick so verständlich aus daß hier jedes Wort zur Erläuterung Ueberfluß wäre.

3. Volkhart's Todesgang der Maria Stuart.

Georg Wilhelm Volkhart ist der Sohn eines evangelischen Predigers und wurde den 23. Juni 1815 zu Herdecke in Westfalen geboren. Hier und zu Bochum, wohin der Vater später versetzt ward, verlebte er seine Jugend im elterlichen Hause und gedachte sich ebenfalls dem geistlichen Stande zu widmen. Aber eine frühe Liebhaberei fürs Zeichnen und Malen gewann die Oberhand, als er mit sechszehn Jahren das Gymnasium zu Düsseldorf besuchte und so in die Nähe einer Kunstschule kam. Bald trat er in die Akademie über und machte hier den gewöhnlichen Gang durch. Er begann, was so häufig wiederkehrt, seine schaffende Thätigkeit in Kunstgattungen die er hernach verließ. 1834 sah man in Düsseldorf sein erstes Bild: „Christus als guter Hirte" ausgestellt, dem bald ein romantischer Gegenstand: „Der Knabe Frithjof lehrt Ingeborg die Runenschrift" nachfolgte. Das ein Jahr später vollendete Bild aus dem befreiten Jerusalem: „Tankred und Erminia" führte den Künstler schon seinem eigentlichen Fache, der Historienmalerei, näher. Und nun, nachdem der einjährige Militärdienst in seine Arbeiten einige Unterbrechung gebracht hatte, trat er mit den drei Bildern hervor die seine gegenwärtige Anerkennung gegründet haben und ihm den vollen Anspruch geben unter den schönsten Talenten der düsseldorfer Schule für geschichtliche Malerei mitgenannt zu werden. Dieses sind die Szenen aus dem Leben der Maria Stuart, bei denen besonders die Auffindung der wirksamen Momente trefflich gelungen ist. Das erste dieser Bilder, 1840 begonnen, stellt die Ermordung des Sängers Rizzio beim Abendessen unter Nachtbeleuchtung dar; das zweite, die erzwungene Kronentsagung der

Königin auf dem Schlosse des Lochleven, war 1842, das dritte, glänzendste, der Todesgang, 1845 in Köln ausgestellt. Leider ist der Cyklus dieser so enge zusammengehörigen Gemälde zerstreut worden: den Rizzio besitzt Graf Hatzfeld in Calkum, die Kronentsagung hat der König von Dänemark auf der bremer Ausstellung angekauft, und unser Bild befindet sich auf Schloß Reuschenberg bei Opladen im Besitz des Grafen Fürstenberg. Seitdem hat der Künstler, außer vielen Porträts, für die düsseldorfer Ausstellung von 1846 den Tod des Admirals Coligny (ebenfalls Nachteffekt), und für die kölner desselben Jahrs Leonardo und Blandine nebst den beiden Mördern nach Bürgers Ballade gemalt: letzteres mit doppeltem Licht, vom Monde und einer Lampe hereinfallend. Coligny ist vom düsseldorfer Kunstverein angekauft worden und durchs Loos an Baron Hallberg in Jülich gefallen. Gegenwärtig hat Volkhart die Reise nach Italien unternommen.

Volkhart ist ein Künstler von tüchtigem Verstand und zugleich ein entschlossener nachhaltiger Charakter; für letzteres zeugen außer der Energie seines künstlerischen Schaffens auch Einzelvorfälle aus seinem Leben. Seine Technik geht ins Glänzende und ist auch in allen Nebensachen, Stoffen, Geräthen ungemein sorgfältig; das Licht weiß er trefflich zur Hervorhebung der Hauptfiguren zu benutzen; seine Gestalten sind würdig, im Charakter ausdrucksvoll, in der Zeichnung adelig. Für das Porträt kommen ihm diese sämmtlichen Eigenschaften ganz besonders zu Gute, und er weiß den Personen die ihm sitzen nicht bloß eine große sondern auch eine schöne Aehnlichkeit abzugewinnen. Aber in der Komposizion großer Bilder und in der Haltung einzelner Figuren neigt er noch zum Theatralischen, was sich auch bei unserm Bilde nicht völlig ableugnen läßt. Es ist zu erwarten daß das Studium der großen und ruhigen Meister Italiens ihn von dieser Neigung befreien werde.

Unser Bild führt uns nach Fotheringhay-Schloß und zeigt den Augenblick in welchem der Königin und ihrem Gefolge das Schaffot sichtbar wird. Die verschiedensten Gemüthsbewegungen bei diesem Anblick sprechen sich lebhaft, ja leidenschaftlich aus. Maria, sowol durch die Lichtwirkung als durch die Gruppirung der Uebrigen als Hauptperson kräftig hervorgehoben, erscheint im Mittel des Bildes fest aufgerichtet, die Augen gen Himmel gewendet, das Elfenbeinkreuz an den Busen gedrückt; die alte Kennedy und eine jüngere Dame ihres Hofes zu beiden Seiten; Melvil mit bitterm Weh, ver-

Gemalt von Volkhart | Lith. Anst. Dondorf, Frankfurt a/M | gez. von Wieschebrink.

TODESGANG DER MARIA STUART.

hüllten Angesichtes, vor ihr niederstürzend. Nahe dem Bogenthor durch welches die Henker sichtbar werden steht rechts der Sheriff der Grafschaft mit der Schriftrolle des Todesurtheils, links der protestantische Dechant von Peterborough dessen geistlichen Zuspruch die Königin bekanntlich ausschlug, hinter ihm Leute aus dem Volk, und ganz vorn ein mit gerungenen Händen knieender junger Diener. Die hiervon gelöste Gruppe zur rechten Hand zeigt uns die geringern Leute aus der Dienerschaft und mehrere Hochlandsschotten die als die treusten Anhänger Marias gekommen sind ihre Königin sterben zu sehen. Der Graf von Kent, der eigentliche Leiter der ganzen Begebenheit, weist sie mit gebieterisch erhobener Linken vom Handkuß der verehrten Scheidenden zurück. Hinter ihm ist noch der Kopf des alten Shrewsbury sichtbar, und durch die Pforte hindurch wird mittels der Partisanen die Schar der wachhaltenden Trabanten angedeutet. Das ganze Bild macht den trefflichsten Gesammteindruck und erfreute sich auf der kölner Ausstellung von 1845 der lebhaften Gunst des Publikums.

4. Marien Krönung.

Deckengemälde des dreizehnten Jahrhunderts.

Das Album vom Rhein hält sich verpflichtet, außer modernen Schöpfungen auch von der ältern Kunstblüte des Rheinlandes ein Zeugniß abzulegen. So bringt es dießmal eine vierte Zeichnung, welche eine Zusammenstellung verschiedener Gegenstände aus dem großen Kreise von Wandmalereien in der Kapelle der Komthurei zu Ramersdorf bildet. Dieses kleine Gebäude des dreizehnten Jahrhunderts gerieth vor mehreren Jahren durch eine Feuersbrunst in Unstand, die in den umliegenden Wirthschaftsgebäuden ausbrach. Die durch die Fenster jetzt eindringende Zugluft blätterte die mehrfach aufgetragene Tünche ab, und es traten an den Gewölbflächen Gemälde hervor die sich bald als sehr bedeutend kund gaben. Da der Eigenthümer des Schlößchens die Kapelle nicht wieder herzustellen beabsichtigte, aber mit großer Liberalität ihre Versetzung an einen andern Ort erlaubte und hiefür sogar einen namhaften Beitrag verwilligte, so wurde beschlossen sie rasch abzubrechen und auf dem bonner Kirchhof neu zu errichten. Hiermit wären die Wandbilder unwiederbringlich untergegangen: da verwandte sich der Oberbürgermeister von Bonn, Regierungsrath Oppenhoff, für ihre Rettung. Er veranlaßte den akademischen Zeichenlehrer Hohe zu einer genauen Besichtigung, ließ sich sodann noch durch einen andern Kunstfreund ein Gutachten über den Werth dieser Bilder ausstellen und verwilligte sogleich auf eigne Verantwortung die nöthigen Mittel, um sie vollständig aufzudecken und theils durch Pausen theils durch Nachzeichnungen zu erhalten. Ihm und Herrn Hohe vor Allen dankt man die Rettung eines Kunstwerkes das zu den ältesten und wichtigsten Erstlingen der kölner Schule gehört. Hohe unterzog sich jetzt dem mühevollen Geschäfte des Zeichnens, das ihn Monate lang zu oft handwerksmäßigen und ganz einsamen Arbeiten zwang, während ein Bericht nach Berlin die Bestellung von Aquarellbildern nach seinen Zeichnungen von Seiten des königlichen Museums zu einem Preise veranlaßte der dem Künstler einen genügenden Ersatz gab. Gegenwärtig ist durch den Abbruch des Bauwerks die Zerstörung der Originale bereits erfolgt.

Ueber diese Werke brauche ich nur Weniges zu sagen, da einer der ersten Kunsthistoriker unserer Tage, Dr. Schnaase in Düsseldorf, diesem Buche einen ausführlichen Aufsatz darüber einverleibt hat. Seit dessen Abfassung ist eine neue glückliche Entdeckung in diesem Gebiete hinzugekommen: ich meine die sehr bedeutenden Reste von Wandgemälden in der Unterkirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn. Durch die ebenso feine als gründliche Untersuchung, welche Simons in dem jüngsterschienenen trefflichen Texte zu seinen Abbildungen dieser Kirche geliefert hat, ist das Datum dieser Gemälde mit einer in solchen Dingen seltenen Sicherheit entschieden: sie fallen zwischen 1151 und 1156 (Simons, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf. Bonn 1846 [Düsseldorf, Buddeus] S. 20), und so ist es jetzt gestattet die Geschichte der kölner Schule vor Meister Wilhelm neben den drei am Schlusse des Schnaase'schen Aufsatzes aufgeführten Bilderkreisen in Brauweiler, Ramersdorf und im Domchor zu Köln noch um ein und zwar das älteste Werk dieser Art zu vermehren.

In Bezug auf die hier mitgetheilte Zeichnung ist nur zu bemerken daß um den Raum zu füllen die Figuren um die Hauptgruppe herum ganz anders angeordnet werden mußten als sie in der Wirklichkeit stehen. Das Hauptbild, die Krönung der Maria, befindet sich auf dem nach Osten gewendeten Dreieck des mittlern Gewölbes im Hauptschiff der Kapelle (Schnaase S. 207) und ist oben von dem schönen Ornament mit Lilien eingefaßt das unser Blatt deutlich wiedergiebt (Schnaase S. 204). Zu beiden Seiten sind zwei von den vier musizirenden Engeln angebracht die im Original auf den beiden Seitendreiecken nach Norden und Süden stehen; weiterhin aber als Einfassung zwei Geistliche in statuarischer Haltung, die auf der inneren Giebelmauer nach Westen abgebildet sind, nebst den auf die Wandfläche aufgemalten Baldachinen über ihnen und den ebenfalls bloß gemalten großen Lilien zu ihren Füßen. Die obere Einfassung endlich zeigt das Muster eines Bandes das in der inneren Laibung der Fenster, und die untere ein gleiches das in einer kleinen spitzigbogigen Seitennische des Mittelchors herumläuft. Aehnlich, nur noch viel reicher und glänzender, sind auch in der Kirche zu Schwarzrheindorf die breiten Gurtbänder mit architektonischen Ornamenten bemalt.

Gottfried Kinkel.

Die Ahnfrau.

Novelle von Louise von G.

Es giebt nichts Liebenswürdigeres als einen liebenswürdigen alten Herrn! sowie ein heller Herbsttag der schönste Tag, die spät reifende Traube die köstlichste Frucht, die ehrwürdige Eiche der edelste Baum ist.

Mein Held ist ein alter Herr, Cosmus Freiherr von Ingram. Er ist Obrist und Kammerherr gewesen, aber das hat er aufgegeben, um sein eigener Herr auf seinem eigenen freiherrlichen Schlosse zu sein. Das Schloß ist wunderschön gebaut, wunderschön gelegen, es hat nur einen Fehler — es spukt dort — die Ahnfrau des alten Hauses Ingram geht um. Zum öfteren zeigt sie sich aber glücklicherweise nur in der Schloßcapelle, und dahinein braucht ja bei Nacht Niemand zu gehen.

Diese Ahnfrau muß umgehen, weil sie im Groll gegen ihren Gatten gestorben — unversöhnt vor ihren Schöpfer getreten. Was sie nicht verzeihen wollte, war freilich eine Untreue gewesen, wie die Sage berichtet, aber wenn wir solche Nachsicht auch keiner lebenden zumuthen wollen, eine sterbende Frau muß Alles verzeihen können — selbst eine Untreue!

Die Ahnfrau mußte also deswegen umgehen schon seit mehreren hundert Jahren, während der ungetreue, aber buß- und reuefertige Gemahl in süßer Ruhe in seinem Grabe schlief, wie es symbolisch die steinerne Figur darauf andeutete. Er

und seine Gemahlin waren in verschiedenen Ecken der Capelle begraben, denn sogar das hatte sie in ihrer letzten Stunde verlangt, und darin bestand jetzt grade ihre Strafe, daß sie ihr Grab verlassen mußte, um pflichtschuldigst zu den Füßen des Grabmals ihres Herrn die lange Nacht hindurch zu knien und zu beten.

Cosmus besaß ihr Bild, es hing in seinem Schlafzimmer, denn er war der Einzige im Hause, der sich nicht davor fürchtete. Oft betrachtete er sogar mit einer gewissen Liebe die schönen regelmäßigen, aber todtenblassen Züge der unglücklichen Frau. Ihre Augen waren dunkel und langgeschlitzt und ihre Augenbraunen in der Mitte zusammengewachsen, was ihrer Physionomie etwas Hartes und Strenges verlieh — aber der Mund war unbeschreiblich lieblich, so lieblich wie je Lukas Kranach einen gemalt hat.

Doch scheiden wir von der todten Ahnfrau, um zu dem lebenden Cosmus überzugehn. Cosmus war Wittwer, er hatte seine Gemahlin bei der Geburt ihres ersten Kindes verloren. Dieses Kind lebte aber noch und war jetzt ein achtzehnjähriger Student — also einer der glücklichsten Menschen, die auf Erden leben, denn achtzehn Jahre alt, reich, hübsch und Student, soll das nicht der Inbegriff alles Jungen-Männerglückes sein?

Cosmus war jetzt allein mit seiner Dienerschaft auf dem Schlosse — das heißt, wenn er nicht Gäste hatte, und das war eigentlich das ganze Jahr hindurch der Fall, denn selbst junge Damen kamen, unbekümmert unter der Hut ihrer Mutter, zu dem sechs und fünfzigjährigen Freiherrn — sie fanden ihn nicht gefährlich, obgleich sie einstimmig behaupteten, es gebe auf Erden keinen liebenswürdigeren Mann.

Er hatte spät, in seinem sechs und dreißigsten Jahre erst, geheirathet und seine zweijährige Ehe erschien ihm jetzt in der Erinnerung wie ein Traum, wie ein Moment. Daß er sich nicht wieder vermählt, war aller Welt unbegreiflich, besonders

unbegreiflich, da er seine Frau nicht leidenschaftlich geliebt, ja sie eigentlich nur aus Rücksichten, mit etwas Wohlgefallen vermischt, erwählt; also warum sie ein ganzes Leben lang betrauern? Und grade dieser Umstand enthielt die Ursache seiner Ehelosigkeit — aber das begriffen die Menschen nicht!

Eine liebelose Ehe ist, zumal auf dem Lande, wo man so sehr auf einander beschränkt ist, etwas unbeschreiblich Trauriges! Denn eine Ehe ohne Liebe verstößt ja eben so sehr gegen die Gesetze der Natur, wie eine Liebe ohne Ehe gegen die Gesetze der Welt — und das Widernatürliche dieses Verhältnisses hatte Cosmus tief und voll Reue empfunden — deshalb scheute er vor der Ehe, überdem war kein überwiegender Grund dazu vorhanden. Keine Leidenschaft trat in sein Leben — er hatte nur einmal geliebt und das in frühester Jugend — die Braut eines Andern.

Seine alte Haushälterin, Fräulein Hoffmann, die durch seine Güte vollkommen die Stellung der Hausfrau einnahm, sorgte mit schwesterlichem Eifer für sein körperliches Wohl. Besuchende Verwandte und nicht Verwandte, worunter sich sogar mehrere geistreiche Notabilitäten der nächsten Hauptstadt befanden, sorgten durch ihre liebenswürdige öftere Gegenwart vollkommen für seine geistigen Bedürfnisse — warum also thun, wozu ihn sein Herz nicht trieb?

Cosmus war bei seiner Morgentoilette. Der Kammerdiener hatte sorgfältig seine schon etwas grau schillernden aber noch vollen Locken um seine hohe schöne Stirne gelegt. Seine großen stahlblauen Augen sahen gedankenlos das eigene Bild im Toilettenspiegel an. Der Freiherr war noch ein schöner Mann, obgleich er nicht jünger, eher älter aussah als er war, was überhaupt oft der Fall bei Menschen ist, die sich viel geistig beschäftigen. Es verging kein Tag, wo er nicht mehrere Stunden in seinem Arbeitszimmer mit den heterogensten Studien zubrachte; in letztrer Zeit beschäftigten ihn die Naturwissenschaften ausschließlich. Die ihm eigne Lebhaftigkeit des

Geistes verhinderte zwar ein sehr anhaltendes Studium eines und desselben Gegenstandes, wodurch er nicht war, was man gründlich gelehrt nennt, aber sie beförderte die Vielseitigkeit seiner Bildung — es gab keine Kunst, keine Wissenschaft, die er nicht wenigstens einmal in seinem Leben getrieben; zu den ihn anziehenden kehrte er dann immer wieder von Zeit zu Zeit zurück. Bei der Erziehung seines Sohnes hatte diesem der geistige Durst seines Vaters viel genutzt — Kinder sind ja am besten mit Beispielen zu erziehen.

Jetzt, heute, wollte sich der Freiherr noch eifriger als sonst in seine Studien vertiefen. Ein berühmter Gelehrter, sein Freund, hatte ihm sein neuestes Werk im Manuscript zur Prüfung zugeschickt. Obgleich nun Cosmus von der gewöhnlichen Eitelkeit dilettirender Gelehrten frei war, so freute ihn doch diese Anerkennung seiner Urtheilskraft und seiner Bildung ungemein.

Leute vom Fach sollten überhaupt, wenn sie ein unbefangnes Urtheil über ihre Werke zu hören wünschen, dieselben an Dilettanten zur Durchsicht geben, obgleich es gewöhnlich umgekehrt der Fall ist. Erstens sind sie dann sicher, daß ihr Buch gelesen wird und zwar gerne gelesen wird, im Gefühle grüner richterlicher Eitelkeit. Dann hören sie ein unbefangnes, frisches, von Rücksichten unverkümmertes Urtheil, während im entgegengesetzten Falle die Zeichen unendlich ungünstiger stehn. Wir wollen zum Beispiel einen Schriftsteller der harmlosesten Sorte, den lyrischen Dichter nennen. Wie unglücklich ist er, wenn ihm von irgend einem dilettirenden Schöngeist ein Paquet weißen, mit regelmäßigen Zeilen beschriebenen Papiers, mit der Bitte um „gütige Beurtheilung" in die Hand gedrückt wird!

Verse — ruft er heimkehrend aus, indem er mit kläglichem Gesicht die Rolle aus der Tasche zieht, — Verse, die ich lesen soll!

Und Wochen, Monate ruht bestäubt und bestäubter das Manuscript auf seinem Pult, bis ihn eine Mahnung des harrenden Verfassers zur zornigen übereilten Durchsicht treibt. Was kann da das Resultat sein?

Cosmus ging mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Der grünsammtne Schlafrock hing in weiten Falten um seine schlanke Gestalt. Er war nicht groß, aber fein und aristokratisch gebaut, mit kleinen Händen und Füßen und schmalem Kopfe.

Es giebt Tage, wo die Seele der Erinnerung besonders zugänglich ist, wo längst vergessene Begebenheiten mit lebensfrischer Kraft vor unser inneres Auge treten, ungerufen, ungewünscht — und dennoch ergreifend und bewältigend. Einen solchen Tag hatte heute der Freiherr; er konnte nicht lesen, nicht arbeiten, er hielt das Manuscript in Händen, aber er hatte es noch nicht geöffnet.

Ein Gang in's Freie wird mir wohl thun und mich aus dieser Zerstreuung reißen, sagte er endlich mit halber Stimme. Diesen harmlosen Vorsatz auszuführen, sollte ihm aber nicht gewährt werden: es kam Besuch, zwei Wagen voll, und Cosmus mußte nun die Honneurs machen. Aber er that dies auch nicht mit der gewohnten Grazie, so daß die Hauptperson unter den Gästen, eine junge Frau, ihm förmlich deshalb Vorwürfe machte.

Ich habe heute den ersten Streit nach sechswöchentlicher Ehe mit meinem Manne gehabt, sagte sie laut lachend, und um ihn zu strafen, erklärte ich ihm, ich wolle die Gesellschaft eines liebenswürdigern Mannes aufsuchen, und da nannte ich Sie.

Die ganz gewöhnliche Höflichkeit hätte nun verlangt, daß Cosmus mit einigen Worten für diese Auszeichnung dankte, aber selbst dies that er nicht, er verbeugte sich halb und lächelte wie im Traum. Er war heute überhaupt im Begriff, seinen Ruf als galanter Mann einzubüßen, diesen

Ruf, der für ihn doppelt kostbar war, weil er damit den eines geistreichen Mannes verband.

Bei Tische sagte er plötzlich nach einem langen Stillschweigen zu seiner Nachbarin: Wenn ich an Ahnungen glaubte, so würde ich überzeugt sein, daß mir heute noch etwas Besonderes begegnen müsse, denn ich bin so aufgeregt, wie am Vorabende eines Ereignisses.

Sein Kammerdiener trat in diesem Augenblick ein und flüsterte ihm bestürzt etwas in's Ohr. Der Freiherr musterte ihn wie einen Verrückten.

Bei Gott, es ist wahr, gnäd'ger Herr, sehn Sie nur selbst.

Cosmus stand rasch auf und trat an's Fenster.

Was ist wahr? riefen die Damen.

Die Fenster meiner Capelle sind erleuchtet und alle Thüren geschlossen, entgegnete Cosmus mit bewegter Stimme, indem er vom Fenster fort trat.

Adelgunde.

Die Capelle des Schlosses Ingram ist mit dem Hauptgebäude nur durch einen schmalen überwölbten Gang verbunden, der sich übrigens schlecht genug ausnimmt und dem sonst so schönen Anblick der beiden Gebäude schadet. Aber freilich ist es für die Schloßbewohner angenehm, an regnigen Sonntagen trocknen Fußes ihre Andacht verrichten zu können. Die Thüre, woran dieser Gang sich reiht, ist eine Nebenthüre der Capelle; auf der entgegengesetzten Seite befindet sich eine ähnliche, die auf das freie Feld führt — der Haupteingang hingegen ist auf dem Schloßhofe selbst, wo sich auch bei gutem Wetter die

Notabilitäten der Nachbarschaft zum Gottesdienst versammeln, und wenn er vorüber ist, eine Art ländlichen Corso veranstalten. Bei trübem oder kaltem Wetter wird die Kirche im Dorfe, als den Meisten näher gelegen, mit der Gegenwart der guten Gesellschaft beehrt.

Die Capelle war im Aeußern wie im Innern mit großem Geschmacke gebaut, und Herr von Ingram hatte sie erst kürzlich ganz neu herstellen lassen, mit jener Pietät, die man in unserer außerdem so pietätlosen Zeit für alte Gebäude hat.

Den Altar, der hoch erhöht auf weißen Marmorstufen stand, deckte ein rother Sammetteppich, zwei riesige massive Silbercandelaber standen darauf, die Kerzen brannten hell, obgleich kein Bewohner des Schlosses sie angezündet — ihr Licht beleuchtete einen Gegenstand, auf welchen im nächsten Augenblicke des Freiherrn Blicke fielen, nachdem er an der Spitze seiner Gäste in die räthselhaft erleuchtete Capelle gedrungen war.

Auf den Stufen des Altars lag in dichte weiße Schleier gehüllt ein Etwas, das einer menschlichen Gestalt glich. Cosmus zauderte einen Augenblick, aber sich zusammennehmend beugte er sich nieder und entfernte mit scheuer zarter Hand die Hülle, die ihm den Kopf der Gestalt zu verbergen schien. Da kam ein Weib zum Vorschein, und zwar ein schönes junges Weib, mit bleichen Wangen und fest geschlossenen Augen, die zu schlummern schien. Alle waren angenehm überrascht — nur der Freiherr nicht. Der schlug erschrocken die Hände vor das Gesicht und rief in erschütterndem Tone, indem er drei Schritte zurückwich: Allmächtiger Gott! Sie ist es!

Sei es nun durch den plötzlich auf ihre Augen eindringenden Lichtstrahl oder durch den Ausruf Ingrams geweckt, das junge Weib schlug die Augen auf, und als sie Menschen um sich erblickte, sprang sie blitzesschnell auf ihre Füße, indem sie in französischer Sprache ausrief: Wo bin ich?

Bei diesen Worten faßte sich Ingram und trat wieder vor. Er nahm freundlich die Hand des zitternden Mädchens in die seine und redete in ihrer Sprache milde beruhigende Worte zu der Erschrockenen.

Als sie in die klaren klugen Augen des schönen alten Mannes gesehn, beruhigte sie sich auch wirklich; sie ließ sich von ihm fortführen, und er wies ihr ein Zimmer an, denn seine Menschenkenntniß gestattete ihm keinen Zweifel, daß das junge Mädchen das Opfer einer Intrigue sei.

Seine Gäste, besonders die junge Frau von Mörfeldt, brannten vor Neugierde, etwas Näheres von dem Abentheuer durch die Fremde selbst zu erfahren, aber Ingram sprach von andern Dingen, und nachdem er Fräulein Hoffmann zu dem jungen Mädchen geschickt, um sie nach ihren Wünschen zu befragen, worauf sie ihn um eine Unterredung bitten ließ, sprach er beinahe gar nichts mehr, die einzige Art, wie Leute von Erziehung Zudringlichen das Lästige ihrer Gegenwart anzuzeigen vermögen.

So mußten sie denn endlich abziehen, voll Freude, soviel Merkwürdiges in der Residenz erzählen zu können, und voll Aerger, nicht mehr erfahren zu haben.

Als der zweite Wagen vom Hofe rollte, verfügte sich Cosmus zu der Fremden. Sie trat ihm weinend entgegen.

Was werden Sie von mir denken, Herr Baron? Von einem Mädchen, das auf so comödienhafte Art in Ihr Haus gedrungen? Aber, bei Gott, es ist nicht meine Schuld, ich selbst weiß so wenig wie Sie, auf welche Weise ich in Ihre Capelle gekommen!

Das glaube ich, das glaube ich Ihnen.

Ich muß Ihnen Alles sagen, Herr Baron, mein ganzes Leben schildern, damit Sie begreifen, wie man so mit mir verfahren konnte.

Ich bin ganz Ohr.

Beide ließen sich nieder und die Fremde begann: Von meinen Eltern, meiner Familie ist mir nie etwas bekannt geworden. Ich bin in einem Kloster des südlichen Frankreichs erzogen. Ein Fremder hatte mich als einjähriges Kind mit einer Summe als Kostgeld der Abtissin übergeben und ihr dabei eine, von einem großen Handlungshause in Paris unterzeichnete Anweisung, dieselbe Summe jedes Jahr zu erheben, eingehändigt. Er nannte keinen Namen, versicherte aber, daß ich einer guten Familie angehöre und, sobald ich erwachsen, von derselben solle aufgenommen werden, was jetzt, da die Ehe meiner Eltern noch ein Geheimniß, eine Unmöglichkeit sei.

So wurde ich siebzehn Jahre alt. Sechszehn Jahre im Kloster, mein lieber Herr, das ist mein ganzes Leben! An meinem letzten Geburtstage kam eine alte Frau, eine Dienerin, wie es schien, und indem sie sich durch einen Schein desselben Hauses, das mein Kostgeld auszahlte, legitimirte, behauptete sie den Auftrag zu haben, mich zu meinen Eltern zu bringen.

Wer war glücklicher als ich! Die raschen Postpferde, die unsern kleinen leichten Reisewagen zogen, kamen mir unerträglich, wie Schnecken langsam vor. Station um Station wurde zurückgelegt, wir hielten keine Nachtquartiere, immer fort und fort. Jede Viertelstunde frug ich im Anfange meine Begleiterin, ob wir noch nicht bald am Ziele seien. Sie verneinte immer. Außerdem sprach sie wenig. Ich munterte sie auch nicht dazu auf, alle meine Sinne waren zu sehr in Anspruch genommen durch die Erwartung, wie ich meine Eltern, meine Familie finden werde, und darüber konnte mir die Frau keine Auskunft geben, denn sie behauptete, dieselben selbst nicht zu kennen, und nur durch einen Beauftragten gemiethet worden zu sein. Meine letzte Erinnerung von der Reise ist, daß ich in einen festen Schlaf verfiel, nachdem mir die Alte einen Becher Limonade gebracht, den sie auf mein Geheiß in dem Posthause, wo wir die Pferde wechselten, mir bereiten lassen.

Ich erwachte in Ihrer Capelle, vor Ihren Augen — das ist Alles was ich weiß, Alles was ich Ihnen sagen kann.

Wie heißt das Kloster, wo man Sie erzogen?

Es ist das Kloster der Ursulinerinnen zu Bayonne. Und nun erlauben Sie mir auch eine Frage. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich, als ich erwachte, Ihre Blicke mit dem höchsten Schrecken auf mich gerichtet sah — was hat mein Anblick so Furchtbares für Sie gehabt?

O nur eine Aehnlichkeit, eine frappante unbegreifliche Aehnlichkeit! Aber wie heißen Sie oder vielmehr wie nannte man Sie im Kloster?

Algonde, Algonde Ingre.

Algonde? Also auch Adelgunde? Sonderbar, immer sonderbarer! und sogar die Aehnlichkeit des Familiennamens! sagte Cosmus halblaut vor sich hin.

Seine Blicke ruhten wieder forschend, durchdringend auf dem Mädchen, so daß sie die ihrigen niederschlug. In der That war es der Mühe werth, sie zu betrachten, denn sie war eine schöne auffallende Erscheinung. Ihr geschweifter, zarter Hals trug einen oval geformten und edlen Kopf, dessen Scheitel dunkle, reiche, glänzende Haare deckten. Die langgeschlitzten, ebenfalls dunklen Augen schlossen sich schüchtern wie die eines Kindes, obgleich die breiten schwarzen Augenbraunen, die in der Mitte zusammenliefen, ihr ein älteres entschiedenes Ansehen verliehen. Die weichen Sammetwangen waren blaß, aber der schöne kleine Mund war frisch gefärbt wie eine Coralle, und lieblich, so lieblich wie Cosmus nur einen gesehn.

Er riß sich mit Gewalt los von ihrem Anblick, der ihn immer mehr verwirrte, statt ihm die Räthsel dieser Begebenheit zu lösen. An die Wahrheit der Aussage Adelgundens glaubte er unbedingt. Auf ihrer hohen weißen Stirne stand deutlich geschrieben: Lüge ist mir fremd.

Schwer wurde es dem Freiherrn, Fräulein Hoffmann, die Adelgunden für eine Betrügerin hielt und nach großen Umschweifen ihrem Herrn diese Ansicht mittheilte, vom Gegentheile zu überzeugen. In einem Hause, wo eine häßliche alte unvermählte Frau als Herrin waltet, wird ja ohnedem eine junge und schöne nicht gerne aufgenommen. Fräulein Hoffmann zeigte sich in diesem Falle besonders vorsichtig, Cosmus besonders heftig. Die Unterredung zwischen ihm und seiner Haushälterin endigte mit einer Scene. Er entließ sie mit den Worten: Ich befehle Ihnen, daß Sie das Fräulein wie meine Tochter behandeln. — Seit achtzehn Jahren hatte er nicht so mit ihr gesprochen. Die arme Gekränkte weinte bitterlich, und Adelgunde genoß ahnungslos die Thränen der Alten in der einfachen Abendsuppe, die sie gewünscht, und welche ihr Fräulein Hoffmann auf das Geheiß des Freiherrn selbst bringen mußte, bei welchem Gange Tropfen um Tropfen in die kleine offne Terrine fiel.

Hätte Eifersucht die Thränen hervor gerufen, so hätte Adelgunde bei ihrem Eintritt in das Haus vergiftet werden können, denn Thränen einer eifersüchtigen Frau, von ihrer Gegnerin getrunken, sollen für diese ja das schärfste Gift enthalten — aber eifersüchtig war Fräulein Hoffmann nicht — bewahre!

Ein alter Mann.

Seit sechs Wochen bewohnte Adelgunde das Schloß, und noch war nicht die Spur einer Aufklärung über ihr räthselhaftes Erscheinen verbreitet. Cosmus hatte nicht Mühe, nicht Geld gespart, nach Frankreich geschrieben, sich auf den näch-

sten Poststationen erkundigt, aber nichts erfahren als das Wenige, was ihm die Fremde bereits mitgetheilt — nur Etwas, und auch das hatte er früher schon errathen gehabt.

Die Abtissin, die Adelgunde erzogen, pries sie als ein vorzügliches Geschöpf und wünschte jedem Hause Glück, das sie beherbergen durfte. Der Enthusiasmus für ihr Pflegekind verlieh dem Style der alten Frau sogar dichterischen Schwung. Sie schrieb: Ihr Charakter ist wie Demant so klar, so fest, so rein. Ihr Herz wie Wachs.

Der Freiherr brachte diesen Brief zu Adelgunden, weil er dachte, ihr durch diesen Beweis von Liebe ihrer alten Freundin eine Freude zu machen; aber wie allen wahrhaft bescheidenen Menschen war es ihr peinlich, ihr Lob zu hören. Als Cosmus die erwähnte Stelle las, wurden ihre weißen Wangen purpurroth und ihr Athem beklommen. Ingram betrachtete sie voll Rührung.

Verzeihen Sie, daß ich Sie verletzt, sagte er freundlich, ich bin so lange Zeit nicht mit Ihres Gleichen zusammengetroffen, daß ich mich nicht mehr richtig zu benehmen weiß.

Wen nennen Sie meines Gleichen? fragte sie halb ängstlich, abermals erröthend.

Die Engel! antwortete Cosmus, aber mit so mildem herzlichen Tone, daß, so stark auch der Ausdruck war, er diesmal doch nur ein Lächeln auf Adelgundens Züge lockte; sie hielt diesen Vergleich für einen Scherz, und fuhr deshalb in demselben Tone fort:

Wann gingen Sie denn zuletzt mit „meines Gleichen" um?

Aber jetzt wurde Cosmus plötzlich ernst.

Das ist mein Geheimniß! Adelgunde — ach, ich bin nicht so glücklich wie Sie, mein Kind, ich kann nicht mein ganzes Leben erzählen, nicht so jeden Menschen in mein Herz schauen lassen — ich habe eine Vergangenheit und zwar eine trübe, schmerzliche, und doch was ist das Alles gegen die

Gegenwart? Und Cosmus deckte mit der Hand die klaren Augen, in die Adelgunde so gerne blickte, um ihr zu verbergen, wie trübe sie eben geworden.

Adelgunden schmerzte es, daß auch sie, wie zur Vergeltung, ohne Wissen und Willen die Stimmung des Freiherrn getrübt. Mit weiblichem Tact fragte sie ihn nach dem Einzigen, von dem sie sicher war, daß seine Nennung jederzeit angenehm sei.

Haben Sie kürzlich keine Nachricht von Ihrem Herrn Sohne?

Nein, sagte Cosmus, indem ein Strahl väterlicher Freude sein Antlitz wieder erhellte, nein, es wird ihm zu gut gehen. O, er muß kommen, Sie müssen ihn kennen lernen, er Sie. Ich werde ihm sagen, wie Sie mir eine liebe Tochter geworden, wie die unbekannte Macht, die, vielleicht in schlimmer Absicht, Sie bei mir ausgesetzt, mir ein so großes Glück, eine so große Freude zugeführt.

Wäre dem so! Aber muß ich nicht fürchten, Ihnen lästig zu sein? besonders seitdem alle Gäste, von denen sonst Ihrem gastfreundlichen Schlosse Leben und Heiterkeit verliehen wurde, um meinetwillen unter nichtigem Vorwande abgewiesen werden?

Diese Menschen verdienen nicht anders behandelt zu werden. Sie haben Sie und mich beleidigt. Schaarenweise kamen sie hierher, und nachdem ich ihrem unbescheidenen Drängen nachgegeben und Sie trotz Ihrem schüchternen Widerstreben in den Gesellschaftssaal gebracht — wie hat man sich da benommen! Als seien Sie eine Wilde — ein seltener Vogel! — der sich für Geld sehen läßt.

Das thaten nur Einzelne, Herr Baron, nur einige junge Leute, verzeihen Sie ihnen!

Wollen Sie ihnen verzeihen, Adelgunde, und wieder in den Salon kommen, wenn Leute da sind?

Adelgunde schüttelte heftig erschrocken den Kopf. Nein, nein, das kann ich nicht — ich muß hier bleiben in diesen lieben

schönen Zimmern, die Ihre Großmuth der armen Heimathlosen eingeräumt, bis endlich meine Verwandten sich meiner erbarmen und mich anerkennen und bei sich aufnehmen werden.

Da sei Gott vor, rief Cosmus rasch — ich kann nicht mehr ohne Sie leben! Sie haben sich mir unentbehrlich gemacht, und wenn ich hier bei Ihnen sein darf, kommt es mir nicht in den Sinn, jemals noch andre Gesellschaft zu wünschen. Er brach kurz ab — dann sagte er bittend: Singen Sie mir etwas!

Adelgunde hatte eine bedeutende mächtige Stimme, eine Stimme, die nicht nur vom Zuhörer gehört und innerlich empfunden wurde, sondern so stark war, daß sie einen anwehte wie Lufthauch und die Atmosphäre füllte wie ein starker Duft.

Sie kannte natürlich nur Kirchenlieder, aber ein Ave Maria von ihr gesungen war für alle, die ihm beiwohnten, wie ein Gottesdienst. Sie sang, und als sie geendigt und aufstand, sah Cosmus sie mit durchdringendem Blicke an. Den Rest meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich wüßte, wer Sie sind, sagte er zuletzt mit leidenschaftlicher Stimme.

Ich auch — die Hälfte, sagte Adelgunde.

Die Hälfte Ihres Restes, lächelte Cosmus. O Kind — Sie dürfen nichts hergeben von einem Leben, das noch nicht angefangen hat und das, wie meine Ahnung mir sagt, ein Feentraum sein muß — Ihnen darf kein Leid nahn.

Das ist mir auch bis jetzt nicht geschehen, aber — auch keine Freude. O schelten Sie mich nicht undankbar, mein Wohlthäter, fügte sie schnell hinzu, als Cosmus Züge sich bei ihren Worten trübten: Nein, thun Sie das nicht, wenn ich auch Ihre Güte nicht anerkenne, wie sich gebührt. Aber die Art wie ich den Aufenthalt in Ihrem Schlosse begonnen, hat jede Freude daran unmöglich gemacht — ich fühle mich ewig als Eindringling. O sonst, sonst gewiß würde ich so glücklich hier sein, es ist hier so viel freundlicher, heller,

glänzender als in unserm Kloster — und Sie sind so gut — o so gut ist nie Jemand für mich gewesen!

Ist das wahr, Adelgunde? Adelgunde, ist das wirklich wahr? O täuschen Sie mich nicht! Könnten Sie sich wirklich hier gefallen, wirklich hier glücklich sein, wenn Sie sich überzeugen ließen, daß Sie ein Recht haben, hier zu sein — wenn — Cosmus stockte in seiner leidenschaftlichen Rede — Adelgundens verwunderte Blicke brachten ihn um seine sonst so unerschütterliche Fassung.

Um seine Befangenheit zu verbergen, zog er ein Buch aus der Tasche, um welches sie ihn heute Morgen gebeten. Sie nahm es angenehm überrascht aus seiner Hand, nicht ahnend, daß die schnelle Erfüllung ihres Wunsches dem besten Pferde des Barons das Leben gekostet, denn sein Reitknecht hatte es in gestreckter Carriere aus der nächsten Stadt holen müssen; dabei war das Pferd gestürzt und hatte bereits erschossen werden müssen — ein Unfall, der außerdem des Barons Heiterkeit auf mehrere Tage getrübt haben würde, aber jetzt, nach einer Stunde, hatte er ihn schon wieder vergessen.

Adelgunde hatte kein Falzbein, um das Buch aufzuschneiden. Cosmus erinnerte sich, noch ein sehr elegantes, ein Geburtstagsgeschenk seiner Frau, zu besitzen. Er ging in sein Zimmer, um es ihr zu holen. Als er das Schiebfach seines Schreibtisches aufschloß, worin es neben mehreren kleinen Geschenken der Verstorbenen lag, überkam ihn plötzlich der Gedanke, wie werthlos diese Dinge jetzt für ihn seien, ja, wie geringen Werth sie eigentlich immer für ihn gehabt, im Vergleiche mit einer welken Blume nur, die er von ihr empfangen!

Tief erschüttert ließ er sich auf seinem Lehnstuhl nieder. Er sah sich rings im Zimmer um, wie um Trost zu holen. Das Bild der Ahnfrau, die Hauptzierde, im prachtvollen goldnen Rahmen, hatte er in neuester Zeit mit eigener Hand

sorgfältig verhängt; außerdem hingen noch an den Wänden Schildereien des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, Bilder berühmter Generale aus jener Zeit, die er persönlich gekannt.

O Gott, was bin ich denn, rief er plötzlich laut aus, daß ich mit einemmale finde, daß dies das Zimmer eines alten Mannes ist? Diese Männer sind meine Zeitgenossen, und drüben das Kind — kennt sie kaum noch dem Namen nach!

Vor ihm stand eine goldne Tabatiere, er gebrauchte sie nicht mehr, denn Adelgunde hatte ihn verwundert gefragt: Warum schnupfen Sie denn? Ist das so angenehm? Jetzt schob er sie in den Papierkorb, um sie nur nicht mehr zu sehen.

Was soll das werden? brach er endlich aus; ich bin beinahe sieben und fünfzig, sie siebzehn Jahre alt — als sie geboren wurde, war ich schon nicht mehr jung — vierzig Jahre war ich schon alt, und ich liebe sie, ja ich liebe sie wie wahnsinnig, ich habe keinen andern Gedanken mehr — und sie, sie verehrt mich! Wenn sie mich haßte, das wäre besser — aber ich habe den schlimmsten, unüberwindlichsten Fehler, ich bin alt! ich bin ein Greis! ich könnte längst Großvater, ja ihr Großvater sein! Wenn ich um Liebe flehe, wird mir das Schlimmste geantwortet: Zu spät!

Er stand auf, er trat vor den Spiegel. Wenn ein alter Geck sich in ein junges Mädchen verliebt, so verjüngt ihn das. Er kleidet sich dann sorgfältiger, er lächelt, er ist froh in der Hoffnung, ja in der Ueberzeugung, über alle jüngeren Nebenbuhler zu siegen, und der Ausdruck dieser Sicherheit verjüngt ihn auch wirklich.

Liebt aber ein bedeutender alter Mann ein junges Weib, so liegt für ihn in dem Gedanken des Unpassenden seiner Neigung etwas Drückendes, Entmuthigendes. Die ruhige Heiterkeit des älteren Mannes verläßt ihn nur, um einer quälenden Scham, einer haltlosen Verlegenheit Platz zu machen. Diese ungewohnte Empfindung aber beraubt ihn des letzten Restes

jugendlicher Heiterkeit, seine Gesundheit wird erschüttert, und er erscheint deshalb älter als früher, wo er nichts war als ein heiterer alter Herr; jetzt ist er ein unglücklicher alter Mann — und als solcher sah sich auch Cosmus jetzt im Spiegel.

Wo Leidenschaft und Vernunft im Streite liegen, siegt gewöhnlich die erstere, denn sonst wäre es ja keine Leidenschaft — durch diesen Sieg legitimirt sie sich erst als solche. Das war auch der Fall bei Cosmus — noch vierzehn Tage unglaubliche Leiden, zerstörende Kämpfe — und er unterlag.

Bleich, zitternd trat er in das Zimmer des jungen Mädchens, die ihn freundlich, anmuthig, ahnungslos wie immer empfing. Sie reichte ihm auch jetzt, wie immer, wenn er bei ihr eintrat, ihre weiße Hand. Aber diesmal nahm er sie nicht. Auch den Stuhl, den sie ihm bot, nahm er nicht. Er blieb vor ihr stehen, vor ihr, die verlegen über dieses ungewöhnliche Benehmen ihres Beschützers ihn schüchtern anblickte.

Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Adelgunde.

Befehlen Sie.

Sie ahnen nicht, was es ist — nein — denn es ist Wahnsinn! Und doch müssen Sie ja sagen.

Sie machen mich lächeln. Was kann mein edler Freund von mir verlangen, worauf ich nicht mit tausend Freuden ja sagte und abermals ja, froh, mich Ihnen ergeben zu zeigen?

Ja, ergeben, Adelgunde: das ist das rechte Wort! Das ist das Wort, nicht verletzend für Sie, nicht lächerlich für mich. Sie sollen mir ergeben sein!

Das bin ich ja, mit Leib und Seele.

Mit Leib und Seele! O Gott, sie ahnt nichts. Nein, Adelgunde, schütteln Sie nicht den Kopf, es ist etwas zu Ungeheures, Entsetzliches. Sie — sehen Sie mich wohl an, ich bin sechs und fünfzig Jahre alt. Sie siebzehn — also

beinahe vierzig Jahre jünger als ich, und dennoch bin ich wahnsinnig, ja gottlos genug, Sie um Ihre Hand zu bitten.

Was wollen Sie? frug zitternd Adelgunde.

Sie sollen mich heirathen. Hast Du mich nun verstanden, Du armes Kind? Ja, verhülle nur Dein schuldloses Antlitz, weine nur, aber laut mußt Du weinen, vielleicht schämt sich dann der alte böse Mann, und läßt Dich Deine Freiheit, Deine Schönheit, Deine Jugend unverkümmert genießen.

Cosmus drückte halb bewußtlos seine glühende Stirne an die Fensterscheiben, und biß sich die Lippe blutig in Scham und Reue um dessentwillen, was er doch nicht lassen konnte. Adelgunde saß mit verhülltem Antlitz einige Schritte von ihm, und weinte still, wie jedes unschuldige Kind an ihrer Stelle gethan haben würde.

Cosmus wandte sich und ging nach der Thüre; als er sie schon mit der Hand berührte, sprang Adelgunde auf, faßte den Zipfel seines Kleides, und sagte schluchzend:

Nein — so dürfen Sie nicht von mir gehen — so nicht. Sie dürfen um meinetwillen nicht unglücklich sein. Wenn Sie mich lieben, wenn es Ihr Leben verschönert, so kann ich Ihre Frau werden eher als die eines Andern, denn Sie liebe ich doch am meisten auf der Welt.

Als Ingram mit plötzlich leuchtenden Augen ihre Hände fassen wollte, sagte sie mit einem kleinen, nicht ganz zu unterdrückenden Schauder: Am liebsten hätte ich freilich gar nicht geheirathet!

O Adelgunde! Prüfe Dein Herz, ist es Dir so gar entsetzlich — so gar furchtbar, einem alten Manne an den Altar zu folgen?

Nein, nein! haben mich nicht Diejenigen, die über mich zu gebieten haben, an dem Altar Ihres Hauses niedergelegt? — Ja, rief sie mit plötzlich aufflammender Begeisterung: diesen Altar will ich hüten!

Cosmus wagte nicht, das junge Mädchen, die wie eine Heilige — und rein wie eine Heilige war sie auch — vor ihm stand, zu berühren. Er beugte nur das Haupt in Ehrfurcht vor ihr, als er sie verließ.

Lothar.

Adelgunde war nun die Verlobte des Freiherrn, aber es wußte es Niemand auf Erden als sie und ihr künftiger Gemahl. Beide waren sich in dem Wunsche, ihre Verbindung geheim zu halten, begegnet. Von dem glücklichen Stolze anderer Brautpaare, womit diese aller Welt nicht früh genug ihre Verbindung verkündigen können, fühlten Beide natürlich nichts. Cosmus wollte durch eine besondere Erlaubniß des Landesherrn sich über alle gerichtlichen und kirchlichen Förmlichkeiten vor der Trauung, wegsetzen, nach diesem Akte aber mit der jungen Frau eine weite Reise antreten, wo sie sich dann an ihn gewöhnen sollte, wie er hoffte. Er wollte langsam und bescheiden ihre Neigung gewinnen, sein ritterlicher Sinn ließ keine andere Möglichkeit zu.

Er führte seine junge bleiche Braut am Arme durch die große Kastanienallee des Schloßgartens. Sie sprach mit milder Heiterkeit, einem Hauptzuge ihres Wesens, von ihrem stillen Leben im Kloster, und in welcher Unkenntniß der weltlichen Verhältnisse sie dort aufgewachsen:

Die Nonnen erzählten uns natürlich nichts oder wenig von der Welt, und die Pensionärinnen, die von draußen zu uns kamen, waren immer noch vollständige Kinder und wußten wenig mehr als wir. Eines erinnere ich mich noch, denn es machte große Epoche in unserem Leben — trotz Kloster

und Clausur drang eine Liebesgeschichte zu unseren Ohren, und zwar war im Kloster selbst die Veranlassung dazu.

Es hatte früher dem Orden der Clarissinnen zugehört, und eine Menge Leichensteine zeigten noch, wo diese Armen, die unter so strenger Regel gelebt, nun im Tode ruhten. Ein Stein in der Ecke der Kirchhofsmauer erregte besonders unser Mitleid. Es war das Grabmal einer lebendig Eingemauerten, wie uns eine Laienschwester sagte. Als wir in kindischer Neugier nach ihrem Vergehen frugen, sagte man uns im Anfang nur, sie habe gegen die Regel des Ordens gesündigt. Später aber, ich war damals schon vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, sagte uns eine Pensionärin, die ungewöhnlich spät noch aus besondern Rücksichten aufgenommen worden — sie war schon dreizehn Jahre alt — jene Nonne sei eingemauert worden zur Strafe daß sie einen Edelmann geliebt.

Aber man soll ja alle Menschen lieben, riefen wir Klosterkinder im Chor.

Davon versteht ihr nichts, versetzte schnippisch die Neuangekommene, obgleich wir sämmtlich viel älter waren als sie. Lieben und Lieben — das ist ein großer Unterschied.

Welcher? frugen wir mit dem größten Respect.

Nun, die eine Liebe ist die, welche man uns befiehlt, die andere ist die, welche man uns verbietet.

Mit dieser Erklärung waren wir nicht zufrieden, und nur einige angeführte Beispiele von jungen Mädchen, die gegen den Willen der Eltern ihr Haus verlassen, um einem Fremden zu folgen, den sie, aber nicht die Eltern liebten, vermochten uns die Sache deutlich zu machen.

Dieses Mädchen wußte uns eine Menge Geschichten ganz neuer Art zu erzählen, von unglücklichen Ehen, Entführungen, Verkleidungen, die wir alle mit offenem Munde anhörten. Denn unsre Begriffe gingen bis jetzt nur zu einer glücklichen, durch den Segen der Eltern geheiligten Ehe, wie die Nonnen

uns die unsrer Eltern geschildert, wenn einmal unsre Fragen unumgänglich die Rede darauf brachten.

Die „Neue" — denn so hieß immer die zuletzt Gekommene, bis wieder eine Andere kam — die Neue hatte sogar einige Romane eingeschmuggelt, von Frau von Genlis, Madame Cottin, sowie einige Mährchenbücher. Die gingen nun um der Reihe nach — ja aus diesen Romanen stammt alle meine Welt- und Menschenkenntniß, setzte Adelgunde mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln hinzu.

Ingram sah sie gerührt an, er schwur sich innerlich, diese reine Unschuld zu hüten, diese weiße Perle in Gold und Edelstein zu fassen, und kein unedles Metall, keinen rauhen Stoff in ihre Nähe zu bringen. Alles um sie, so träumte er, sollte schön und edel, anmuthig und harmonisch sein, nichts sollte ihr Auge, nichts ihr Ohr verletzen.

Denselben Abend schrieb er noch an seinen Sohn. Er sollte kommen, Adelgunden kennen lernen, dann wollte ihm der Vater mittheilen, wozu er sie erlesen. Aber wie, sagte er, im Schreiben innehaltend, wenn nun Lothar sich in sie, oder, was für mich eben so traurig wäre, wenn sich Adelgunde in ihn verlieben sollte — besser, ihm meine Verlobung gleich bei seiner Ankunft mittheilen. — Nein, nein, ich will das Schicksal walten lassen, mag es entscheiden, wem sie gehören soll; meinem eignen Sohne will ich diese Braut, die Lieblichste ihres Geschlechtes, nicht vorenthalten, da vielleicht der Himmel sie ihm bestimmt.

Einige Tage später kam der Student an. Ein schöner, rothwangiger Jüngling mit großen dunkelblauen Augen; hellbraune Locken flogen um seine breiten kräftigen Schultern, und er war eine Handbreit größer als sein Vater.

Bei Tische wurde er Adelgunden vorgestellt. Ihre Schönheit machte offenbar einen großen Eindruck auf ihn. Er starrte sie unverwandt während der Mahlzeit an. Sie selbst war schüchtern wie immer, noch schüchterner wie immer.

Nach Tisch erzählte Cosmus seinem Sohne, wie sie in das Haus gekommen.

Das ist also so eine Art großes Findelkind, lachte der junge Mann — nun, ein solches Findelkind läßt sich Jeder von uns gefallen!

Der Freiherr zog die Augenbraunen zusammen.

Mache keine schlechten Späße, Lothar, das Mädchen ist ein Engel.

Ach, Papa, wer kann das wissen. Vielleicht eine listige Betrügerin, die sich in Ihr Testament einschleichen will.

Er verdient sie nicht, sagte Cosmus zu sich selbst.

Die mag von schöner Herkunft sein, fuhr sein Sohn fort.

Sicher, sagte Ingram mit einer gewissen Heftigkeit, sicher ist sie von einer schönen und guten Herkunft, darüber täusche ich mich nicht.

Sonderbar, Papa, lachte der Sohn, daß Sie diesesmal weniger vornehm-mißtrauisch, weniger aristokratisch-exclusiv sind, als ich. Und vor einiger Zeit noch, als mich mehrere meiner Freunde nach Ihnen frugen, war ich gottlos genug zu sagen: Mein Papa wäre ein vortrefflicher Mann, wenn er nur nicht so ein Erzaristokrat wäre!

Warum glaubst Du das von mir? frug Cosmus in jener nachsichtsvollen Güte, die Eltern so häufig einzigen Kindern gegenüber entwickeln.

Weil Sie so strenge gegen die Tante waren, versetzte Lothar ernst und etwas vorwurfsvoll.

Hast Du von ihr gehört?

Nein — an mich hat sie sich ja überhaupt noch nie gewandt. Ich hätte dann auch für die einzige Schwester meines Vaters gethan, was in meinen Kräften stand.

Der Freiherr antwortete nicht, sondern ging mit verschränkten Armen und düsterer Stirne im Zimmer auf und ab.

Die Geschichte dieser Schwester, Rosaliens von Ingram, war der wunde Fleck des freiherrlichen Hauses. Sehr schön,

sehr jung und sehr unerfahren, und schwärmerisch, wie man es in dem Alter von sechszehn Jahren ist, hatte sich ihre unbeschäftigte Phantasie darin gefallen, eine Leidenschaft für den ersten Liebhaber einer herumziehenden Schauspielertruppe in sich auszubilden. Sie entfloh mit ihm nach einer Vorstellung, wo er im Schlosse den Karl Moor in den Räubern gespielt.

Das junge Paar, obgleich aller Bestechungsmittel beraubt, fand dennoch einen Geistlichen, der sie traute. Rosalie trat nun zuerst ins Leben. Sie machte da manche schmerzliche Erfahrung, die allerschmerzlichste war ihr aber, daß ihr Mann ein schlechter Schauspieler war.

Diese Entdeckung machte sie bei der ersten großen Bühne, wo sie wirkliche Künstler sah. Sie schrieb an ihren Bruder und bat ihn um Verzeihung. Da er viel älter war als sie, so hatten seine Eltern ihn bei ihrem Tode zum Vormund seiner Schwester ernannt; er hatte also ihr ganzes Vermögen in Händen, was aber nicht bedeutend war, da in der Familie beinahe alles zum Majorat gehörte und sein Eigenthum war. Er antwortete ihr nicht selbst, sondern ließ ihr nur durch ihre ehemalige Gouvernante ihren Trauschein abfordern. Als er diesen erhalten, schickte er ihr bloß eine Anweisung, um ihr Erbtheil bei einem Banquier zu erheben. Kurze Zeit darauf verheirathete er sich.

Zu seiner Ehre wollen wir glauben, daß zuweilen ein Gefühl von Reue über sein Benehmen gegen die Schwester sein stolzes Herz beschlich, und nur die Scham, unconsequent zu erscheinen, ihn abhielt, seinen Fehler gut zu machen.

So hart wie Herr von Ingram jetzt handelte, haben vor ihm und nach ihm viele eben so edle Männer gegen Frauen gehandelt. Wenn einer ihres Geschlechts einer leichtsinnigen Tänzerin nachläuft und ihr vielleicht sein Vermögen zum Opfer bringt, so lächeln sie nur über dieses cavaliermäßige Betragen. Wenn aber ein unerfahrenes Mädchen, so unerfahren

wie nie ein Mann ist, einem Unwürdigen, oft nur einem niedrig gebornen Mann ihre Stellung und ihre Existenz aus wirklicher Leidenschaft zum Opfer bringt, so verdammen sie diese ohne Mitleid! Ueberhaupt sind es ja nicht die Gerechten und Schuldlosen, welche die Steine auf die Schuldigen schleudern! So ist es auch in der Frauenwelt selbst, die schärfsten Zungen gehören da nicht den Reinsten!

Rosalie hatte, seitdem sie ihr Vermögen erhalten, nur den Empfang durch ihre Unterschrift bescheinigt und dann nicht wieder geschrieben. In ihrem ersten Briefe hatte das arme Kind allen Schmerz, alle Reue, alle Liebe ihres jungen Herzens dem Bruder zu Füßen gelegt — zum zweiten Male konnte sie das nicht. Cosmus erfuhr nichts mehr von ihr. Zufällig hörte er, daß ihr Gatte seine Gastspiele mehreren bedeutenden Bühnen angetragen, aber von diesen wegen seines Mangels an Talent, abgewiesen worden. Er war weiter nichts, als ein schöner Mann.

Vor zwanzig Jahren hatte Cosmus Schwester sein Haus verlassen, und jetzt stand ihm durch Lothars Mahnung der letzte Tag ihrer Anwesenheit so lebendig vor Augen, als wäre es gestern gewesen.

Lothar hatte für die Tante, die er nie gesehen, eine jugendlich schwärmerische Zuneigung, er rechnete aus, daß sie jetzt erst sechs und dreißig Jahre alt sein konnte, denn sie war zwanzig Jahre jünger als sein Vater. Sie war vielleicht noch eine schöne Frau, o wenn er ihren Aufenthalt gewußt, er würde zu ihr geeilt sein und sich zu ihrem Ritter aufgeworfen haben. Ein schönes Miniaturbild von ihr hatte er aus dem Schranke seines Vaters heimlich zu sich genommen, und war förmlich verliebt in dies schöne blonde Gesicht. Von seiner Kindheit an hatte er ohnedem für Blondinen geschwärmt.

Dies, kindisch wie er nun einmal war, konnte vielleicht auch die Ursache sein, weshalb er, bei gerechter Anerkennung

von Adelgundens großer Schönheit, sich doch im Anfange nicht so von ihr angezogen fühlte, wie dies außerdem natürlich gewesen wäre. Denn Adelgunde besaß einen hinreißenden Zauber, eine Anmuth und Lieblichkeit, wie sie vielleicht unter vieltausend Frauen nur einer zu Theil wird. Doch Lothar entzog sich am Ende mit seinen achtzehn Jahren eben so wenig diesem Zauber, wie sein Vater mit seinen sechs und fünfzig Jahren.

Als er acht Tage zu Hause war, sagte er nach Tisch zu seinem Vater: Es ist sonderbar, wie Adelgundens Schönheit einem jeden Tag mehr in die Augen sticht; sie ist doch das schönste Frauenzimmer, das ich in meinem Leben gesehn — und eine Stimme hat sie, ein Organ — schade, daß sie nicht immer singt und spricht!

Meinst Du? sagte Cosmus, indem er lächelte.

Es war gut, daß Lothar noch kein Menschenkenner war, sonst wäre ihm aus dem Lächeln seines Vaters viel, sehr viel klar geworden.

Wie gefällt Ihnen mein Sohn, liebe Adelgunde? frug der Freiherr an demselben Abend das junge Mädchen.

Sie wurde verlegen. Ich habe so wenig Urtheil, sagte sie stockend, Sie und Ihr Herr Sohn sind außer den Geistlichen im Kloster die einzigen Herrn, die ich kenne, aber ich bin fest überzeugt, daß Baron Lothar verdient, Ihr Sohn zu sein.

Eine sehr diplomatische Antwort, sagte Cosmus etwas gereizt.

Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron; was heißt das: „diplomatisch?"

Cosmus lachte und erklärte es ihr. Diese häufig vorkommende Unkenntniß der in der Welt so gebräuchlichen Worte verlieh Adelgunden in seinen Augen immer noch einen Reiz mehr. Ueberhaupt ihre fabelhafte Unkenntniß und Unerfahrenheit. Sie kam ihm vor, wie ein frischer, eben erst dem Felsen entsprungener Waldbach, den noch kein Sonnenstrahl geküßt.

Können Sie sich denken, Adelgunde, fuhr Cosmus mit unendlicher Ueberwindung fort — können Sie sich denken, daß Sie diesen „Baron Lothar", wie Sie ihn immer nennen, bald „Sohn" nennen sollen?

Nein, das kann ich nicht, das werde ich auch nicht können, und bitte, bestehen Sie nicht darauf. Lassen Sie uns einander fremd bleiben, wie wir eben sind, oder vielmehr, da wir nicht Geschwister sein können, so erlassen Sie uns, zweien Menschen von gleichem Alter, das unnatürliche Verhältniß von Mutter und Sohn.

Sie haben mein Urtheil gesprochen, Adelgunde!

Ihr Urtheil, wie so? Aber Cosmus hörte sie schon nicht mehr, er hatte sich rasch entfernt. Die nächsten Tage bekam ihn Adelgunde nicht zu sehen. Er war nach der Residenz gereist und hatte Lothar mitgenommen. Adelgunde war allein im Schlosse, sie schrieb da in ihr Tagebuch:

„Wie liebe ich dich und lerne dich verstehen, du altes, schönes Schloß, seitdem wir allein und ungestört mit einander leben. Heimathlich umfängst du die Heimathlose und erzählst ihr lockende Mährchen, und sie selbst dünkt sich eine verzauberte Prinzessin. Ihr heißester Wunsch ist, daß ihre Wiege in deinen Räumen gestanden, daß sie hier ein Kind wäre, o Gott! ein Kind des Hauses!"

Die Trauung.

Cosmus und Lothar kamen zurück, beide blässer, beide schmäler als sie gegangen. Adelgunde aber war in der Zeit der Trennung blühender geworden — sie stand wie eine Rosenknospe zwischen dem blassen Jüngling, dem blassen älteren Mann.

In acht Tagen ist die Trauung, flüsterte ihr Cosmus im ersten Augenblick unbeobachteten Zusammenseins zu.

Weiß es Lothar? frug Adelgunde statt aller Antwort.

Warum diese Frage?

Weil er mir heute gesagt hat, er werde morgen oder übermorgen abreisen.

Das hat er Ihnen gesagt? rief auf's Höchste erstaunt Cosmus aus — das hat er Ihnen gesagt, und mir, seinem Vater, keine Silbe!

Er fürchtete wohl, Ihnen wehe zu thun — wollte vielleicht ohne Abschied gehen, erklärte Adelgunde mit einer Ruhe, die Cosmus mit all seiner Menschenkenntniß dies Mädchen zum tiefen Räthsel machte.

Lothar durfte nicht abreisen, sein Vater bewog ihn zu bleiben, was ihm um so leichter glückte, da der junge Mann von der Verlobung mit Adelgunde nichts ahnte.

Sie blieb sich durchaus gleich in ihrem ganzen Wesen: sanft, gefällig, heiter und lieblich wie immer. Lothar sah sie nur bei den Mahlzeiten, und da betrug er sich oft so sonderbar, daß sein Vater kopfschüttelnd ihn betrachtete. Er hatte ganz und gar das innere Gleichgewicht verloren; die erste Liebe verdreht ja gewöhnlich jungen Männern den Kopf. Die erste Liebe des Mannes hat etwas von dem ausschließlichen Hingeben der weiblichen Liebe. Ein Jüngling, der zum ersten Male liebt, thut auch nichts Anderes daneben, während er später als Mann noch hundert andere Dinge dabei treibt, selbst — eine zweite Liebe.

Lothar war jetzt oft ausgelassen lustig; je gleichmäßiger Adelgunde sich benahm, desto ungleicher und kindischer wurde sein Benehmen. Wenn sie ihn zufällig eine Weile nicht angesehen, stieß er seinen Stuhl zurück und verließ das Zimmer, und bald darauf hörte man ihn wie rasend auf seinem Pferde vom Hofe jagen, oder wenn sie, in ein Gespräch mit seinem Vater vertieft, ihn bei seinem Eintritt ins Zimmer nicht gleich

beachtete, war er im Stande, ihr die bittersten, für sie ganz unverständlichen Vorwürfe zu machen, daß selbst sein Vater ihm einen Verweis in Adelgundens Gegenwart nicht ersparen konnte. Noch etwas störte sie bei ihm, woran er aber eigentlich unschuldig war: seine Gespensterfurcht nämlich. In diesem Punkte war er wie eine Pensionärin. Um keinen Preis der Welt wäre er allein des Abends in die Capelle gegangen, und er glaubte fest an die Erscheinungen der Ahnfrau, so wie jedes anderen Gespenstes, von dem man ihm erzählte. Bei Adelgundens klarer, vernünftiger Einsicht konnte dies nur den kindischen, unmännlichen Eindruck vermehren, den sie ohnedies von ihm empfangen.

So kam denn, ohne daß er es ahnte, Adelgundens Hochzeitstag heran. Der Freiherr hatte eine große Gesellschaft bitten lassen, worüber sich Adelgunde sehr wunderte, da er ihr früher gesagt, er werde in aller Stille sich mit ihr trauen lassen. Niemand der Geladenen wußte aber, welches Fest im Schlosse sollte begangen werden, man erwartete nur einen ländlichen Ball. Adelgunde erschien ganz zuletzt unter den Gästen in einem einfachen Mousselin-Kleide, den Myrthenkranz in ihrem reichen Haar. Als sie eingetreten, nahm Cosmus sie bei der Hand und stellte sie der Gesellschaft als die Braut seines Sohnes vor.

Adelgunde sah ihn blaß und erschrocken an, als verstehe sie ihn nicht. Lothar aber blickte mit leuchtenden Augen auf die Gesellschaft, und man las darin die Frage: Hat noch Jemand eine so schöne Braut wie ich?

Der Freiherr fuhr, gegen die Gäste gewendet, fort: Ein Hand-Billet unseres Fürsten ermächtigt den Geistlichen, ohne Weiteres die beiden Kinder zu trauen, was deshalb diesen Abend noch geschehen soll.

Ich muß Sie allein sprechen, sagte nun Adelgunde mit zitternder Stimme, indem sie des Freiherrn Hand fester faßte.

Das Fräulein ist unwohl, versetzte er rasch, indem er Adelgunden zum Saal hinausführte. Auf ihrem Zimmer brach sie in Schluchzen aus.

Um des Erbarmers willen, was haben Sie gethan? Ihnen habe ich meine Hand zugesagt, und Sie schleudern sie ohne mich zu fragen Ihrem Sohne zum Erbtheil zu, als wäre sie ein Theil des Inventars dieses Hauses!

So lieben Sie Lothar nicht?

Nein! nein, wie konnten Sie das glauben? Wie kann ich diesen kindischen, zornigen, tollen Menschen lieben? Verzeihen Sie, es ist Ihr einziger Sohn, und vielleicht wird er noch eines Tages ein ganz vernünftiger Mann, jetzt aber ist er ein Kind. Ihnen wollte ich mit Freuden meine Hand reichen, ich hatte mich an den mir Anfangs so fremden Gedanken längst gewöhnt, und nun, o Gott! — Sie brach in Thränen aus und konnte nicht fortfahren.

Cosmus stand stumm, wie ein Träumender vor ihr. Ist das möglich, dachte er immerwährend, ist das möglich, daß sie mich meinem schönen, jungen, achtzehnjährigen Sohne wirklich vorzieht?

Sagen Sie mir nur, jammerte Adelgunde aufs Neue, warum Sie, wenn Sie auch mich zu Ihrer Tochter machen wollten, die Sache so beeilen mußten? Warum schoben Sie es nicht auf mehrere Jahre hinaus, wie es bei der Jugend Lothar's so natürlich gewesen?

Weil ich Sie liebte! rief Cosmus leidenschaftlich. Als die Frau meines Sohnes, als meine Tochter wurden Sie mir heilig, und ich konnte hoffen, mein widerspenstiges Herz Ihnen mit väterlicher Liebe sich zuneigen zu sehen; so aber — als seine Geliebte nur waren Sie mir zu gefährlich — ich fühlte, ich mußte Sie auf ewig von mir trennen, oder auf ewig mit mir verbinden — anderes ertrug ich nicht.

Beide standen stumm, rathlos einander gegenüber; endlich sagte Cosmus:

Ich will zu Lothar.

Nach einer Viertelstunde kam er wieder. Da ist nichts zu machen, Adelgunde, der ist wie rasend. Als ich ihm sagte, ich habe irrthümlich an Ihre Liebe zu ihm geglaubt und deshalb einen großen Fehler begangen, wurde er wie wahnsinnig, er schwört, sich noch diese Nacht zu tödten, wenn Sie nicht ihm heute Abend angetraut werden, wie ich ihm vor aller Welt versprochen. Werde hingegen die Trauung vollzogen, so gelobt er, eine Stunde nachher schon auf dem Wege nach der Universitätsstadt zurück zu sein, um erst in zwei Jahren wiederzukehren, da ich ihm gesagt, daß Ihre Haupteinwendung seine große Jugend sei — ebenso sein kindisches Benehmen, das er aber in seinem zwanzigsten Jahre, was er jetzt für ein hohes Alter hält, gewiß abgelegt zu haben glaubt. Schlagen Sie ein, Adelgunde, ich stehe Ihnen dafür, daß mein Sohn ein tüchtiger Mann wird, sobald er das Alter dazu hat — es steckt mehr in dem Jungen, als Sie glauben — machen Sie mich nicht unglücklich, bringen Sie mich nicht um mein einziges Kind!

Adelgunde war siebzehn Jahre alt, hatte also noch all den Respect vor den Todtschießungs-Vorsätzen der jungen Leute, den alle unerfahrenen Mädchen haben. Man muß älter sein, um zu wissen, daß es sich damit eben so verhält, wie mit dem Nie-wieder-lieben-wollen der jungen Mädchen, wenn sie von ihrer ersten Liebe, einem Studenten oder Fähndrich, vergessen wurden. Adelgunde glaubte also, Lothar werde sich erschießen, und edel und wahr und einfach, wie sie war, zauderte sie keinen Augenblick, dem Freiherrn ihr Jawort zu geben. Ueberdem hatte sie zwei Jahre Zeit, und zwei Jahre sind für junge Leute eine Ewigkeit, an deren Ende sie kaum glauben.

Sie wurde also mit Lothar getraut, in derselben Capelle, wo man sie gefunden. Zitternd sprach sie die Worte der ewigen Treue, und eine Centnerlast fiel mit dem Jawort auf

ihr junges, bis jetzt so leichtes Herz. Ihr Gemahl stand neben ihr wie ein junger Gott: schön, stolz, strahlend von Glück.

Dann ging man zum Nachtessen, und mit den Gästen zugleich setzte der junge Ehemann sich in den Wagen, nachdem er mit Siegermuth die erbleichende und dann wieder erröthende Wange seiner jungen Frau geküßt.

Als er fort war, waren eigentlich alle Theile ziemlich zufrieden. Adelgunde legte gottvertrauend, im Gefühle, mit ihrem Theuersten, ihrer Freiheit, die Gastfreundschaft dieses Hauses vergolten zu haben, ihr rundes Haupt auf ihr Kissen, und schlummerte ein wie immer, mit einem Gebet auf den Lippen. Der Freiherr war froh, sein Kleinod unter seinem Schutze noch zwei Jahre sicher zu besitzen — wenn auch als Tochter. Lothar schwärmte im Wagen von Plänen, wie er am besten männlichen Sinn und ernstes Benehmen vor seiner jungen Gemahlin an den Tag lege — wie wollte er sich auszeichnen, wie ihre Achtung erringen! Die ganze Welt sollte ihn nennen und kennen, und sie sollte stolz sein, ihm anzugehören und beschämt vor ihm das Haupt beugen, das schöne Haupt, das ihn im Traume noch umgaukelte.

Das Bild.

Sieben Vierteljahre waren seitdem verflossen, und Lothar hatte sein zwanzigstes Jahr erreicht. Sein Aeußeres erschien seitdem ungemein verändert. Aus einem bild-hübschen Jünglinge war ein schöner Mann geworden. Er sah jetzt viel älter aus, als er war, doch lag dies mehr in dem Ausdruck seines Gesichts, als in den Zügen selbst. Er hatte in dieser Zeit viel gelernt in jeder Beziehung, und sein Examen glänzend bestanden. Seine übrigen Pläne, berühmt zu werden und dergleichen, hatte er aufgegeben; so jung er war, so sah

er doch ein, daß dazu etwas mehr oder etwas weniger gehöre, als er besaß — Genie oder Charlatanerie.

Obgleich sein Charakter und seine ganze Geistesrichtung originell und ursprünglich, ja oft sogar genial waren, so besaß er doch keinen schöpferischen Geist, mußte sich also begnügen ein Mensch zu sein, ohne Aussicht je ein Gott, ein Held oder ein Don Quixote zu werden. Wenn er auch viele Eigenheiten und Schwächen, wie jeder liebenswürdige Mensch, besaß, so war er doch für seine Jugend ungewöhnlich klar und ausgebildet. Eine seiner ärgsten Schwächen war noch immer die Gespensterfurcht, und zahllose Duelle mußten diese schwache Seite seines moralischen Muthes zudecken, um in den Augen der andern jungen Leute seinen männlichen Charakter zu rehabilitiren. Seine Wärterin, eine alte Französin, die im Geisterreiche förmlich zu Hause war und schauerliche, haarsträubende Geschichten nur so aus dem Aermel geschüttelt, hatte wohl den ersten Grund zu dieser Eigenschaft gelegt, denn sie stand außerdem in gar keiner Verbindung mit seinem Wesen, das so einfach und unverschroben war, wie Justinus Kerners Wesen, der doch an seine Geister mit einer Andacht glaubt, die jeder vernünftigen Einrede bei dem außerdem so vernünftigen Manne spottet.

Lothar hatte eine freundliche, angenehme Wohnung; der Eingang zu seinen Zimmern war durch einen kleinen Garten; er hatte dies so einrichten lassen, da er seiner Studien wegen, die durchaus im Laufe der beiden Jahre beschlossen sein sollten, nicht die Stadt verlassen wollte, und doch aus alter Knabengewohnheit grüne Bäume nicht missen konnte.

Obgleich es heute ein ziemlich kühler Abend war, standen die Thüren seines Zimmers dennoch weit offen; er selbst saß im Luftzuge in einem weiten Sessel und rauchte eine Cigarre; dabei dachte er an seine junge Frau. Ein sonderbarer Wechsel war seitdem in seinen Gefühlen eingetreten. Er liebte Adelgunden noch, aber nur mit halber Seele, es war, als

hätte diese Neigung sein Wesen in zwei Theile gespalten. Der eine Theil dachte und philosophirte gleichgültig über den andern, und war förmlich neugierig, wie jener sich bei dem Wiedersehn mit seiner Liebe benehmen werde — aus der Leidenschaft war eben eine gewöhnliche männliche Neigung geworden, eine bewußte, kritisirende, berechnende.

Es ist nicht gut, wenn man lange getrennt von dem Gegenstande seiner Liebe lebt; man sieht dann ein, daß man auch ohne diesen Gegenstand das Dasein ertragen, ja zuweilen sogar die Geliebte auf Augenblicke ganz und gar vergessen kann. Es liegt ja im menschlichen Charakter eine bodenlose Vergeßlichkeit, ein unbegreiflicher Leichtsinn — wie könnte man sonst das Sicherste, Unabweisbarste, Traurigste, den Tod, so ganz und gar vergessen, wie wir es beinahe Alle thun?

Lothar dachte eben an den Tod, nicht an den seinigen, aber an den seines Vaters, und wie sehr er ihn vermissen werde, als ein heftiger Schlag gegen das ihm zunächst gelegene geschlossene Fenster erfolgte. Lothar war beinahe in demselben Augenblicke zur offenen Thüre hinaus gestürzt: im Garten sah er nichts, nur meinte er einen weißen Schleier im nächsten Gebüsch flattern zu sehen, aber auch dies war nichts, als er näher hinzutrat. Er durchschritt den ganzen kleinen Garten, den das helle Mondlicht größer und schöner erscheinen ließ: er begegnete Niemanden, keinem lebendigen Wesen, und die Pforte war verschlossen. Aufgeregt und verwirrt kehrte er in sein Zimmer zurück und schellte seinem Bedienten, der die Mansarden über seinen Zimmern bewohnte. Dieser erklärte auf Lothar's Fragen, nichts gehört zu haben; dies beruhigte aber seinen jungen Herrn keineswegs — er war überzeugt, der Schlag ans Fenster sei die Geistermeldung irgend eines ihn betreffenden traurigen Ereignisses gewesen.

Am folgenden Morgen erhielt er einen Brief von seinem Vater, worin ihm dieser schrieb, Adelgunde sei tödlich krank gewesen, ein Nervenfieber habe gedroht, sie ihnen zu entreißen:

nun, da die Gefahr glücklich vorüber, wolle er ihm erst Kunde von dem Unglücke geben. Lothar beschloß darauf, sogleich nach Hause zu reisen, er hielt es unter diesen Verhältnissen für unnöthig, die zwei Jahre auszuhalten; überdem fehlten ja nur noch einige Monate daran. Sein Geisterglaube aber war durch dies zufällige Eintreffen eines traurigen Ereignisses wieder um ein gutes Theil fester gewurzelt.

Als er im Schlosse ankam, war sein Vater gerade ausgegangen: er befand sich auf einem Spaziergange, um sich etwas zu erholen von der langen und mühsamen Pflege Adelgundens, für die er wie eine Mutter gesorgt.

Lothar erwartete seinen Vater auf dessen Zimmer, denn obgleich er hörte, daß Adelgunde sich wieder außerhalb des Bettes befinde, so wagte er doch nicht, so unvorbereitet bei der Kranken einzutreten. Die Zeit wurde ihm lang; er machte es wie alle Wartenden, er besah sich die Bilder an der Wand, endlich blieben seine Blicke an dem verschleierten Bilde der Ahnfrau hängen.

Warum mein Vater es mich nur bei meinem letzten Aufenthalte nicht sehen lassen wollte! Sonderbare Grille des alten Herrn!

Er trat dicht an das Bild, er schob mit gewandter Hand die Ringe, die den Vorhang hielten, zurück, und das ihm aus seiner Kindheit her nur noch dunkel erinnerliche, schöne blasse Gesicht der längst verstorbenen Dame blickte ihn mit traurigen Augen an — es kam ihm jetzt bekannter vor, als ehemals, er wußte aber selbst nicht warum, und ein kleiner Schauder überkam ihn.

Da hörte er den Schritt seines Vaters und schob den Vorhang wieder vor das Bild. Cosmus war sehr überrascht, den Sohn zu sehen, aber freudig, denn er liebte ihn doch gleich Adelgunden, und bemerkte deshalb nicht das erschrockene Gesicht Lothar's, als dieser ihn ansichtig wurde. Cosmus war nämlich unglaublich verändert in der kurzen Zeit, er sah

zum Erschrecken aus. Indem er Adelgunden seinem Sohn vermählte, und sie dennoch bei sich behielt, hatte er sich mehr zugemuthet, als er tragen konnte. Wenn in das Herz eines Mannes von seinem Alter eine Leidenschaft einkehrt, so zieht sie nur mit dem Leben wieder aus — und so schien es auch bei ihm der Fall zu sein. Glücklich, daß Lothar nichts von der Existenz dieser Leidenschaft wußte!

Bitte, liebster Vater, führen Sie mich zu Adelgunden, oder gehn Sie erst zu ihr und bereiten Sie sie auf mein Kommen vor.

Das will ich augenblicklich.

Nach einer kleinen Viertelstunde kehrte er zurück und faßte Lothar's Hand. Sei milde und sanft, mein Sohn, und rede leise bei dem kranken Engel!

Das versprach Lothar, aber als sie eintraten und Adelgunde ihnen, bleich und angegriffen wie sie war, einige Schritte entgegen ging, fuhr er mit einem lauten Schreckensschrei zurück:

Mein Gott, die Ahnfrau! Und ohne sich von Cosmus halten zu lassen, stürzte er wieder zur Thüre hinaus.

Was ist ihm? frug zitternd und weinend vor Schreck Adelgunde.

Cosmus hielt es für das Beste, die Wahrheit zu sagen, die er errathen. Es ist weiter nichts, als eine auffallende Aehnlichkeit, die Sie mit einem Bilde haben, welches sich in meinem Zimmer befindet, und die Ahnfrau unseres Hauses vorstellt. Als ich Sie das erste Mal sah, erging es mir eben so wie meinem Sohne.

Wie kam es denn, daß Lothar diese Aehnlichkeit nicht früher bemerkte?

Er hatte das Bild lange nicht gesehen, und heute vielleicht — ja gewiß, heute, als er allein in meinem Zimmer war, hat er es wieder betrachtet.

Cosmus ging nun weg, um Lothar aufzusuchen; er fand ihn ganz außer sich.

O, mein Vater — ist sie noch da? rief er ihm entgegen und faßte in der höchsten Aufregung seine beiden Hände.

Gewiß, und sie erwartet dich. Komm mit mir und laß dir nicht von dieser zufälligen Aehnlichkeit die heitere Laune stören — bedenke, es ist deine Frau!

Meine Frau! nun und nimmermehr! Es ist irgend ein böser Spuk, ein Gespenst — die Ahnfrau selbst!

Wäre Lothar nicht offenbar in Verzweiflung gewesen, sein Vater hätte sich über diese Behauptungen eines Lächelns nicht enthalten können.

So bedenken Sie doch nur, Vater, wie dieses Wesen in Ihr Haus kam. Man fand sie todtenähnlich, schlafend, in weiße Schleier gehüllt, am Fuße des Altars, in der verschlossenen Kirche — die Lichter brannten wie von Geisterhand angezündet, und sie selbst trägt unläugbar die Züge unserer vermoderten unglücklichen Ahnfrau, die jeder Bewohner dieses Schlosses schon bei Nachtzeit ruhelos umher irren sah — o mein geliebter Vater, gehen Sie nicht mehr hinüber zu diesem Wesen! Könnte ich Ihnen den Eindruck schildern, den ich eben von ihr empfing, wie sie bleich und gespensterähnlich, mit todtem Auge auf mich zuschwebte — wie Grabesluft wehte es mich an!

Lothar, du bist wahrhaftig auf dem Wege verrückt zu werden! Adelgundens Anblick erschreckte dich, aber du mußt bedenken, daß das arme Kind eben erst von einer tödlichen Krankheit erstanden ist, da kann man nicht blühend aussehen — hättest du sie vor einem Vierteljahre gesehen!

Glauben Sie, was Sie wollen, mein Vater, ich kann keine Gemeinschaft mit dieser Adelgunde haben. Das Romantische, Abenteuerliche ihres Schicksals ist für mich zum Gespenstig=Schauerlichen geworden — ich könnte nie ihre Hand fassen — nein, mein Vater, lassen Sie mich wieder gehn, und am besten, gehn Sie selbst mit mir und lassen Sie dieses gespenstige Haus mit seinen Bewohnern hinter sich. Jetzt

kann ich Ihnen nicht mehr verhehlen, was ich Ihnen anfangs verschwieg, daß Sie außerordentlich übel aussehen und durchaus einer Erholung bedürfen.

Lothar, ist es möglich, daß mein Sohn so handeln kann und aus kindischem Aberglauben im Begriffe steht, ein edles weibliches Wesen dem Hohn und dem Spotte der Welt preiszugeben, indem er es verlassen will? Lothar, wenn du das wirklich thun könntest, würdest du meine ganze Liebe verlieren.

O Gott! so sehr sind Sie in den Schlingen dieser — Adelgunde — und ha — was fällt mir ein, Adelgunde hieß ja auch die Ahnfrau unseres Hauses, hören Sie, Vater, sie heißt auch Adelgunde, was sagen Sie nun noch dazu?

Daß ich das längst weiß. Was ist aber da Schauerliches dabei? Es ist nur ein sonderbarer Zufall, weiter nichts.

So wäre es ein Zufall, daß man sie in der Capelle, dem Aufenthalt der Ahnfrau, in der verschlossenen Capelle gefunden, ein Zufall, daß sie ihr gleicht, als hätte sie ihrem Bilde gesessen, ein Zufall, daß sie heißt wie sie? O mein Vater, so überlegen Sie doch nur!

Schweige, wenn du mich nicht erzürnen willst.

Cosmus stand auf. Er fühlte zum ersten Male in seinem Leben den Zorn in sich mächtiger werden, als seine Vernunft, und das seinem einzigen Kinde gegenüber! In diesem Augenblicke empfand er deutlich, daß er Adelgunden weit mehr liebe als seinen Sohn, und er hatte sie ihm aufgeopfert, und das war der Dank! Er verhüllte sein Antlitz und verließ im höchsten Schmerze die Gegenwart seines Sohnes.

Eine halbe Stunde darauf war Lothar aus dem Schlosse und wieder auf der Landstraße, zu Fuße zwar, denn er hatte unbeachtet entkommen wollen, aber mit dem festen Willen, nicht vor Morgen einzukehren. Nur in der weiten Entfernung von seines Vaters Hause dünkte ihm Heil und Trost zu liegen, und er schritt in die Nacht hinaus, als entfliehe er seinem ärgsten Feinde.

Der Schauspieler.

Es war tiefer Spätherbst, und in den Kaminen des Schlosses Ingram brannten schon lustig die Buchenscheite. Beinahe alle Zimmer waren unbehaglich groß und kalt, nur ein kleines war im Schlosse, das graue Cabinet genannt, und das bewohnte jetzt Adelgunde.

Sie saß vor dem Feuer, bleich und hinfällig wie sie Lothar vor vier Wochen gesehen; sie hatte sich seitdem nicht erholt. Sein plötzliches Verschwinden, so wie der sichtbare Kummer des Freiherrn darüber beunruhigten sie zu sehr, um nicht schädlich auf ihre Herstellung einzuwirken — sie war nicht mehr eigentlich krank und doch recht elend. Ueberdem war ihr Lothar, bei seiner kaum minutenlangen Gegenwart, trotz seinem kindischen Abscheu vor ihrem Anblick, so sehr zu seinem Vortheile verändert erschienen, daß sie seine Entfernung doppelt beklagte; denn sie war in diesen einsamen zwei Jahren zuletzt so weit gekommen, sich auf ihn zu freuen. Cosmus melancholische Gesellschaft war ja in dieser langen Zeit, außer ihren Büchern und ihrem Instrumente, ihre einzige Zerstreuung gewesen; sollte sie sich da nicht zuletzt nach ihres Gatten Gegenwart sehnen, der doch jung und heiter war, mochte er in ihren Augen auch noch so viele Fehler haben? Cosmus hatte ihr über Lothar's Verschwinden keine hinreichende Erklärung gegeben, er hatte nur gesagt: sein Sohn werde wiederkommen, wichtige Geschäfte hielten ihn für jetzt noch fern. Daran glaubte sie aber nicht.

Sie saß, den Kopf auf die schmale Hand gestützt, und überlief in Gedanken ihr noch so junges und doch so freudeloses Leben. Seitdem sie Lebens- und Charakterschilderungen las, war ihr klar geworden, daß sie keine Kindheit gehabt,

daß sie jetzt keine Jugend hatte — es fehlte ihrem Leben das, was der Blume die Sonne ist, die mütterliche Liebe. O meine Mutter, wo bist Du, seufzte sie leise, liebst Du Dein Kind denn gar nicht? Es verging kein Tag, wo nicht dieser Gedanke ihr Herz erfüllte.

Sie saß noch in tiefem schmerzlichem Sinnen verloren, als Cosmus bei ihr eintrat. Er war beinahe eben so krank wie Adelgunde, und nur die Rücksicht auf sie hielt ihn aufrecht. Er litt unendlich viel mehr, denn ihn peinigte die stechendste Reue, aus väterlicher Liebe Adelgunden aufgegeben zu haben. Er mußte sich sagen, daß sie mit ihm ein heiteres, glückliches Leben geführt haben würde. Als sie seine Braut noch war, hatte er sich vorgenommen gehabt, sie nach der Trauung nach Paris zu führen, damit sie die Welt sehe und ihres jungen Lebens froh werde. Lothar's Frau konnte natürlich nur von ihm selbst in die Welt eingeführt werden, und Cosmus blieb nichts anderes übrig, als ihr Gesellschaft einzuladen, was sich aber Adelgunde auf das ernstlichste verbat; denn wenn die steifen, feierlichen Gesichter des benachbarten Adels sich in den großen Sälen des Schlosses zeigten, wurde ihr selbst dieser sonst so liebe Aufenthalt fremd und unheimlich.

Cosmus fühlte aber recht gut, welch traurige Existenz es für ein junges Mädchen, das aus dem Kloster kam, war, in einem verwitterten Landschlosse ganz allein auf die Gesellschaft eines alten Mannes und einer eben so alten Haushälterin beschränkt zu sein; er fühlte das schmerzlich, maß sich allein die Schuld dieses verfehlten Geschickes bei, und konnte es doch nicht ändern. Lothar's Ankunft und wie dann alles gut werden solle, war bisher, trotz seiner eigenen nie erstorbenen Liebe zu Adelgunden, sein einziger Trost gewesen; nun fehlte ihm auch dieser, und als Uebermaß, das er nicht mehr zu tragen vermochte, kam der unsinnige Abscheu seines Sohnes vor der ihm mit tausend Schmerzen abgetretenen Braut hinzu.

Kaum hatte er sich bei Adelgunden niedergelassen, und beide mit Ueberwindung aller ihrer Schmerzen sich freundlich zugelächelt, als ein Bedienter eintrat und einen Fremden meldete. Der Mann sehe zwar abgerissen aus, behaupte aber, ein früherer genauer Bekannter des Barons zu sein.

Cosmus ging, etwas Unangenehmes erwartend, in sein Zimmer, und ließ den Fremden dorthin bescheiden.

Es war ein Mann von höchstens zwei und vierzig Jahren, aber ganz verkümmert und gealtert. Seine Züge, denen man ehemalige große Schönheit noch ansah, entbehrten alles geistigen Ausdrucks, seine Kleidung war alt und armselig, verrieth aber ein gewisses Bestreben, elegant zu sein.

Verzeihen Sie, Herr Baron, hub er mit hochtönender Stimme und einem gewissen Pathos an, welches das sicherste Zeichen mangelhafter Bildung ist: denn wirklich gebildete, geistig-vornehme Menschen werden nie in den Kathederton fallen oder jenes zweideutige Lob: „er spricht wie ein Buch" verdienen. Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Sie störe, mein Besuch galt eigentlich Ihrer Frau Schwiegertochter, aber man sagte mir, daß sie krank sei und für Niemand zu sprechen — und so wagte ich denn —

Ganz recht: haben Sie vor allen Dingen die Güte, mir Ihren Namen zu nennen.

Manfred.

Manfred — ich kann mich wirklich nicht entsinnen.

Vielleicht ist Ihnen der Name meines Vaters erinnerlicher, den ich aber, weil er zu unästhetisch für den Stand eines Mimen klang, abgelegt habe. Früher nannte ich mich nach ihm, er hieß Schnauffer.

Schnauffer — Sie sind doch nicht —

Ja, ich bin! Und mit steigendem Pathos fuhr er fort: Ja, mein Herr Baron, ich bin, oder vielmehr ich habe die Ehre zu sein Ihr Schwager, der rechtmäßige Gemahl der Freiin Rosalie von Ingram zu Ingram, und der Vater Ihrer Frau

Schwiegertochter, der Freifrau Adelgunde von Ingram zu Ingram, geborne Manfred-Ingram! — also eigentlich Ingram-Ingram, denn mein bescheidener Name kann ganz wegfallen, um allein dem erhabenen Namen ihrer Mutter Platz zu machen.

Sie — Sie Adelgundens Vater? das ist nicht möglich!

Warum nicht? sagte Manfred, und ein gewisses großartiges Lächeln spielte um seine welken Lippen, warum nicht? — er dachte sich in diesem Augenblicke in die Rolle des Vaters der Griseldis, wie er ihrem stolzen Gatten gegenübertritt und die Rechte auf sein Kind geltend macht.

Beweise, Beweise! rief Cosmus zitternd.

Manfred griff in die Tasche seines Rockes, und holte einen großen verrosteten Schlüssel von eigenthümlicher Form hervor. Kennen Sie diesen Schlüssel?

Ja, es ist ein Schlüssel zu den Seitenthüren der Capelle.

Ganz recht. Sie wissen, Herr Baron, daß jedes Mitglied Ihrer Familie einen solchen Schlüssel besaß, um zu jeder Stunde ungesehn in die Capelle gelangen zu können. Diesen Schlüssel nun nahm meine Gemahlin aus Pietät mit sich. Sie sagte: Wenn mir auch das Haus meiner Familie wegen meiner Flucht mit dir verschlossen bleibt, so ist mir doch mein Gotteshaus immer zugänglich.

Erzählen Sie weiter, denn dieser Schlüssel erklärt mir nur eine Thatsache, wie Adelgunde in die verschlossene Kirche kam, also weiter — wo ist meine Schwester?

Rosalie ist todt, sie starb, als Adelgunde ein Jahr alt war. In ihrer letzten Stunde bat sie mich, das Kind nach Frankreich in ein Kloster zu bringen, und erst wenn es erwachsen, Ihnen zu übergeben. Ihr eignes Vermögen, von dem ich nie einen Pfennig angerührt, reichte hin zum Kostgeld bis zu ihrem sechszehnten Jahre. Ich übergab mein Kind selbst der Abtissin, um es erst hier auf deutschem Boden schlafend wiederzusehn. Ich brachte sie in Schleier gehüllt durch die Thüre, die auf das Feld geht, in Ihre Capelle,

legte sie am Fuße des Altars nieder, und nachdem ich alle Kerzen angezündet, verließ ich die Capelle, den Schlüssel mit mir nehmend.

Aber warum brachten Sie nicht ganz einfach meine Nichte zu mir? Ich würde gewiß das Kind meiner armen Rosalie mit offnen Armen empfangen haben.

Erlauben Sie, mein Herr Baron: die Weise, die ich wählte, war besser, weil sie sicherer war.

Nein, nur theatralischer, sagte Cosmus hart.

Wenn auch, es war eben meine Weise, und dem Kinde konnte so nichts geschehen, ihre offenbare Unschuld mußte ihr Schutz sichern, überdem sprach schon ihr Taufname, als der der Ahnfrau dieses Hauses, für sie. Als sie geboren wurde, trug sie schon das auffallende Merkmal, die zusammengewachsenen Augenbraunen, an der Stirne, deshalb, wegen der Aehnlichkeit mit der verstorbenen Adelgunde, gab ihr meine Gemahlin denselben Namen.

Ich wollte nie meine Rechte auf dies Kind geltend machen, fuhr er fort, sie sollte glücklich sein in der hohen Sphäre, welcher sie durch ihre Mutter angehörte, aber — er stockte, seine Lippen zitterten —

Ersparen Sie sich ein Geständniß, Herr Manfred, das Ihnen schmerzlich ist. Ich bin bereit, Alles für Sie zu thun, Ihre Zukunft sicher zu stellen, allen Ihren gerechten Wünschen zu genügen. Doch eine Bitte — er trat näher auf den Schauspieler zu — eine Bitte, die ich kaum vorzutragen wage, und an deren Gewährung meine Anerbietungen geknüpft sind, wird Ihnen schwer zu erfüllen werden, obgleich Sie bis jetzt aus freien Stücken in meinem Sinne gehandelt.

Ich errathe Sie: ich soll meinem Kinde mich nicht zu erkennen geben, soll fortgehen, ohne sie gesehen zu haben — das kann ich nicht! Früher wollte ich es freilich selbst, aber seitdem mich die Noth den Entschluß fassen ließ, mich an Adelgunden zu wenden, seitdem kann ich die Stunde nicht

erwarten, wo ich endlich den Vaternamen von meinem einzigen Kinde hören werde.

Dies hatte der Mann ohne Pathos gesprochen: der Vater, der sein Kind verlieren sollte, hatte den Schauspieler verdrängt.

Cosmus war gerührt, aber er sagte fest: Es geht nicht.

Und ich kann auch nicht nachgeben, Herr Baron, das fühle ich deutlicher jede Minute. Behalten Sie Ihr Geld, mein Kind wird mich nicht darben lassen, und wenn sie auch nur über Weniges zu verfügen hätte — sie weiß dann doch, daß ich ihr Vater bin, ich kann sie zuweilen sehn, sie kann die Freude meines Alters sein.

Es geht nicht. — Aber hören Sie einen Vorschlag. Niemand kennt Sie hier. Lassen Sie sich im nächsten Dorfe nieder, besuchen Sie, so oft Sie wollen, Ihr Kind, wozu ich Ihnen Gelegenheit geben werde, aber geben Sie mir Ihr Wort, nie Adelgunden gegenüber sich zu verrathen; es würde nur einen Zwiespalt in ihre kindliche Seele werfen. Dies neue Verhältniß, welches sie von frühester Kindheit an nicht kannte und an dessen Entbehrung sie gewöhnt ist, würde, indem sie das traurige Leben ihrer Eltern erführe, einen Schatten mehr in ihr ohnehin so dunkles Leben werfen, aber nicht es aufklären, wie Sie zu glauben scheinen. — Ich vertraue Ihnen, denn Sie haben in der Art, wie Sie sich Alles versagt, um für Ihre Tochter zu sorgen, bewiesen, daß Sie ein Mann von Charakter sind — und ich ehre auf der andern Seite Ihre väterlichen Gefühle und möchte sie nicht gerne zu einer Quelle der Schmerzen werden lassen — wie sie es so oft bei andern Vätern ist!

Manfred reichte ihm seine Hand, die ein schmutziger, zerrissener Handschuh nur halb bedeckte.

Ich schlage ein, Herr Baron: Sie handeln wie ein Edelmann, und ich werde handeln wie ein edler Mann.

Sehr zufrieden mit diesem ihm sehr erhaben dünkenden Wortspiel wollte er sich weg begeben, als ihn Cosmus noch

einmal zurückrief, um wegen seiner Niederlassung das Nöthige mit ihm zu verabreden.

Die Nacht darauf schloß der Freiherr kein Auge, und am folgenden Morgen schrieb er an seinen Sohn; den Inhalt kann man sich denken, und wir wollen deshalb nur hinzufügen, daß er Lothar auf das ernstlichste aufforderte, sogleich zurückzukehren, da er sich selbst zu elend fühle, um ferner als Adelgundens Schutz und Trost dienen zu können. Er schloß mit den Worten: Da dir nun das große Räthsel von Adelgundens Aehnlichkeit mit der Ahnfrau unseres Hauses gelös't ist, so kehre zurück, du, dem es an wahrem Geisterglauben dennoch fehlt; du, der wohl an die Geister der Erde, aber nicht an die Geister des Himmels, die Geister der Tugend, der Unschuld, der Vergeltung glaubt; kehre zurück, um beschämt vor ihr, der alle diese Geister unterthan sind, Abbitte zu leisten.

Und Lothar kehrte zurück. Seine Gegenwart warf die letzten heitern Strahlen auf das schwindende Leben seines Vaters. An seinem Krankenlager umfing Lothar die blasse Adelgunde, und freute sich nun an der Aehnlichkeit mit der Ahnin des Hauses, da sie ihm die ächte verwandte Enkeltochter bezeugte.

Cosmus lebte noch einige Monate schwankend zwischen Schmerz und Freude, als er das Glück seiner Kinder sah — als er starb, weinten sie um ihn, und hätten sich doch seines Todes freuen sollen, denn er erlös'te ihn von einem Leben, das ihm nur noch Dornen und keine Rosen mehr bot.

Adelgundens Lieblichkeit gewann ihr bald das volle Herz ihres Gemahls, sie erlebten in innigem Austausch ihrer Herzen ein seltenes Glück — doch Beide behielten ewig ein Geheimniß vor dem Andern — er verschwieg ihr ihre Herkunft, sie ihm die Liebe seines Vaters zu ihr — in allem Andern waren sie ein Herz und eine Seele.

Eine harmlose Geschichte.

Von Carl Borromäus Cünzer.

Der Morgen ist eine Rose.

Jean Paul.

Die Erinnerung steht vor meiner Seele, als wäre es der gestrige Abend. Wir hatten die große Reise vollendet, den Strom herauf mit der jetzt lange vergessenen Eiljacht in bunter und ungewählter Gesellschaft, über das Gebirge theils zu Fuß, unsere Ränzchen auf dem Rücken, theils auf schlechten Fuhrwerken, Retourchaisen oder Korbwägen der Gastwirthe, bei denen wir einkehrten, und welche alles Geräthe so geschickt à deux mains einzurichten verstehen. Ich war der Jüngste unter der Gesellschaft — der Pfarrer Jacoby und sechs Zöglinge, Vettern und Brüder unter einander, welche ihm eine große, an der französischen Grenze reich begüterte Familie anvertraut hatte. Der Pfarrer war erst Hauslehrer dort gewesen, hatte dann die selbstständige Stellung eines Dorfgeistlichen in seinem Geburtslande vorgezogen, und seine Schüler, denen die Wahl frei gelassen wurde, waren ohne Bedenken dem alten, liebgewonnenen Lehrer in die ferne Gegend gefolgt. Es ist eine so schöne Bürgschaft unserer geistigen Natur, daß in jugendlichen Gemüthern der Drang des Wissens selbst den süßesten und natürlichsten Banden ein Gegengewicht entgegen zu stellen vermag, daß befähigte Kinder an dem vernünftigen Lehrer gewöhnlich aufopfernder hangen, als an den Eltern: — daß Beide nur so selten Eins sein können, liegt in der allgemeinen Mangelhaftigkeit unserer menschlichen und

geselligen Verhältnisse; wie viel mehr Liebe gäbe es sonst, und wie viel mehr große Menschen!

Für mich war es die erste Reise, die Uebrigen waren schon zwei Jahre in Seenheim gewesen: ich kam direkt vom Herzen einer zärtlichen, allzu ängstlichen Mutter, war als ein verwöhntes Kind verschrien, als ein eigensinniges nebenbei, aber, daß ich's nur gestehe, als ein hübscher, schwarzbrauner Junge doch von Allen gehätschelt, und gewiß nicht ohne das lebhafte Bewußtsein der Vorzüge, welche mir unter den vielen Bekannten meiner Mutter so manches freundliche Wort, so manches stille Vorrecht, so manches schöne Spielzeug eingetragen hatten. So hatte mich die Mutter unter heißen Thränen in die Arme des Pfarrers geführt — ein dunkles Gefühl sagte mir, daß jetzt vielleicht eine neue, minder weich gebettete Existenz für mich beginnen dürfte, und ich sah mit verstohlener Angst zu den strengen, scharf geprägten Zügen auf, die sich mühsam zu einem milden Lächeln zwangen — ich fühlte meine Augen naß werden, die Mutter barg ihr Antlitz in die Sophakissen, die verwandten Frauen umstanden uns weinend, die Mägde und namentlich meine alte Bonne rangen die Hände — da war es mir, als wichen vor all diesen Thränen die meinigen von selbst in ihre Quelle zurück: ich küßte lächelnd noch einmal die Mutter, und saß der Erste im Wagen des Onkels, der uns bis zur ersten Station fuhr. Es hat sich diese Eigenthümlichkeit nie bei mir verloren: ich habe, wie man am Niederrhein spricht, gewaltig nah an's Wasser gebaut, und unzählige Mal bin ich verzweifelnd in die Einsamkeit geflohen, weil mich meine Rührung in Freud und Leid übermannte — aber stets haben fremde Thränen den unerklärlichen Zauber auf mich geübt, daß meine eigenen vor ihnen versiegten. Darum bin ich auch für Frauen ein so schlechter Tröster, weil ich nicht mitweinen kann, und ein stiller Anhänger der Homöopathie, weil bei mir faktisch Wasser durch Wasser kurirt wird.

Ich muß hier von jener alten Bonne näher sprechen, weil sie auch bei späteren Ereignissen meines Lebens hervortritt, und weil sie mich, wenn auch mit der Affenliebe solcher Leute, doch auf eine so rührende Art mit ihrer Anhänglichkeit begleitet hat, daß sie mir selbst mehr als eine flüchtige Erinnerung werth ist. Die Person hieß Louison und war die Tochter eines Advokaten aus Brüssel. Ihr Vater hatte dort in glänzenden Verhältnissen gelebt und war in die van der Noot'schen Unruhen verwickelt worden, ob als wirklicher Theilnehmer oder nur als Räsonneur, darüber konnten ihre Erzählungen uns nicht klar machen. Nur das Eine schien bei ihr aus jener Zeit gehaftet zu haben, daß sie, ein eben aufblühendes, echt brabantisch hübsches Mädchen in einem großen Triumphzug als Göttin der Freiheit figurirt hatte, wobei sie ihr fabelhaft griechisches Costüm bis zur Stickerei der Fahne haarklein zu beschreiben wußte. Der alte Desruelles wurde indeß „mis à la lanterne", sein Haus und sein Vermögen confiscirt, die Frau, eine Deutsche, starb, und Louison war mit einer lungensüchtigen Schwester in dem großen, gährenden Brüssel allein, rath- und hülflos. Sie war mit einem jungen Rechtsgelehrten verlobt gewesen, der sie jedoch im Unglück verließ: sie pflegte ihre Schwester bis zu deren Tod, und flüchtete dann zu den Verwandten ihrer mütterlichen Großeltern am Rhein, wo meine Mutter, welche eben heirathete, sie als Kammermädchen annahm und später zur Bonne ihrer Kinder avanciren ließ. Wer glaubte es denn wohl der hagern, eingesunkenen Gestalt mit der spitzen Nase und den weiten, thränenmüden Augen, daß sie einst rosig und voll war, wie eine Atlasdame von Netscher, lieblich wie das Lenchen in Van Dyck's Landleben! Das Portrait ihres Bräutigams — wenn ich nicht irre, hieß er Hyacinthe Morel — bewahrte sie als ihr liebstes Andenken, wunderbarer Weise auf einer Schnupftabaksdose, in welcher sie jedoch mit zarter Rücksicht jetzt ihre Pfeffermünzkügelchen deponirte. Das feine Miniatur-

bild war mein großes Entzücken, wenn sie an Sonn- und Feiertagen die kleine emaillirte Schatoulle von Ebenholz hervorholte und sich mit dem Gedächtniß ihres irdischen Glücks schmückte, mit einer kleinen venetianischen Kette und den Ohrgehängen von feinen Perlen, welche ihre Mutter als Braut getragen. Mir war es alsdann erlaubt, unter den übrigen geringen Schätzen zu kramen, und der ernste, blasse junge Mann mit dem hohen Toupé, der goldbrokatenen Weste und dem habit habillé von wasserblauem Sammt flößte mir einen dergestaltigen Respekt ein, daß ich es nicht begreifen konnte, wie Louison ihn nicht anders als weinend betrachtete, das Büschel Haare, welches auf der Kehrseite in Form einer Korngarbe eingeflochten war, küßte, und dann das Bild mit einer heftigen Bewegung in dem Kasten verbarg, jedesmal pathetisch ausrufend: „Oh le monstre, que j'aimais tant!"

Von daher hatte sie einen unauslöschlichen Haß gegen alle Advokaten — sonst aber, als echte Französin, von selbst gegen alles Ausländische. Meiner Mutter Jugend und auch meine Geburt fielen in die Zeit der Fremdherrschaft, und als das Land unter den Scepter eines deutschen Fürsten kam, war Louison untröstlich: sie begrub mit heißen Thränen die Symbole der untergegangenen Weltherrschaft und wandte sich mit Abscheu von den Adlern, die siegreich über den Thoren der Stadt und des Rathhauses emporstiegen: in ihrer ohnmächtigen Entrüstung war und blieb es mindestens ihr festes Streben, allen deutschen Einfluß von mir entfernt zu halten — ich sprach selbst nur französisch und lernte erst spät in der Schule meine Muttersprache. Mutter und Verwandte ließen es so gehen, weil es mir gut stand, und weil auch in der That fast nur die französischen Kinder wahrhaft liebenswürdige Kinder sind: der deutsche Junge ist dagegen gehalten beinah durchgängig täppisch, tölpelhaft und für die Menschen, mit Ausnahme seiner Eltern, ungenießbar, die Mädchen sind matt, steif und altklug. Freilich bleiben sie

jenseits des Rheins und der Vogesen auch ewig Kinder: die plötzliche und räthselhafte Entwicklung, in welche unsere vaterländischen Jünglinge und Jungfrauen aus den Kinderschuhen treten, liegt nicht in dem Wesen und in der Anforderung der dortigen Erziehung und des dortigen Lebens begründet; sie tritt auch nicht ans Licht, eben so wenig wie das ernste Streben nach dem Höchsten, das unwandelbare Princip der Sittlichkeit und der Moralität, welche die wahrhaftigste Eigenthümlichkeit deutschen Wesens sind.

Schon von allerfrühester Zeit an lehrte mich Louison eine Menge französischer Chansons: die erinnerlichsten sind mir eine Reihe von Revolutionsliedern, von denen ich eines, welches mir in seinem unerklärlichen Sinne und mit der krausen Melodie am anziehendsten war, hierher setzen will: es behandelt im Lapidarstil die Geschichte der Madame Binot, der Geliebten van der Noot's:

Madame Binot avait promis
De faire égorger tout Paris:
Mais son coup a manqué,
Elle a cassé le nez
Dans le son de la Carmagnole —
Vive le son, vive le son!
Dans le son de la Carmagnole —
Vive le son du canon!

Ça ira! accompagnirte ich mir auf einer Handtrommel: Vive Henri IV, O Richard o mon roi, Croyez vous que je vous aime, Il n'est point de plaisir, de bonheur sans l'amour — Alles das vertrug sich vortrefflich mit einander bei mir, und ich ergötzte oft höchlichst damit den kleinen Salon meiner Mutter. Zum Eingange meines Concerts hatte mir Louison ein Couplet zurecht gemacht, ich vermuthe, eigene Poesie, wenigstens sind die Endreime darin frei genug, und die Melodie habe ich später im Vaudeville wiedergehört:

Que voulez-vous que je chante?
Je n'ai jamais appris —
Et c'est par complaisance
Pour toute la compagnie —
Messieurs et Mesdames, c'est pour vous saluer,
Que je chante ce petit couplet!

Als ich etwas älter wurde, und zuerst Hose und Jacke trug statt des mädchenhaften Kittels, und eine ordentliche Mütze statt des weißen Plüschhuts, welchen Louison mit fünf großen Straußfedern auszuputzen pflegte, fing diese einen andern Zeitvertreib mit mir an. Jene Knabenseligkeit wurde mir zu Theil, als mein Vater gestorben war: es war mein Traueranzug, und die Bonne hatte nicht genug zu erinnern, daß ich mich in dem feinen schwarzen Kleide nicht auf's Bette setzen oder im Garten zwischen den Himbeerbüschen herumtreiben sollte. — Während der Vater in den letzten Zügen lag, kniete Louison zwischen mir und meinem ältern Bruder am Fuß der großen Treppe — die tiefe Glocke der Pfarrkirche tönte in einzelnen Schlägen, wie immer in der letzten Stunde eines angesehenen Pfarrkindes, und am Hause vorbei zog singend eine große Wallfahrt, die alljährlich das Muttergottesbild in Kevelaer besuchte: ich wollte vor's Thor, die Prozession sehen, aber Louison hielt mich fest: „Priez, mon pauvre petit, priez pour votre père! Monsieur va mourir — priez le bon Dieu, qu'il lui accorde sa grace éternelle!" Ein schwarzer Alexianermönch kam die Treppen herab, ich bog erschrocken den Kopf zurück, als er mir über die Locken strich, er flüsterte ein Paar Worte mit Louison, die sich erhob und mit uns hinauf eilte. Der Vorsaal war leer, die Portière nach dem Sterbezimmer niedergelassen: die Bonne schob den schweren Damast zurück, und ich stand mit meinem Bruder auf der Schwelle menschlichen Elends — ich sah eine weibliche Gestalt mit verhülltem Antlitz aufrecht neben dem Bette, am Kopfende stand der

Doctor und sah starr auf das Kissen, die Magd Therese kniete mit dem Bedienten dicht vor uns — wir hörten nichts, als ein schwer verhaltenes Schluchzen — der Vater war todt. Louison zog uns leise zurück — erst am Abend wurden wir zur Mutter gebracht und blieben bei ihr, ich selbst schlafmüde, bis tief in die Nacht, wo sie endlich nach den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzes in den lang entbehrten Schlummer sank.

In dem großen Saal des Erdgeschosses wurde der Verstorbene ausgestellt, die Wände waren schwarz behangen, um den Sarg standen die enormen Kandelaber der Jesuitenkirche, zu seinen Füßen das Crucifix des Hochaltars: vier Geistliche hielten fortdauernd die Gebete, die Alexianerbrüder, diese wahrhaften Todtenvögel, ließen die zuströmende Menge ein und aus — denn der Vater war ein hoher Beamter, er hatte in den Kriegsjahren viel Gutes gethan und bewirkt, und man trauerte allgemein um seinen frühen Tod. Noch ein Anderes aber wurde in der Stadt vielfach besprochen und regte die Theilnahme auf. Der Vater hatte einen erbitterten Feind an dem Präsidenten eines andern Collegiums — er war sogar, so hieß es, von demselben bei dem neuen Landesherrn denuncirt worden, tausend Häkeleien hatten das Verhältniß bis zur Unerträglichkeit gesteigert, und es war gekommen, wie so oft im Leben, wo selbst der Haß mit den Jahren Gewohnheit, ja Bedürfniß wird wie die Liebe, auch in den ehrenwerthesten Gemüthern. Beide waren nun zu derselben Zeit erkrankt an demselben Uebel, Ein Arzt hatte sie behandelt, Einem wie dem Andern drückte Bruder Stephanus die Augen zu. Sie starben an Einem Tage, sie wurden an Einem Tage begraben, und noch heute stehen das Kreuz und die abgebrochne Säule beider Gräber friedlich neben einander!

Am Vorabend des Begräbnisses brachte mich Louison noch einmal in den Saal — sie hob mich an dem Katafalk in die Höhe: ich sollte den Vater küssen. Ich schob mein Köpfchen zwischen den hohen, gelben Kerzen durch, und meine

Locken fielen auf das starre, eingesunkene Antlitz: aber die Eiseskälte durchdrang mich schauernd, ich fuhr entsetzt auf und schlug mit der Hand die Kerze um, so daß eine der schwarzen Florschleifen des Leichenschmuckes Feuer fing — sie flackerte auf, ein Pater zerdrückte sie mit dem Brevier, woraus er betete — ich aber weinte laut, und als ich nach der Beerdigung die Kerze wiedersah, um deren Bruch man in der Eile ein Stück violettes Papier gewunden hatte, durchdrang mich das Entsetzen von Neuem. Eine zerbrochene Kerze ist mir noch heute im Tode zuwider. Sonst entschwand mir jene Trauerzeit sehr bald, zumal ich den Vater auch im Leben wenig gesehen hatte, und sich im Hause weiter nichts änderte: erst nach Jahren tauchte das Bewußtsein wieder auf, als ich mit Louison in der Garderobe meiner Mutter unter altem Plunder eine Masse schwarzen Krepps hervorzerrte, welchen die Mägde der Frau des Leichenbitters schenken wollten.

Um dieselbe Zeit nun begann die Bonne ihren neuen Zeitvertreib in Anwendung zu bringen. Indem sie mir systematisch die ersten Begriffe von Religion beibrachte, versäumte sie es nicht, mir die praktische Ausübung auf die Art an's Herz zu legen, wie sie in dem streng katholischen Frankreich, noch mehr aber in Brabant und Flandern selbst unter den Gebildeten als die eigentliche Religion angesehen und behandelt zu werden pflegt. Sie schleppte mich von Kirche zu Kirche, in den Klöstern, bei Umzügen und allen großen Feierlichkeiten mit sich herum, und ihre größte Seligkeit empfand sie sicher, als ich bei einem solchen Kirchenfeste als Engel in einer Prozession figurirte und ein rothes Herz mit goldener Flamme, das mir bei der Rollenvertheilung der drei göttlichen Tugenden als Emblem der Liebe zufiel, mit möglichstem Anstande vor der Brust trug, den rosafarbenen Atlasmantel auf's anmuthigste drappirte und den glühenden Schmerz heldenmüthig verbiß, den mir das dreistündige Wandeln auf dem heißen Pflaster in dünnen Seidenschuhen verursachte. Ich erhielt nach dem Hochamt

in der Sacristei vom Probst des Domcapitels ein Heiligenbild — es war die heilige Apollonia, deren Emblem, ein ausgerissener Backenzahn, mir immer das schauderhafteste Märtyrthum bekundet hat — und ein riesenhaftes Stück nürnberger Lebkuchen: als mich aber Louison, strahlend als sei sie selbst die Liebe, zur Mutter führte, und später in vollem Putz bei allen Verwandten und Bekannten herum — war es ein Wunder, daß ich mir wirklich wie etwas Großes, wie eine kleine Heiligkeit vorkam, daß mir noch Wochen lang hinterher das Rauschgold meiner Glorie in den Ohren sauste und meine schönen natürlichen Locken mir widerwärtig waren, weil ich als Engel gebrannte trug?

Aber Louison war es nicht um den Moment allein zu thun, nicht um das unschuldige Ergötzen an meiner kindlichen Engelschaft — ihre Blicke gingen weiter. Man sage mir nicht, daß in derlei beschränkten Menschen die Combination keinen Raum finde, daß sie nur im Augenblick leben und von ihm regiert werden. Louison's ursprünglicher Haß, der einen Theil ihres Charakters ausmachte, ging, wie ich gesagt habe, auf die Advokaten, aber es hatte sich auf diese unbiblische Grundlage noch ein Nebenbau erhoben, der fast nicht minder trotzig und unerschütterlich stand: die tiefste Empörung gegen die Soldaten. Ich erinnere mich dunkel, daß die übrige Dienerschaft sie vielfach damit neckte und selbst meine Mutter lächelnd einen oder den andern Scherz gegen sie fallen ließ: erst nach Jahren habe ich erfahren, daß während des Krieges Louison's Herz, des ungetreuen Morel vergessend, noch einmal erwarmt war, und zwar für einen liebenswürdigen, sehr mit Bärten gesegneten russischen Offizier, welcher in unserm Hause einquartirt gewesen. Sei es, daß der Fremdling das damals noch hübsche Mädchen wirklich hintergangen, sei es, daß sie sich eine Phantasie darum zurecht gemacht, genug, nachdem Gureschkin, so hieß der Russe, weg war, ergoß sie sich in den heftigsten Schmähungen, und Judas, Pharisien, monstre

waren ungefähr die Steigerungen ihrer Lobreden auf den Entflohenen. Sie wandte ihr Antlitz von jeder nachkommenden Einquartirung, von jeder Uniform, und nur der alte General F., der häufig unser Haus besuchte, vermochte sie, Stand zu halten, ja sogar zu lächeln, wenn er mich auf den Arm nahm und sagte: „Quel garçon! Mais vous-lui donnez trop à manger! Il sera bourgemestre un jour ou bien chanoine!“ Chanoine — das leuchtete Louison ein und ging ihr nicht aus dem Kopfe. Was für Gedanken verbanden sich nicht damit! Welches Glück für mich, fern von dem Getümmel der Welt, in der sie so viel Betrübtes erfahren, dem Herrn zu dienen, ohne alle Beziehung zu dem, was sie haßte, zu der Robe und zum bunten Rocke, welche sie beide für die Giftbeulen der Menschheit ansah! Wie schön würden sich mein rundes, volles Gesicht, die rothen Wangen, die hohe Stirn unter dem schwarzen Käppchen des Domcapitulars ausnehmen, wie würdevoll der lange Talar zu meinen Füßen niederfließen, wie elegant der kostbare Spitzenüberwurf auf dem violetten Grunde abstechen! Und was für ein Ruhm für sie, der Kirche diesen glänzenden Diener herangezogen, gewonnen, gesichert zu haben! Welche behagliche Hoffnung, als allmächtige Gebieterin über die Schätze des angehenden Prälaten, Bischofs, Cardinals — ja ich will die Ahnung der dreifachen Krone nicht ausschließen — zu walten, welche Aussicht auf ein stilles, wohlgenährtes, weihrauchumduftetes Alter! That es ihr doch jetzt schon unbeschreiblich wohl, daß ich so fromm war, daß ich genau wußte, wann Maria Victoria in den Dominikanern, die heilige Walburga in St. Foilan, der Erzengel Michael in den Jesuiten gefeiert wurde; leuchtete doch ihr Antlitz, wenn ich in der kleinen Capelle zu St. Stephan eine alte Laienschwester, die für meine Mutter Spitzen wusch und Morgens in der Singmesse — die deutsche Messe nannten sie's — mit entsetzlich gellender Stimme das Kyrie zu intoniren pflegte, aus Leibeskräften überbot, und hinterher, heiser wie ein Rabe, mich von ihr

mit einem in Wasser aufgelösten Eigelb bedienen ließ! Und wenn sie mich nun gar zur Vesper in das Münster führte, wo das ganze Domcapitel durch einander orgelte, bis mit Einem Male die Silberstimme eines Chorknaben vor dem bronzenen Betpult des Hochaltars die Responsen begann, so wundervoll hell und lieblich wie „von Engelslippen" — wenn ich dann leise zusammenschauernd mich an sie schmiegte und der Aufschlag meiner Augen zu ihr sprach: „ach! stände ich jetzt so da, im feurigen Gewande, das Scharlachkäppchen in der Hand, an den goldenen Adler des Oratoriums gelehnt!" — dann war ich sicher, daß sie an der Conditorei der Madam Stanislaus nicht vorüberging, ohne einzukehren, und daß ich meine Lieblingsnäscherei, gebrannte Mandeln und Citronenspäne, auf acht Tage vollauf hatte.

Einen kaum geahnten Triumph feierte die Gute, als meine Mutter mir zu St. Nicolaus einen großen, aus Pappe höchst zierlich gebauten Altar, nach dem Modell des Hochaltars bei den Franziskanern, und eine vollständige Sammlung von Kirchengeräthschaften bescheerte. Schnell war mir in der Kinderstube die leere Ecke zwischen dem Himmelbett und dem Gartenfenster eingeräumt; das ganze Haus, namentlich die Mägdekammern, wurde um Heiligenbilder geplündert, Wachskerzchen aus der Sparbüchse gekauft, Weihrauch, gemachte Blumen und Flitter — und nie hat gewiß Louison Nadel und Scheere mit tiefer empfundener Lust gehandhabt, als in den Tagen, wo sie das brokatene Schleppkleid meiner Urgroßtante nebst einem alten Sammtpelz meiner Mutter zerschnitt und für meine Weihnachtsbescheerung Casel und Leviten, Stola und Dalmatica, Pluviale und Gott weiß was für geistliche Gewandungen zurecht musterte, wobei ihr die singende Laienschwester mit Rath und That an die Hand ging, und meiner Mutter Garderobe, namentlich ihr Spitzenvorrath, nicht eben auf das Gewissenhafteste zugezogen wurde. Aber ich war dann auch ein Diener des Herrn en miniature, sie sah das Bild der

erfüllten Hoffnung vor sich, ihr Wunsch mußte Wurzel in meinem Herzen schlagen — mein Geschick war unwiderruflich bestimmt.

Ich las nun Messe, d. h. die lateinischen Worte ohne auch nur das geringste Verständniß, aus einem alten Missale, das mir der Kaplan zu St. Stephan durch die Laienschwester schenkte. Ueberhaupt wuchsen meine Kirchenschätze mit großer Schnelligkeit, und besonders unsinnig war ich vor Freude, als mir der dicke Herr Holtzschuhr, ein alter Freund des Hauses, ein halbes Dutzend kleiner Silberleuchterchen von so reizender Arbeit brachte, daß sie sich noch, die einzige Reliquie aus jener Zeit, erhalten haben und eine Hauptzierde meines Nipptisches ausmachen. Wachspuppen von allen möglichen Heiligen wurden angekauft, und ich feierte in meiner Ecke alle großen Kirchenfeste mit. Zuerst Weihnachten: da wurde ein „Krippchen" gebaut, wobei Alles figurirte, die Geburt, die Erscheinung der Hirten, die Anbetung der Könige, die Stadt Jerusalem und dazu nebst unzähligen Lämmerchen als Staffage eine hölzerne Wallfahrt mit dem Muttergottesbilde von Walldüren unter Palmen. Jahre lang spielte der Mohrenkönig Caspar dabei mit einem wackelnden Kopf, weil er ihn beim ersten Aufbau zerbrach und mir die Könige zu weltlich vorkamen, um sie bei der fast immerwährenden Schwindsucht meiner Kasse des kostspieligen Ankaufs, wie eines frischen Kopfes, werth zu halten. Dies Fest war übrigens die Zeit meiner Steuerausschreibung. Ich hatte unter anderen Spielereien eine Eremitage mit einem wächsernen Capuziner, der einen großen braunen Beutel in der Hand hielt: den stellte ich vorn auf den ersten Absatz des Krippchens, das über den Gartenbänken aufgebaut war — jeder Besuch, welcher zur Mutter kam, mußte die Herrlichkeit schauen, und ich zog dann an einer verborgenen Schnur so lange die kleine Glocke der Eremitage, bis das Publikum dies originelle, freilich etwas dunkle Contributionssystem erkannte. Ich begnügte mich übrigens mit

sehr Wenigem, und hatte einen wahren Schreck vor Freude, als eines Abends wiederum jener dicke Herr ein Fünffrankenstück in den Beutel zwängte — da hatte ich Kerzengeld für ein halbes Jahr, und konnte außerdem noch eine schöne Wachsstatue Carl's des Großen kaufen, dessen Silberharnisch und rother Sammtmantel mich so oft an dem Laden des Meister Bein in der Klappergasse gefesselt hatte. — In der Charwoche wurde mit Hülfe einiger schwarzen Shwals meiner Mutter und der endlosen Falgel der Magd Therese meine Kirche schwarz behangen, der Altar seiner Zierden beraubt, und in Ermangelung eines heiligen Grabes das große, in violette Seide eingenähte Crucifix auf ein Sophakissen an den Stufen niedergelegt. Am Ostermorgen wurde der Heiland gesucht, wie bei den Dominikanern, und meine Glocken kehrten so gut von Rom zurück und brachten die rothen Eier mit, die sonstwo der Hase legt, wie die von St. Adalbert und vom Münster, die auf ihrer Reise quer über unsern Garten mußten und natürlich für das fromme Kind in jeden Busch Buchsbaum und Osterluzei ein „Poschei“ fallen ließen. Pfingsten schwebte die Taube des heiligen Geistes vom Plafond nieder und in ähnlicher Weise erhielt jeder nur halbweg interessante Heilige seinen schuldigen Tribut an Weihrauch und Lobgesang, unter ihnen aber vorzugsweise der heilige Nicolaus, der Wohlthäter und Freudebringer der jugendlichen Herzen drunten am Rheine. Ihm hielt ich im Herbst eine vierzehntägige Andacht, und natürlich wurde sein Diener „Hansmuff“ und das Eselchen nicht vergessen. Für letzteres legte ich in jener verhängnißvollen Zeit allabendlich ein Stück Brod und eine Hand voll Hafer in die Krippe unseres Pferdestalls, und mein erster Gang am Morgen war, mir die Ueberzeugung zu holen, daß es verschwunden sei. Dafür polterte denn auch die Magd Therese, die eine sehr ramassirte Person war und eine Art Baß sprach, die Zeit über als Hansmuff im Hause herum, oder zog mit einer ausgehöhlten rothen Rübe als magische Laterne und klingelnd

über den Hof, während ich in inbrünstigem Gebet drinnen in der Kinderstube kniete und kaum zu bewegen war, mich nach den Nüssen und Printen zu bücken, die am Schluß jedesmal durch ein wie vom Sturmwind aufgeschleudertes Fenster hereinflogen. Wie freut es mich noch jetzt, daß ich damals in meinem Kinderglauben, der Alles das für die baarste Wahrheit nahm, nicht gestört worden bin wie heutzutage, wo kein Kind mehr in Zweifel über den wirklichen heiligen Christ ist — nicht dem Kinde mehr gönnen sie die Poesie! Ich habe, wie gesagt, noch jetzt meine Freude daran und scheue mich nicht, es zu gestehn, daß ich erst sehr spät dahinter kam, daß es eben jene Therese wiederum war, die eines Abends in vollständigem Ornat eines Bischofs, d. h. als heiliger St. Nicolaus erschien und unter gravitätischen, für mich höchst peinlichen Redensarten aus endlosen Taschen Tausenderlei hervorholte, auch eine immense Ruthe, dann den Segen ertheilte und in einem Theaterschritt, der Herrn Kunst vom Hofburgtheater beschämt hätte, durch eine Tapetenthür geheimnißvoll entwich! Der Hauptjubel war indeß an meinem Namenstag, den ich mir selbst in Scene setzte. Da fehlte die große Procession durch Hof und Garten niemals, wobei die ganze Dienerschaft in Pontificalibus mitwirkte und die Mutter aus den Fenstern wohlgefällig zusah. Vorauf zog Louison mit einer mächtigen Fahne von apfelgrünem Damast, auf welche sie ein Bild meines Schutzpatrons geklebt hatte — dann folgte Therese mit Carl dem Großen, hinter ihr der Bediente Wilhelmus mit der heiligen Walburga — hinter diesem ich selbst, von Brokat, Spitzen und Goldborten strotzend, mit der Monstranz unter einem kleinen Baldachin, welchen zwei Jungen unserer Waschfrau in weißen Hemden und zugleich die Rauchfässer schwingend über mir empor hielten — zu meinen Seiten Lena, die Köchin, und Stinette, eine Base Louison's, beide meine Schleppe und große Wachsflambeaux tragend — hinter mir Frau Bosweiler, die Waschfrau selbst, mit dem Missale und einer mäch-

tigen Klingel bewaffnet — zum Schluß, als barmherzige Bruderschaft, wie sie sich ausdrückte, die unentbehrliche Laienschwester von St. Stephan, aus einem großen Liederbuche unablässig grölend, wobei die übrige Gesellschaft ad libitum mitwirkte. An verschiedenen Stellen waren kleine Altäre aufgebaut, welche Louison herrlich auszuschmücken verstand: ich sang das Evangelium und die Epistel, die Waschfrau ministrirte und klingelte aus Leibeskräften, Louison schwenkte ihre Fahne, wenn ich den Segen gab — und dieß Alles geschah von Allen mit einer Gravität, ja von der Mehrzahl gewiß mit einer Andacht, als folgten sie der Prozession am Frohnleichnamstage. Nur Lena, die Köchin, und die Base Stinette waren verdächtige Charaktere; Louison wollte auf den Lippen der Letztern einmal ein kleines Lächeln bemerkt haben, und ich selbst war höchst entrüstet, als einst Lena mitten in der Epistel aufschrie: „Mein Braten! mein Braten!" und uns sammt unserer Andacht im Stiche ließ. Beide bekamen darum auch keine Heiligen zu tragen. Der Waschfrau aber erinnere ich mich an meinem kleinen Altar, während ich daran herumknixte, in so tiefe, innerliche Andacht versunken, daß mich ihr wahrhaft rührendes Beten mitergriff, und ich eines Tages, meiner Priesterwürde vergessend, das Meßbuch zuschlug, mich neben ihr auf die Knie warf, und aus vollster Brust mitbetete, für meine Mutter, für meinen verstorbenen Vater, für Louison, für mich.

So war das stille, wunderbare Getreibe, mit dem mich der Unverstand der sonst wohlmeinenden Person umgab. Wie sie es angefangen hat, daß ich auch in der vielbesuchten Schule und durch den freilich seltenen Umgang mit Kindern meines Alters nicht auf andere Spielereien gerieth, ist mir selbst ein Räthsel. Ich war im Grunde ein wilder, lebhafter Junge, mit einem warmen, leicht geöffneten Herzen, ja ich spürte, wenn ich draußen war, nicht einmal eine so arge Sehnsucht nach meiner Geistlichkeit; war ich aber wieder bei der Bonne, in der Weihrauch-Atmosphäre meiner Altar-Ecke, so war es,

als lege sich ein sanfter Hauch des Südens um mein ganzes Wesen; der bunte, mit Liebe gepflegte Ausputz meines kleinen Gotteshauses verdrängte alle flüchtig empfangenen weltlichen Eindrücke, und ein altfranzösisches Legendenbuch, welches sich auch unter Louison's kleinen Schätzen befand, übte einen so unwiderstehlichen Zauber auf alle Verzweigungen meiner Phantasie, daß es sehr lange dauerte, bis ich mich in der deutschen Schule von der untersten Bank emporzuschwingen vermochte.

Eine Begebenheit jedoch schien sich plötzlich zur Opposition gegen Louison's Berechnungen zu gestalten. Ich weiß nicht mehr recht, ob es der dicke Herr war, der mir zuerst das Vergnügen machte, mich mit in's Theater zu nehmen; jedenfalls war die Wahl des Stücks keine glückliche — es wurde Sargines gegeben, der Zögling der Liebe. Was für verrückte Eindrücke ich mit nach Hause brachte, — habe ich vergessen — aber ziemlich kraus muß es in meinem kleinen Kopfe ausgesehen haben, denn ich entsinne mich, daß alle Bitten und Thränenergüsse nichts fruchteten, und daß erst lange nachher, an dem Tage, wo ich in der Schule zum ersten Mal avancirte, die Mutter mich selbst mit in's Donauweibchen nahm. Dießmal ging es besser: Caspar Larifari war mir weniger räthselhaft, als der Zögling der Liebe, über welches Epitheton ich mir übrigens noch als erwachsener Mensch, als ich die Oper wiedersah, den Kopf zerbrochen habe; Jungfer Salome behagte mir bei Weitem besser, als die große Dame im gelben Sammtkleide, welche fast so gellend, aber viel unverständlicher trillerte, als die Laienschwester zu St Stephan, und die kleine Lili entzückte mich dermaßen, daß ich, wo sie nur auftrat, jubelnd in die Hände klatschte, zum Ergötzen unserer Logennachbarn und zum großen Mißfallen des Parterre's. Ich muß es übrigens bemerken, daß diese Lili Niemand anders war, als die später so hochberühmte Demoiselle Sonntag, jetzige Gräfin Rossi, deren Vater Baßbuffo und die Mutter eine ausgezeichnete Schauspielerin aus der Weimar'schen Schule,

damals bei der wandernden Bühne meiner Vaterstadt spielten. Das Kind war damals schon der Mignon aller Herzen und das Prognostikon ihrer Künstlercarrière habe ich als halbwüchsiger Junge oft genug aussprechen hören. — Meine Erinnerungen nach diesem zweiten Theaterbesuch waren geordneter, natürlicher, kindlicher, als zuvor: das Mährchen ist die Welt der Kinder — sind sie uns Erwachsenen doch oft selbst ein Mährchen, ein süßer, unerklärlicher Zauber. Ich wurde nun öfter mitgenommen, ich sah mit Entzücken die Zauberflöte, mit Andacht die Kreuzfahrer, ja in stiller, stummer Bewunderung Don Carlos und die Räuber — Herr Kunst debutirte damals. Hier aber drohte Louison's Erziehungsresultaten eine Erschütterung; das Ungewohnte des Genusses, der stete Wechsel, die außerordentliche Pracht der Darstellung, das Unerklärliche der Maschinerie, der feste Glaube, daß es keine Täuschung, sondern baare Wirklichkeit sei, was ich schaute, trat allgewaltig gegen die ewig gleiche Form, gegen das eher Beruhigende, als Aufregende meiner geistlichen Vorbereitungsschule auf; die Gedanken verwirrten sich; während ich das mir unverständliche Latein des Meßbuches ablas, stand vor meiner Seele, ja vor meinen Augen die sternflammende Königin; die Responsen Louison's klangen mir wie die schönen Reden des Marquis Posa, und der Räuber Moor war vollends eine Figur, welche meiner Phantasie nicht entweichen wollte. Louison war rathlos, sie beschwor meine Mutter, mich aus dem maudit spectacle zu lassen, und weinte ihre bittern Thränen, so oft das Studium des Theaterzettels schon mit dem frühen Morgen begann. Ohne alle Rücksicht aber räsonnirte und wehklagte sie, als mir eine muntere Cousine von ihrer Hochzeitreise ein allerliebstes Theater mitbrachte mit Puppen und Decorationen aller Art, und ich, in den aufklärenden Besitz aller bisherigen Räthsel und Bühnengeheimnisse gelangt, eine Glückseligkeit empfand, welche den monotonen Genuß meiner geistlichen Comödie vollkommen aus dem Felde schlug.

Noch reizender wurde das neue Spielwerk dadurch, daß auch meine guten Freunde dafür eine lebhaftere Theilnahme bezeigten, namentlich der Sohn einer adlichen Familie neben uns an, der mich in meinem geistlichen Ornat gern bespöttelt und oft verletzt hatte. „Jetzt habe ich dich erst recht lieb“, sagte er, „denn jetzt wirst du ein Junge. Du wirst nun auch deine Mutter um ein Pferdchen bitten und Soldat mit uns spielen.“ Ich schämte mich und küßte ihn derb ab, weil ich fühlte, wie Recht er haben mochte; wir saßen dann zusammen und colorirten die Hauptpersonen der bekannten Theaterstücke, die man auf großen Bogen costümirt kaufen konnte. Sie wurden dann ausgeschnitten, auf Pappe aufgeklebt, ein langer Drath daran befestigt, und so mußten sie, von unserer Hand dirigirt, das improvisirte Stück durchspielen, freilich immer in derselben Position, Maria Stuart mit fliegendem Schleier und ausgebreiteten Armen, Tell mit angelegter Armbrust, der alte Moor im Lehnstuhl und Posa zu den Füßen der Königin. Das störte jedoch weder unsere Phantasie, noch die Illusion der Zuschauer, unter denen Lena, die Köchin, und die Base Stinette sich vorzugsweise theilnehmend zeigten, sei es durch die Spende eines Bilderbogens, durch unmäßigen Beifall oder durch einen spöttelnden Blick auf Louison, welche betrübt dabei saß und die Lichter zu putzen hatte. Ganz von ihr mich loszureißen vermochte ich jedoch nicht, und wenn auch die tägliche Messe oft geschwänzt wurde, wenn ich auch die Probe zur Teufelsmühle strenger einhielt als das Hochamt zu St. Stephan, so blieben doch die Kirchenfeste nach wie vor geheiligt, und die alljährliche Prozession verlor nichts von ihrem Pomp. Ja Louison wußte sogar eine nicht geringe Vermittlung beider Principien einzuleiten; sie überreichte mir eines Tags eine französisch dramatisirte Geschichte der heiligen Genovefa, welche ihr Vetter Rochus, der Schulmeister in einem nahen Orte war, für mich angefertigt; damit fand sich ein leiser Uebergang geschaffen,

und auch ich war doppelt zufrieden, wenn die Ankündigung der Genovefa Louison ein Lächeln abgewann.

Unter dieser wunderbaren Art von Erziehung war ich nach und nach bis in's neunte Jahr gekommen. Ich saß in der Schule oben an, denn es kostete mir jetzt keine große Mühe, zu lernen, ich faßte sehr leicht und schnell und hatte namentlich ein eminentes Gedächtniß, welches mir auch bei meinen theatralischen Nachbildungen bedeutend zu Statten kam. Mein Charakter war ein seltsames Gemisch von natürlicher Entschiedenheit und anerzogener Weichheit, von Willensfestigkeit und Lenksamkeit geworden, eine Art von Eigensinn, der, so originell er mitunter auftrat, doch gewiß einer kräftigeren Gegenwirkung bedurft hätte, als es Louison's Affenliebe und die Aengstlichkeit meiner Mutter zuließen. Zu Zeiten war Alles mit mir anzufangen, ich war dann lauter Hingebung und hätte für ein freundliches, sanftes Wort das Unmögliche mindestens riskirt: aber es bedurfte nur einer heftigen Aeußerung, eines barschen Worts, und ich hätte lieber Alles erduldet, als nachgegeben. So beschied ich mich auch mit Freuden, wenn mir für eine abgeschlagene Bitte Gründe angeführt wurden — die bloße, leere Verweigerung, dies häufige, unglückselige Princip von Eltern und Pädagogen, brachte mich außer mir: ein unbändiger Stolz schlug seine Wurzeln schon im Kinderherzen, und das auf diese Art einmal Verweigerte hätte ich hinterher nicht angenommen, und wäre mir das Herz gebrochen. Am meisten richtete Robert mit mir aus, so hieß der Junker aus dem Nachbarhause, viel mehr, als Mutter, Verwandte, und vollends gar als Louison, welche nur gar zu gern nach meiner Pfeife tanzte, wenn ich dafür hübsch fromm und geistlich war. Wir zankten und zausten uns zwar tagtäglich, Robert und ich, konnten aber doch keinen Tag ohne einander sein, und unser Schmollen dauerte gewöhnlich nicht über das Vesperbrod — wir lagen dann einander in den Armen und hätten das Leben für einander gelassen, wie vordem.

Um diese Zeit kam mein Bruder in den Ferien nach Hause; ich merkte, daß der Pfarrer Jacoby sich mit der Mutter und den Vormündern besprach, und errieth den Zusammenhang schnell, als Louison eines Abends in die Kinderstube stürzte, wo ich eben mit Robert einen neuen Vorhang für das Theater zusammenstückerte, sich über mich herwarf und in herzzerreißendem Jammer immerfort rief: „Mon dieu, mon dieu, qu'est ce qu'il deviendra, le pauvre petit! Ah! les monstres! L'horreur que ce Monsieur Jacoby!" Endlich begann denn auch der Strom ihrer Rede: sie erzählte in echt französischer, rückhaltloser Aufregung, daß der Pfarrer Jacoby mich mitnehmen wolle, wie die Mutter ihr das angekündigt und sie den Befehl habe, meine Wäsche und Garderobe zu ordnen, überhaupt mich für den Aufenthalt unter fremden Menschen auszustatten. Schon der Gedanke, mich verlassen zu müssen, wäre hinreichend gewesen, die arme Person höchst unglücklich zu machen; nun sollte ich aber gar unter der Obhut eines evangelischen Predigers stehn, in einem durchaus lutherischen Lande, in einem Orte, wo keine Messe zu haben war, kein Hochamt, kein Trost der Beichte, ja nicht einmal der Unterricht des Katechismus — sie konnte das Entsetzliche nicht fassen —. alles Erlebte entschwand vor diesem Greuel, der Tod ihres Vaters, der Verlust ihres Vermögens, der Druck der Dienstbarkeit, Alles, Alles! „Il sera perdu! Ils le feront calviniste!" das war der Schluß eines jeden Ausbruchs — die Thränen erstickten endlich ihre Stimme, sie warf sich auf's Bette, zog die Vorhänge zu, und blieb so den ganzen Abend.

Als ich nun auch selbst den directen Bescheid erhielt, war mir doch nicht so ganz wohl zu Muthe: meine Mutter, die mich in ihren Armen hielt, mochte wohl fühlen, daß mein Herz schneller schlug, sie ließ mich drum leise los, und ich rannte in die entferntesten Gebüsche des Gartens, wo ich mich unter einer großen Tanne niederwarf, welche düster und betäubend über mir herrauschte. Herr Jacoby — das war

der Talisman, der unter meinen jungen Verwandten seinen Zauber nie verfehlte, d. h. sie hatten sammt und sonders einen ungeheuern Respect, ja ein gutes Theil Furcht vor ihm. Mir war der bleiche, nie lächelnde Mann besonders fatal gewesen; sein scharfes Organ und der harte Dialect des Oberländers verletzten mich, der ich an das leichte französische Geplapper und die weiche niederrheinische Aussprache gewöhnt war: unter zehn von seinen Worten verstand ich kaum eins, und wenn die Andern stumm und beklommen in seiner Gegenwart umherstanden, war es mir ein kleiner Triumph gewesen, gleichsam ihm zum Trotz von einer Neckerei und Liebkosung zur andern zu springen, Alles, was mir einfiel, daherzuplaudern, überhaupt, wie es die Pedanten nennen, ungezogen zu sein. Ach! und Herr Jacoby wollte mich mitnehmen! Er hatte mich zwar auf den Schooß genommen, hatte zu lächeln versucht, mir von der Reise, von seiner Mutter, seinen Schwestern erzählt — aber er blieb doch der Herr Jacoby — und — jetzt fiel mir's schwer auf's Gewissen! — es war Louison's calviniste! Ich weinte recht bitterlich in das Moos hinein, bis ich einen leisen Athem an meiner Wange fühlte; ich sah auf, Robert lag neben mir, vor uns stand seine Schwester Annette, welche, etwas älter als wir, doch noch bisweilen mit uns spielte, wenn sie aus St. Leonhard, dem städtischen Pensionat, Urlaub hatte. Sie waren über den großen Maulbeerbaum, die Pfirsichspaliere herab, in den Garten geklettert, um mir Adieu zu sagen.

„Warum heulst du denn," sagte Robert, und strich mir die Haare aus dem Gesicht. „Du gehst ja nicht aus der Welt — und ich gehe ja auch im Herbst auf die Ritterakademie."

„Ach, die Mama!" seufzte ich.

„Nu, die meinige geht auch nicht mit."

„Und Louison!"

„Schäme dich — um eine alte Jungfer, und noch gar die Kindermagd! Geh, du bist wie ein Mädchen."

„Und mein Altar! All die schönen Sachen!“

„Pfui, Werner — jetzt ärgere mich nicht. Du willst doch wohl nicht Pastor werden in allem Ernste?“

„Aber ein Canonicus oder ein Prälat.“

Robert wandte sich unmuthig von mir. „Was, dann darfst du ja niemals heirathen.“

„Ja wohl,“ wandte Annette ein, „das ist gerade so, wie wenn man eine Nonne wird.“

Meine Thränen hörten schon auf zu fließen. „Aber das Theater! Jetzt haben wir erst den neuen Vorhang gemacht, und die deutschen Kleinstädter gekauft und das unterbrochene Opferfest — ach! Robert, wenn wir doch zusammen bleiben könnten!“

„Ja, das wollt' ich auch!“ sagte der gute Junge, und ihm war jetzt das Weinen nah. „Aber es dauert nicht ewig und wenn wir Soldaten sind, machen wir, daß wir wieder zusammen kommen, auch die Annette geht dann mit uns und führt uns die Haushaltung. Oder du kannst sie auch heirathen? Willst du, Annette?“

Wir waren aufgestanden, Annette sah starr auf den Kiessand und holte langsam ihr Schnupftuch aus der Arbeitstasche. Auch ich fühlte, wie mir's warm um's Herz wurde, ich griff schnell in das Gebüsch, pflückte eine Handvoll Blutnüsse und bot ihr welche. Aber das Mädchen reichte mir nur die Hand und sagte mit schwankender Stimme: „Adieu, Werner! Aber du mußt auch Soldat werden, wie Robert — nicht wahr?“

Ich hob sie auf die Spaliere, und bald war ihr blondes Köpfchen im Laub des Maulbeerbaums verschwunden. Robert und ich, wir gingen noch lange mit verschränkten Armen in den dunkeln Gängen, bis es drüben seinen Namen rief. Wir küßten uns und schieden! — Ach! wie wenig sind wir Herren unserer Entwürfe, unseres Schicksals! —

Noch an demselben Abend ward der Altar in einen großen Pappkasten gepackt, welchen Louison beim geliebten Meister Bein in der Klappergasse hatte anfertigen lassen, die Heiligenbilder vertheilte ich unter die Dienerschaft, das Geräthe wurde in kleinere Kisten zusammengelegt, und ich mußte sehr an mich halten, als ich in der leeren, verwaisten Ecke am Himmelbett stand. Zuletzt nahm ich vom Theater rührenden Abschied und empfahl es ebenfalls Louison's Fürsorge. Du lieber Gott! ich habe keines der Dinge jemals wieder berührt, und erst nach langen Jahren fiel mir bei einem Umzuge jener enorme, gelbe Pappkasten in die Augen, welchen Louison den Trägern anempfahl ja nicht zu rütteln — der Deckel flog zufällig beim Umwenden zurück, und einen Augenblick lang sah ich den größten Schatz meiner Kindheit wieder, die kleinen vergoldeten Säulen, den heiligen Nicolaus und seine nackten Kinderchen in der Waschbütte, obenauf St. Nepomuck, oder wie Louison immer sagte, Johannes Nopomucinus, und das Agnus Dei des Altarblattes, ein Nadelkunstwerk der Laienschwester zu St. Stephan. Später verschwand es aus dem Hause mit dem übrigen Spielwerk, welches, wie mich vor Jahren, jetzt zum zweiten Mal die Taufkinder meiner Mutter zu Nicolai oder Weihnachten erfreuen mußte; nur die wächsernen Heiligen bildeten nach wie vor Louison's Nipptisch, und von Zeit zu Zeit wechselte sie selbst deren verblichene oder unmodisch gewordene Garderobe. Auch ein kleines Crucifix von Elfenbein hatte sie sich reservirt — es hing an ihrem Bette über dem geweihten Wasser, womit sie an jedem Morgen und Abend das Zeichen des Kreuzes über sich machte — dahinter ein mächtiger Palmzweig und auf einem Blättchen rother Seide aufgenäht die hellbraune Locke, die sie mir am Abend, ehe wir gingen, abgeschnitten.

Die Reise hatte mich bald so in Anspruch genommen, daß ich kaum noch nach Hause zurückdachte: mit dem Pfarrer hatte ich mich eingerichtet, Menschenfurcht kannte ich nicht, wie eben alle französischen Kinder, und zudem wußte ich, daß Herr Jacoby in Seenheim eine Mutter hatte und zwei Schwestern, auf die er mich vertröstete, wenn er meinte, daß mir das Herz schwer werde. Auch nahm er sich meiner an, wenn die Andern mich zum Besten haben wollten, führte mich an der Hand, und wandte sich meist an mich, wenn wir uns in fremden Städten umsahen oder er uns etwas zeigte und erklärte. Alles war mir neu und ungemein interessant, der breite Strom, der von Schiffen wimmelte, die vielen Menschen auf der Eiljacht, das singende Guitarrenmädchen, das ein äußerst schmutziger Geselle auf dem Horn accompagnirte, vor Allem drei Tübinger Studenten mit langen Haaren und knotigen Stöcken, welche bunte Bänder und Hals und Brust bloß trugen, dazu der Eine, selbst während des Essens, zwei große Pistolen in einem Ledergürtel, mit denen er hie und da das Echo aus den Felsen lockte. Herr Jacoby kaufte Trauben, wo nur immer angehalten wurde, und erzählte uns von den Schlössern und Städten, an denen wir vorüberfuhren: ich entsinne mich nicht, daß ich viel an die Mutter, an Louison gedacht hätte — an die Letztere einmal sehr stark, als wir in einer großen Stadt in eine ungeheure Kirche traten, wo ein Erzbischof das Hochamt celebrirte. Solche Pracht gab es weder bei den Dominikanern, noch in der Jesuitenkirche, selbst nicht im Münster, und ich sagte leise vor mich hin: „Ach! wenn Louison das sähe!" Mein Bruder hatte es gehört: „Dummer Junge!" sagte er, mich in die Seite knuffend, „denkst doch an nichts, als an alte Weiber!" Ich hütete mich wohl, wieder laut zu denken.

Eine große Fatalität hatte ich in einem kleinen Ort im Gebirge: ich sollte von einem zinnernen Teller essen, Suppe zuerst — aber der Teller und die Graupen hatten so ziemlich

dieselbe Farbe, d. h. alle Schattirungen in Grau. Ein leiser Schauer ging mir durch den Magen, ich resolvirte mich kurz und ließ die Suppe kalt werden. „Warum ißt du nicht?" fragte Herr Jacoby. — „Weil mich's ekelt." — „Was? die Suppe?" — „Nein, das Zinn." — Alle lachten laut auf, und ich mußte mir's eben erzählen lassen, daß in Seenheim nur wenn Fremde da waren oder an hohen Festtagen von Porzellan gegessen würde. Was waren das für Aussichten! Aber ich aß doch nichts, weil ich es in der That nicht vermochte, und Herr Jacoby führte zum ersten Mal seine geistige Ruthe: ich mußte mit dem trocknen Brode und dem Obst vorlieb nehmen, und hätte doch für mein Leben gern von dem Rebhuhn gekostet, das die Andern nach Kräften zerarbeiteten!

An einem stillen, lauen Herbstabend traten wir aus dem Buchenwald auf die Höhe hinaus, zu deren Füßen das Pfarrdorf in einem mäßigen Thalgrunde lag. Es dämmerte bereits, ein schmaler, glühender Streif lag nur noch auf dem fernen Gebirg, die Lichter wurden in den Häusern angezündet und die tiefe Glocke läutete des Tages Last zur Ruhe. Ich war müde, denn wir waren den ganzen Tag auf den Beinen, mein Ranzen drückte mich und ich stolperte fast über jeden Stein. Die Anderen hingegen sprangen immer munterer, je näher es auf Seenheim zuging — sie wußten, was ihrer dort harrte, für sie war es die Heimath, für mich die Fremde, der Eingang in ein unbekanntes, zweifelhaftes Dasein! Unten am Berge war das Grummet gemäht, die frischen Schwaden dufteten, und von allen Seiten schritten die heimziehenden Mäher rascher zu, um uns den Willkomm zu bieten. Die Männer drückten dem Pfarrer die Hand, welcher für Jeden ein freundlich Wort, eine Frage nach Weib und Kind, nach der Ernte oder dem Handwerk hatte: die jungen Bursche hatten meine Kameraden in die Mitte genommen, und berichteten treulich über Bäcker-Conrad's schwarzes Fohlen, von Diefenbachs

Lisbeth's großer Hochzeit, daß die alte Schützin gestorben sei und dergleichen mehr; ich hörte das Alles mit an, als ob's mich auch mit anginge, ich drängte mich zwischen die Uebrigen, aber als Keiner Notiz von mir nahm, ein Jeder an mir vorbei nach meines Bruders, nach meiner Vettern Hand griff, da blieb ich am Ende traurig hinter dem Zuge zurück, und zum ersten Mal ward mir das Herz ordentlich schwer, so daß ich mit den Thränen nicht mehr kämpfte, nein, still aber bitterlich in mich hineinweinte. Meine körperliche Mattigkeit machte mich doppelt elend — ich warf es mir vor, daß ich so leichten Herzens Louison's ahnungsvollen Jammer mit angesehen hatte, so leichtsinnig von ihr geschieden war. Ach! so wohl es uns thut, die Schmerzen Anderer mitzuempfinden, so unendlich elend macht es uns, wenn wir ihre Freuden nicht verstehen, wenn wir in deren Kreis nicht mit hineintreten können! Jener ganze tragische Moment meines ersten Schmerzes war so durchgreifend bei mir, daß es mir im ganzen späteren Leben wie sündhaft vorgekommen ist, irgend einen Genuß für mich allein zu behalten, und ich habe mich dabei immer wohl befunden, denn ein jeder wurde mir durch dies Halbpart-System verdoppelt.

Nahe beim Dorfe saßen die Mädchen auf einem Brückengeländer und sangen: sie verstummten als wir näher kamen, standen auf und nickten grüßend mit ihren großen Tellerhauben. Der Pfarrer dankte, aber minder zuthunlich als bei den Männern, mit einer Art pathetischer Herablassung, und ich bemerkte, daß mein ältester Vetter nur verstohlen eine dargebotene Hand ergriff und schüttelte. An den Häusern saßen die Weiber und schauten uns laut plaudernd in dem Halbdunkel nach — vor einem hölzernen Gitterthore bellte uns ein kleiner Dachshund an, eine Magd rannte mit dem Melkeimer über den Hof, und jubelnd stürmten die Andern vorauf in das Haus, während ich mich an Herrn Jacoby anschmiegte, und zum ersten Mal in meinem Leben blöde,

hinter ihm her in die helle Stube trat. Nach der ersten herzlichen Begrüßung wandte sich der Pfarrer zu mir: „Werner, das ist meine Mutter, und dieß hier ist meine Schwester Louise." Ich hatte meine Augen noch nicht aufgeschlagen, den Ranzen noch immer auf dem Rücken und den Stock in der Hand: mein Bruder knipste mir die kleine Sammtmütze vom Kopf — ich blickte auf und sah eine große alte Frau, die sich zu mir herabbeugte, und ein anderes, blasses, unaussprechlich mildes Gesicht: das war Louise, welche neben mir kniete. Sie küßte mich, indem sie mich fest an sich drückte, und übergab mich dann der alten Frau, welche sich in einen Sessel neben dem ungeheuern Kachelofen setzte, mich vor sich hinhielt und mir mit ihren klugen, hellen Augen aufmerksam in die meinigen schaute.

„Du bist wohl hungrig und müde?" sagte sie dann — ich antwortete nicht, weil mir das Herz zu voll war. „Karl", sagte sie zu ihrem Sohne gewendet, „ihr habt einen zu großen Weg gemacht. Sieh, der Kleine ist leichenblaß und zittert."

„Ach", rief mein Bruder herüber, „der dumme Junge hat das Heimweh — das Heulen wird ihm wieder nahe sein."

Die alte Frau nahm mir den Ranzen ab und hob mich auf ihren Schooß. „Ist das wahr?" frug sie leise. „Geh, ein Junge darf nicht weinen. Wir wollen dich so lieb haben, wie deine Mutter; hat dir das der Pfarrer nicht gesagt?"

„Ja wohl, Madame!" stotterte ich mühsam heraus.

„Die Andern nennen mich Mutter, wie mein Sohn. Das mußt du auch thun." Es lag etwas in dem Ton der Stimme, das meinen Kummer wie mit Einem Male von mir nahm — es war dieselbe harte Aussprache, wie Herr Jacoby sie hatte, aber das Lächeln, welches fast beständig um den feinen Mund spielte, der beinah jugendliche Glanz dieser Augen besaßen etwas so Beruhigendes, Gewinnendes, daß es mir war, als läge ich wirklich am Herzen der Mutter. Und als nun Louise abermals zu mir trat und mit sanfter Stimme sagte:

„Du mußt mich wie eine Schwester ansehen, Werner, du mußt mich Du nennen — wir werden nicht leiden, daß du weinend bei uns einziehst — " da schmolz mein ganzes Herz dahin in Liebe und Hingebung, ich fühlte, daß ich nicht mehr fremd unter den Fremden sei, ich empfand selbst meine Müdigkeit nicht mehr, und war bald mit Louisen in einen weitläufigen Reisebericht vertieft, während sie Thee und Butterschnitten für uns bereitete, und der Pfarrer von seiner Mutter die Geschichte des Hauses während seiner Abwesenheit entgegennahm.

In Seenheim begann nun für mich eine neue Existenz; statt meiner kirchlichen Spielerei und des Theaters ward mir der neue Schulplan mitgetheilt; ich erhielt eine Menge neuer Lehrbücher, Vorlegeblätter und Karten, und meinen bestimmten Platz an dem großen eichenen Schultisch, auf welchem ich mich in den ersten Tagen vergeblich abmühte, die zahllosen, von den Federmessern meiner Vorgänger eingekritzelten Hieroglyphen zu entziffern. Die Schule war ein langes, schmales Zimmer, welches die ganze Front des freistehenden Hauses einnahm, und von Herrn Jacoby während des Unterrichts in stets gleichen, enormen Schritten gemessen wurde; daneben befand sich ein kleines Cabinet, die Präparationsstube, wo wir am Abend unsere Vorbereitungen und Arbeiten machten und bei Tage der Hülfslehrer docirte. Dieß war ein entfernter Vetter des Pfarrers, ein Candidat der Theologie, der im Dorfe nur der Brillenmann genannt wurde. Die Bauern sahen es nicht gern, daß er, wenn er bisweilen predigte, die Brille auf der Nase behielt; sie argwöhnten, und nicht mit Unrecht, daß er die Predigt auf der großen Kirchenbibel vor sich liegen habe und ablese — lesen können wir selbst, sagten sie, und wer's nicht im Kopfe hat, der hat's auch nicht im Herzen, und holt sich's aus der Postille. — Dem armen Brillenmann ist es nachher schlecht genug ergangen. Er trat

von Seenheim aus bei einer reichen Familie in der nahen Handelsstadt als Hauslehrer ein, fing ein zärtliches Verhältniß mit der hübschen Mutter seiner Zöglinge an, und mußte, von dem Gemahl bei einer Zusammenkunft überrascht, in übergroßer Hast das Weite suchen. Untersuchungen wegen burschenschaftlicher Umtriebe auf der Universität trafen ihn zu gleicher Zeit, und er flüchtete, nur kärglich von seinen geizigen Eltern unterstützt, in die Schweiz. Dort lebt er, so viel ich weiß, als Philologe, verheirathet und post tot discrimina rerum in so weit glücklich. Erst später habe ich erfahren, daß er schon in unserem Dorfe als leibhaftiger Don Juan hinter den Mädchen her war, und auch deßhalb von Herrn Jacoby entfernt wurde — und das war Einer von Denen, berufen, das Wort des Herrn zu erklären, die Grundsätze der Sittlichkeit zu lehren, ein Reiner zu sein unter den Kindern der Sünde!

Den Hauptunterricht ertheilte Herr Jacoby selbst, und wenn man es bedenkt, daß er uns Alle nach und nach in dem Zeitraum von sechs bis acht Jahren für die Obersekunda des besten preußischen Gymnasiums ausbildete, so rechtfertigt dieß vollkommen das Vertrauen, welches unsere Familie auf ihn gesetzt. Ich besitze noch von ihm vortreffliche Interpretationen des Horaz, des Tacitus und des Sophokles, und wenn er über die alte Geschichte die neuere und namentlich die neueste etwas lässiger und oberflächlicher betrieb, so machte er es eben nicht besser, als mein vortrefflicher Ordinarius und Professor der Geschichte in D., welcher am Ende eines jeden Cursus immer grade die französische Revolution erreicht hatte. Freilich lernt sich das Näherliegende wohl bald nach im täglichen Verkehr und durch die noch lebendige Tradition, aber ich schämte mich doch gehörig, als ich in späteren Jahren zu einer anderweitigen Prüfung unter den Römern und Griechen erstaunenswerth Bescheid wußte, auch einen vortrefflichen Aufsatz über die mittelalterlichen Verhältnisse zwischen Pabst und

Kaiser lieferte, ein kleiner, siebzehnjähriger Cadett aber mich mit seiner Kenntniß der Freiheitskriege völlig zu Boden schlug, und ich statt einer Geschichte Kaiser Leopold's ein weißes Blatt abgeben mußte. Uebrigens verdanke ich Herrn Jacoby's Vorliebe für die Alten sehr viel; ich habe mir hundertmal im Leben Trost und Erquickung bei ihnen geholt, die Oden des Horaz habe ich so gut im Kopfe, wie Uhland's Gedichte und den Faust, mein Oberlin'scher Tacitus ist gewaltig vergriffen, und der Herrmann'sche Sophocles trägt Randbemerkungen und Ueberschreibungen noch aus der allerjüngsten Zeit. Aber mein Latein wurde auch der Grund, auf dem ich später die lebenden Sprachen mit Leichtigkeit erlernt habe, und so macht meine eigene Erfahrung es mir unerklärlich, warum erst jetzt in einem Staate, wo für militärische Ausbildung so viel verwendet wird, die Hauptförderung fremder Sprachkenntnisse so wie einer gründlichen, allgemein menschlichen Bildung, das Studium der Alten, hiefür berücksichtigt zu werden beginnt. Man hat gesagt, daß für den Cadetten oder den Divisionsschüler der Cursus zu kurz anberaumt sei, aber es lernt sich in der Jugend nichts rascher, als Latein, weil Alles, was wir in dieser Sprache lesen, große Völker und Begebenheiten, das Heldenthum und überhaupt die erhabensten Regungen und Beziehungen der menschlichen Natur darstellt, mithin der reinen, jugendlichen Phantasie am nächsten liegt, von selbst Eingang bei ihr findet. Und bis zur Fähigkeit einer lateinischen Abiturientenrede braucht's ja der hoffnungsvolle Fahnenjunker nicht grade gebracht zu haben, damit ihm französisch, englisch und italienisch etwas weniger Kopfzerbrechens mache. —

Der Pfarrer selbst war ein wunderbarer Mann, ein Gemisch von Milde und Heftigkeit, von Humanität und Pedanterie, welches oft auf die sonderbarste Weise hervortrat. Ich hatte es nicht begreifen können, wenn die Andern früher so in Angst vor ihm waren, daß sie in seiner Gegenwart kaum zu sprechen wagten, und nach und nach beschlich mich

doch dieselbe Scheu bei aller Freimüthigkeit meines Wesens — nicht, daß ich mich vor ihm gefürchtet hätte, oder mit dem, was ich zu sagen hatte, nicht recht einig gewesen wäre: aber die strengen, fast steinernen Züge, die tiefen, gedankenvollen Furchen der hohen Stirn — ich habe nie und nirgends im Leben wieder solche Runzeln gesehen — der dichte Wald von starrkrausen, schwarzen Haaren, das ungeduldige, barsche Herumfahren bei zufälliger Ansprache — es war, als hätte uns Jemand auf den Mund geschlagen, wenn die raschen, wohlbekannten Tritte die Treppe herabdröhnten: das Gespräch war augenblicklich abgebrochen, Jeder, der nicht gleich das Weite suchte, saß trübselig in seiner Ecke, selbst die Mutter und Louise arbeiteten emsiger fort und blickten nur verstohlen nach uns umher. Und draußen im Felde konnte derselbe Mann wieder so liebenswürdig mit uns sein. Eine Belehrung knüpfte sich an die andere, Scherze und Neckereien flossen mitunter, er zeigte uns selbst die kleinen Kunstgriffe bei Leibesübungen, lief mit uns um die Wette, und mit seinen Bauern war es eine Herzlichkeit, ein so echt patriarchalisches, mildes Benehmen, Fragen und Sorgen! Da wir aber mehr im Hause mit ihm zusammenwaren, als draußen, und uns meist nur der strenge, ja, ich muß es sagen, oft ungerechte Pädagog gegenüber stand, so wuchs jenes Gegengewicht momentaner Hingebung nicht durch bei uns, und es reducirte sich, mindestens in mir, zuletzt Alles auf einen tiefen, aber vertrauungslosen Respect, der wohl Vieles anerziehen, aber nichts feststellen läßt, weil das Herz ihm nicht in die Hände arbeitet. Es ist nichts schlimmer, als wenn der Erzieher nur befehlen kann, nicht stillschweigend verlangen, wenn er nur Gehorsam findet, nicht die Lust am Gehorsam. Ich will nicht sagen, daß ich Herrn Jacoby nicht lieb gehabt hätte, aber ich hätte ihm nichts vertrauen können — es war, wie es im reiferen Leben mit älteren Verwandten zu gehen pflegt, wenn sie bei Fehltritten, im Unglück nur zu tadeln verstehn, nicht in Wahr=

heit zu trösten, zu sich empor zu heben. Und hätte der Pfarrer noch ordentlich, resolut gestraft! Das geschah aber nur höchst selten, und statt des Einsperrens und aller jener gewöhnlichen Executionen war es nur ein Strom heftiger, oft innerlich kränkender Redensarten und hinterher oft wochenlanges Schmollen. Das erbittert, macht störrisch, und verfehlt am Ende seinen Zweck, in der Jugend sowohl als in allen spätern Lebensverhältnissen. Ach! und die meisten Menschen gefallen sich gerade, wenn sie nur Reden halten und ein zorniges oder gar ein gekränktes Gesicht aufsetzen können — es ist zum Desperat-werden! — Ich habe nur drei Mal die Kraft von Herrn Jacoby's Arm gefühlt, und die erste Begebenheit war zu komisch, als daß ich sie nicht erzählen dürfte. Sie giebt zugleich einen Beleg zu der Pedanterie, von welcher der sonst so tüchtige und vernünftige Mann hie und da besessen war, und zu seiner allerdings nicht zu läugnenden mangelhaften Kenntniß der menschlichen Natur.

Ich war zu Hause besonders von Frauen und Mädchen genugsam gehätschelt worden, und fand das selbst, wenn ich mich im Spiegel besah, nicht ganz unnatürlich. Auch in Seenheim fielen die jungen Mädchen, welche, wie ich später in einem fast vergessenen, aber vortrefflichen Buche vom Grafen Benzel-Sternau, im „goldenen Kalbe", las, in jedem hübschen Jungen den künftigen Liebhaber wittern, über mich her, und meine Locken, meine Augen, meine frischen Farben wurden vielfach bestrichen, besprochen und bewundert. Der Pfarrer hatte mir schon wiederholt angedeutet, ich solle den Mädchen aus dem Wege gehen, es schicke sich solch eine Gemeinschaft nicht, und er hatte die Stirn dabei in noch tiefere Falten gezogen. Ich sah auch, daß die Andern sich fern von den verführerischen Liebkosungen hielten, dachte aber, das läge nur daran, daß sie geringere Ansprüche darauf machen könnten — die Eitelkeit ist die Falle bei Knabe und Mädchen, bei Jüngling und Jungfrau, bei Mann und Weib! Im Orte wohnten

zwei alte ledige Töchter eines längst verstorbenen Pfarrers, Tante Ernestine und Tante Philippine, mit einer Nichte, welche Fritze hieß und sehr hübsch war. Als eine Freundin Louisens kam sie oft in's Pfarrhaus, im Winter mit dem Spinnrad, im Sommer in den Hausgarten mit ihrer Stickerei oder mit einem neuen Buche. Eines Tages war sie nach Tische zum Bohnenschneiden gekommen; wir Jungen halfen dabei mit, und selbst der Pfarrer ließ sich dazu herab, die Messerchen zu schleifen und die Fäden abzuziehn. Ueberhaupt waren das so verschiedene Ergötzlichkeiten, an denen Alles, was nur irgend konnte und mochte, Theil nahm, eben das Bohnenschneiden — wie oft habe ich noch mit der Mutter ganz allein gesessen, wenn Alles schon in's Bette war — die gute, fleißige Frau nickte alle Momente und schnitt doch immer zu, wenn auch die Bohne schon längst zu Ende war, über den Finger weg — dann im Sommer das Aufschneiden der Mohnköpfe, wo gehörig genascht wurde, im Herbst das Auskernen der Zwetschen zum Muß — da wurde die ganze Nacht gekocht und Kaffee getrunken und Eisenkuchen verzehrt — der Pfarrer mochte das Aufbleiben nicht leiden, und wir standen immer heimlich wieder auf, wenn er schnarchte, denn wir wußten, daß, wenn er einmal schlief, ihn so leicht nichts erweckte — und zuletzt das Aepfelschälen und Birnenausputzen zu Dürrobst, wobei eine äußerst gutmüthige alte Steuerassistentin, die im Dorfe ansäßig war, immer ihre große, steife Tellerhaube zur Zielscheibe unseres Bombardements mit den angegangenen Borstorfern und Jungfernbirnen hergab, und nach welchem Feste alljährlich die Wohnstube neu gemalt, d. h. in rosenrother Wasserfarbe angestrichen wurde. An jenem verhängnißvollen Bohnenfeste nun war der Pfarrer gegen Abend hinaufgegangen, um Briefe zu schreiben, das Dämmerungsstündchen sollte verplaudert werden, und Fritze hatte sichs in dem Sessel am Ofen bequem gemacht; ich war auf ihren Schooß gehuscht und saß da wie ein Gott in Frankreich. Da

plötzlich hörten wir den Pfarrer die Treppe herabrutschen, ich wollte aufspringen, aber er war in der Stube, ehe ich es vermochte, mich den weichen Armen zu entwinden, die mich umfingen; ich schmiegte mich um so fester hinein und vergaß bald den Pfarrer, welcher seine gewöhnliche Promenade aus der Ecke nach dem Ofen und zurück quer durch die Stube begonnen hatte; Fritze erzählte, die Mutter und Louise dazwischen — ich regte mich nicht. Da commandirte der Pfarrer Licht, Fritze ließ die Arme sinken, damit ich leise auf den Boden glitte, aber das ging unmöglich so leicht ab; ich fühlte den warmen Athem des Mädchens dicht an meinen Wangen, ich hörte den Schlag ihres Herzens, mein Kopf hob und senkte sich mit jeder Wallung ihrer Brust — ich schlang meine Arme um ihren Nacken und drückte vorsichtig einen Kuß auf den äußerst lieblichen Mund: sie erwiederte ihn unbedachtsam herzhaft, so daß der Ton zum Verräther wurde, und ich ein lautes: Gott helf! hervorstotterte. Im Nu hatte mich auch der Pfarrer beim Kragen: „Der infame Junge! Wart, ich werd' Dir das Gelecke legen!" — und nun die Treppe hinauf in die Präparationsstube — ein Dutzend derber Ohrfeigen und eine Predigt, die mich am Ende vollkommen windelweich machte. — Das ist die verhängnißvolle Geschichte meines ersten Kusses und meiner ersten Ohrfeige zugleich! Der Pfarrer hätte mich besser ungescholten und ungeschlagen gelassen: hatte ich mir früher gar nichts bei den mir angethanen Zärtlichkeiten gedacht, so ging's jetzt bunt und kraus in meinem Kopfe durcheinander, und wie alles Verbotene besser schmeckt, so wurde ich jetzt schon ex officio ein kleiner Sünder, denn ich wußte, daß es Schläge setzen möchte, also, daß ich etwas Böses that, und küßte dennoch — Alles, was sich eben küssen ließ, ja mit zehnfach erhöhtem Interesse gegen ehemals. Ach! die Theorie des Kusses steigert sich, wie die des Lebens, und es giebt keine, welche mehr von gefährlichen Hypothesen und Problemen wimmelte!

Mitten in der ungewohnten und mitunter schweren geistigen Arbeit und trotz Herrn Jacoby's nicht immer unbefangener Zucht, befand ich mich übrigens in Seenheim ungemein wohl, und ich kann nur sagen, daß dieser Morgengruß meines Schicksals eine unbeschreiblich glückliche, in ihren Einzelheiten oft rührende Idylle war. Ein kräftiger, gesunder und begabter Junge, schüttelte ich das Widrige gar leicht ab, eine nachtragende Bitterkeit hatte keinen Raum in mir, und das Einzige, wogegen ich mich nicht wehren konnte oder mochte, war ein immer wachsender Eigensinn, der mir um so unentbehrlicher wurde, je wunderbarer sich in meiner unbändig lebhaften Phantasie die Ansicht der Verhältnisse, die Gefühle, Ahnungen, Träume und Vorsätze zusammenstellten. Was ich mir einmal zurecht gemacht, mußte durchgesetzt werden — das Leben hat mich gelehrt, daß hierin, wie in allen precären Dingen, der Krug so lange zu Wasser geht, bis er bricht: wir kommen immer am Ende auf einen Punkt, wo wir das Schicksal herausfordern müssen, und mit ihm kämpft sich's ja nur auf Leben und Tod! Noch eine Eigenthümlichkeit wurzelte schon damals fest in mir, welcher ich manche innere Befriedigung, manch frohes Bewußtsein, freilich auch viele Anfechtungen verdanke. Herrn Jacoby's Laune und Heftigkeit ließen ihn im ersten Momente oft Einem von uns das bitterste Unrecht anthun. Man soll nicht sagen, daß die Jugend schon egoistisch genug sei, um nicht über Schuld oder Unschuld noch im Klaren zu sein — und was ich nun Andere, die ich liebte, leiden sah, was ich oft selbst litt, das setzte sich in mir wie ein Princip der Rache fest, und nie hat mich etwas tiefer empört, hingerissen, alle meine Kräfte in Anspruch genommen, als wenn ich Jemanden ein Unrecht anthun sah. Ich habe es um eines Einzelnen willen mit ganzen Corporationen, Familien, Gesellschaften, ja ich möchte sagen, mit dem Schicksal aufgenommen, und selbst der schmählichste Undank hat mich in diesem Streit für mein Princip nicht irre

gemacht: man hat es Laune, Bizarrerie, Arroganz, Wahnsinn genannt — so sind die Menschen: sie geben uns nicht nur nicht, was sie sollten, es ist ihnen auch noch ein Räthsel, wenn hie und da Einer dem Abscheulichen ihres gegenseitigen Zerstörungstriebes die siegende Ueberzeugung oder die dreinhauende Faust entgegen stellt! La bourse ou la vie! Das ist die Losung der Zeit, Jeder reißt dem Andern vom Leibe, was er kann, und man ist verloren, handthiert man nicht selbst mit unter der Highwaymanschaft der großen Lebensstraße!

Der Urquell meiner Seenheimer Glückseligkeit war das Herz der Mutter Jacoby, das unerschöpflichste an Liebe, das jemals im Leben sich mir genaht hat. Die „Frau Inspectern," wie sie die Leute nannten nach ihrem Manne, welcher als Superintendent in einem kleinen hessischen Städtchen gestanden hatte, war zu ihrer Zeit ein bildschönes, gefeiertes Mädchen gewesen, und es gab in der Hauptstadt der Provinz noch viele Männer, welche „die Rose der Eder" angebetet und für sie zu schwärmen noch nicht aufgehört hatten. Sie hatte nahe Verwandte in dieser Stadt gehabt, wo ihre Brüder zugleich studirten, und das Herz ging ihr auf, wenn sie auf zwei dort verlebte Winter zu sprechen kam. Auch ihre Liebe hatte sich dort entsponnen, und den Schluß jener Erzählungen bildete gewöhnlich das reiche, mit Brabanter Spitzen besetzte Brautkleid von weißem Brokat mit silbernen Blumen, welches wir, indem sie uns die längst verschollene Mode, nach der es angefertigt war, erklärte, bewundern durften. Ein Mal sogar nahm sich Louise die Freiheit, mich, der ich vom Theater her eine unwiderstehliche Leidenschaft für Verkleidungen aller Art hatte, in den Berg von Seide hineinzustecken, und trotz dem anfänglichen mißbilligenden Kopfschütteln lachte die Mutter hinterher recht herzlich, als ich in der langen Schleppe, dem knappen Mieder, eine Rose in dem auftoupirten Haare, vor ihr herumtrippelte und mich mit großen Schritten flüchtete, als des Pfarrers Thür im ersten Stock knarrte. Man sah

der alten Frau noch an, daß sie sehr schön gewesen war: sie hatte feine, durchsichtige Farben, einen wunderbar milden Schnitt des Mundes, und Augen, so hell und lebensvoll, wie die einer jungen Frau in der Vollblüthe ihres Glückes — dabei war sie schlank, rasch in ihren Bewegungen, und trug die noch völlig dunkeln Haare gewöhnlich ohne Bedeckung und dicht an den Schläfen anliegend; nur an Sonn- und Feiertagen thronte darauf eine große, reich bebänderte Blondenhaube, welche ihr meine Mutter einmal geschickt hatte. Louise wollte immer, daß sie nach der Mode des Tags falsche Locken tragen sollte. „Laßt mir die fremde Perücke vom Kopf!" sagte sie dann in ihrer raschen, entschiedenen Weise: „wer weiß, welchem Galgenvogel sie einmal angehört hat! Sei Du nur ruhig, Louischen, ich komme auch wieder in die Mode mit der Zeit." Und sie hat Recht gehabt: lange Jahre nachher sah ich sie wieder, als jene ekelhafte Sitte endlich verbannt war — sie ging ganz gebückt, und ihr Kopf war silberweiß: aber der weiße Scheitel legte sich noch immer dicht an die blendenden, fein geäderten Schläfen, und lächelnd deutete sie darauf und auf den braunen, eben so geordneten Kopf ihrer Enkelin, welche ihr die Tasse Chocolade hielt.

Wenn die Stunden zu Ende waren, meine Präparation für den andern Tag beseitigt, war ich um die Mutter: sie lehrte mich alle Gartenarbeit, und ich habe später, während der letzten Hälfte meines Aufenthalts, sämmtliche große Gärten des Pfarrguts fast allein besorgt, und dabei — ich bin noch stolz darauf — für die Küche so glänzende Resultate geliefert, daß selbst Herr Jacoby diese Zeitvergeudung duldete und zum Lohne dem Gartenbudget ein Erkleckliches für Blumensämereien beifügte. Ich weiß übrigens noch nicht, wie es seinen Luchsaugen ein Geheimniß geblieben ist, daß ich durch meine Levkoyen, Balsaminen und Stiefmütterchen mit den Mädchen des Dorfes in keine geringe Verbindung gerieth und eine Art Tauschhandel trieb, der mir manche Zärtlichkeit,

manches gemalte Osterei, manchen verstohlenen Kuß an der Gartenpforte eintrug. Sehr erfreute sich die Mutter an meinem aufkeimenden musikalischen Talent. Als ich nach Seenheim kam, stand an einer Wand der in allen Wohnungen der oberländischen Landgeistlichen unvermeidlichen „Kammer," wo gewöhnlich die ganze Familie auf lächerlich kleinem Raume schläft — in Seenheim war es das Schlafgemach der Mutter und Louisen's, und von der Wohnstube durch eine Bretterwand geschieden — an dieser Bretterwand stand ein altes, zerzaus'tes Spinett, auf welchem Louise hie und da ein Paar zufällig noch gangbare Tasten anschlug. Ein halbes Dutzend Eccossaisen, der Luisenwalzer, die Polonaise von Oginski, darauf beschränkte sich ungefähr ihre Kunstfertigkeit: ich sah ihr dabei auf die Finger und freute mich unbändig, als ich mir eines Morgens eine der Eccossaisen selbst vortrommeln konnte. Es ist wahr, der Pfarrer suchte nach jedem Talent in uns, und was irgend zu lernen war, mußte in uns hinein — ich glaube, er hätte uns selbst reiten gelehrt, wenn die ganze Remonte des Ortes, mit Ausnahme zweier halbblinder Fuhrmannsgäule, sich nicht auf Ochsen, Kühe und den wilden Maulesel des Müllers beschränkt hätte, denn mit Rindvieh wird dort allgemein das Land gebaut. Außerdem hatte er auch noch eine fatale Erinnerung vom Gute des Onkels her ad vocem Reiten, wo er eines Nachmittags, nachdem er zu irgend einer Festlichkeit in die Stadt hatte reiten wollen, nach einer Stunde en pleine carrière, ohne Hut, die Beinkleider von Nanking bis zu den Knien heraufgerutscht, mit fliegenden Haaren und flatternder Busenkrause wieder in den Hof zurückflog, wo ihn der maliciöse Schimmel auf das Stroh vor der Stallthür absetzte und hinterher noch höhnisch beschnüffelte. Das war eine seiner Hauptgeschichten, über die er wohl einmal herzlich lachte, wenn er bei recht guter Laune war.

In Bezug auf meine musicalischen Anlagen wurde nun der Herr „Präceptor" zu Rath gezogen, und ich erhielt bei

ihm eine tägliche Klavierstunde, wofür der arme Mann monatlich einen Brabänter Kronenthaler bekam und wahrlich verdiente. Er hieß Daniel Volkmar und war ein höchst komischer Kauz; an jedem Sonntag Morgen kam er mit dem Glöckner Lutz das Lied holen, trug Winters und Sommers die wunderbarste Construction eines Fracks von hellglänzendem, schwarzem Merino, kurze Beinkleider von schwarzer Serge, die nicht minder blank waren, so daß er von den hohen Steifstiefeln bis zu dem altersschwachen enormen Hut wie gefirnißt aussah. Die Choräle spielte er mit den kühnsten Läufern und Evolutionen, aus einem äußerst sauber geschriebenen Hefte jedesmal ein Rink'sches Präludium mit der Flaut travers, und zum Ausgang ein Stück aus dem Spiegel von Arcadien, dem Doctor und Apotheker, dem rothen Käppchen und bei sehr feierlichen Gelegenheiten aus der Zauberflöte — diese vier Klavierauszüge bildeten seinen weltlich musikalischen Hausschatz, und er schöpfte daraus ad libitum. Seine Schwester hielt ihm Haus; sie hieß im Dorf die Köchin, weil sie in den Hungerjahren die Suppenanstalt geleitet hatte, welche der Patronatsherr, der Graf von S., aus seiner Schatoulle bestritt. Sie war in ihrer Jugend, wie sie selbst sagte, ein kleiner Engel und in der gräflichen Residenz conditionirt gewesen, von wo sie auch noch immer eine Pension für ein hübsches, halbwüchsiges Mädchen bezog, welches sie Mutter nannte, alljährlich in einem großen Wagen abgeholt wurde, und nach sechs Wochen mit neuen Kleidern und Spielsachen wieder anlangte. Diese Köchin war der Schöngeist des Dorfes; sie declamirte eine Menge Verse von „Madeuson" und die Würde der Frauen von „Schüler", klagte häufig über ihr schwaches „Nervensüstem", und trug an ihrem Halse ein thalergroßes Medaillon mit einer Haarlocke; eine aufgeblühte Rose war ihr höchst widerlich, und ich erinnere mich noch, wie sie mir einmal pathetisch vorheulte, daß die Knospe, welche sie da am Busen trage, ihr wie das Bild ihres Liebelebens sei — „empfinden

Sie's, mein Lüber, wie sie duftet? Ach, und in wenig Stunden senkt sie das Köpfchen — und morgen ist sie Staub!" Dazwischen variirte der Präceptor: Dir folgen meine Thränen, und ich war höchst gerührt. Ueberhaupt war die Köchin meine große Freundin; sie hatte immer Obstkuchen vorräthig und hundert Leckereien, welche ihr der Fuhrmann Immelt, ihrer Schwester Mann, aus der Stadt besorgte: Immelt's Sanne, das schönste und munterste Mädchen im Dorfe, lernte bei ihr Sticken und Haarflechten, und nebenbei steckte sie mir von Zeit zu Zeit ein hübsches Buch zu. Bücher aber waren meine Leidenschaft, d. h. Romane und dergleichen, vor denen wir im Pfarrhause gehütet wurden, wie vor der Pest. In Herrn Jacoby's Schranke standen nur gelehrte Quartanten, Engel's Kirchengeschichte und Schmidt's Dogmatik, und der rasende Roland, den ich einmal hinter Palmer's Predigten versteckt gefunden, war schnell confiscirt worden; die Handbibliothek der Mutter bestand aus dem Leben der schwedischen Gräfin in ganz Franz mit Goldschnitt und aus der evangelischen Hauspostille. Louise aber hielt ihr Repositorium gar sorgfältig verschlossen, und nur zuweilen durfte ich die zierlichen Einbände beschauen, wo ich dann die Titel: Schiller, Jean Paul, Ernst Schulze, Hölty, Stollberg mit ahnungsvoller Bewunderung ablas. Die Köchin aber trat, obgleich ich ihr im Vertrauen entdeckte, daß Herr Jacoby sie nicht leiden könne und mir streng verboten habe, etwas von ihr anzunehmen, kühn als Paradiesesschlange auf und reichte mir den Apfel der Erkenntniß. „O," sagte sie mit Emphase, — „er ist ein Mann — er kennt die Lübe nicht! Aber Hochmuth kommt vor dem Fall — auch ihn wird das Schücksal erfassen, und mein Triumph wird es sein, wenn er ausruft: wie habe ich der Köchin einst Unrecht gethan!"

Von ihr empfing ich zuerst Sophien's Reise, dann: Siegwart, eine Klostergeschichte. — Du lieber Gott, ich wurde krank, als ich ihn kaum angefangen, und nahm ihn mit in's Bett. Der Pfarrer begriff es nicht, warum das Fieber immer

heftiger wurde — während er bei mir saß, ruhte das Gift verborgen unter der Decke, und erst, als ich in der Fieberhitze Louisen den dicken Band an den Kopf geschleudert hatte, entdeckte diese das Unglück, verschwieg es aber ihrem Bruder, weil sie, wenn er gegen mich losfuhr, immer mehr litt, als ich selbst. Dann las ich den Werther auf dem Heuboden unter dem Scheunendach, aus welchem ich drei Ziegel ausgebrochen — es regnete später da hinein, und Hannes, der Ackerknecht, schalt den Teufel über das faulende Futter. Zuletzt, im Sommer, erwischte ich Pfeffel's prosaische Versuche, an welchen ich mich im Schutz eines mächtigen Bohnenfelds unbeschreiblich ergötzte, und hinterher gar ernstlich nach einer Lina von Salen für die Regungen meines Herzens suchte. — Meine Klavierstunden gingen indessen vortrefflich von Statten; ich spielte bald den guten Präceptor in Grund und Boden, und sogar die Orgel mit dem Pedal, freilich nur das Präludium und den Ausgang — du liebes Andantino aus dem Caliph von Bagdad und du goldner Krönungsmarsch aus der Jungfrau! — denn die Bauern hatten sich einmal, als ich das Lied selbst spielte, vergebens nach des Präceptors gewohnten Schnörkeln umgehört, statt deren ich die lang-gehaltenen Accorde des Chorals fortdonnern ließ, und der Gesang war so in Unordnung gerathen, daß Jener mich mit Einem Ruck vom Stuhle schob und beide Tastaturen mit einer Allgewalt durcheinander warf, welche die Glasfenster des herrschaftlichen Stuhls und die Pfarrtanten in demselben erzittern machten. Dieser Glaskasten war übrigens ein recht fatales Institut, namentlich im Sommer für die Nachmittagskirche, wo einem das Einnicken so nahe tritt und ach! so wohl thut. Hatte man so recht behaglich genickt während der Rede und donnerte nun droben der Präceptor los, so fuhr man auf, und regelmäßig mit dem Kopf an die Glaswand — das klirrte gar lieblich und die ganze andere Gesellschaft lachte: passirte es einem aber nun zufällig gar während der Predigt, dann war

man vor der ganzen Kirche blamirt, und der Pfarrer warf einen furiosen Nebenblick auf die blamirte Hautevolée. Wie manchmal haben da die guten Tanten der Sündenbock sein müssen! — Der Pfarrer hatte jetzt ein ganz gutes Klavier für hundert Gulden gekauft, und darauf musicirte ich denn nach des Tages Müh und Hitze aus ganzer Leib= und Seelenkraft; nur an Samstag Abenden war die Musik verpönt, weil der Pfarrer dann über unseren Köpfen die Predigt einstudierte. Ich sang auch einen hellen, volltönenden Sopran, und da war es denn die Hauptfreude der Mutter, mich die Lieder ihrer fröhlichen Jugend zu lehren und mich die zweite Stimme dazu setzen zu lassen. Besonders im Winter war das eine Herzenslust; sie spann dann ungemein fleißig und das feinste Garn — am Tage las sie dazu die evangelische Hauspostille oder den Nettelbeck — aber Abends, wenn die Andern noch bei der Arbeit saßen und kein Besuch von den Pfarrtanten oder sonst woher da war, da sangen wir: „Gott grüß' euch, Alter", ein Hauptstück der Mutter — dann: „Ich war erst sechszehn Sommer alt" — „Als ich auf meiner Bleiche" — dazwischen ein religiöses: „Befiehl du deine Wege", aber nicht den Choral: „arioso", sagte die Mutter — sie hatte die Melodie von einer Fuldaer Musikantenbande — und zuletzt, wenn wir recht mitten inne waren, die theuern Erinnerungen ihrer Jugend, die Burschenlieder, welche ihre Brüder von der Universität mitgebracht, welche sie hinterher während der Freiheitskriege wieder aus dem Munde ihrer Söhne vernommen hatte, edle Arndt'sche und Schenkendorf'sche Verse, kräftige, brave deutsche Melodien von Methfessel und Anderen. „Freiheit, die ich meine", damit fingen wir an; dann folgten: „Wo Muth und Kraft", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Setzt euch, Brüder, in die Runde", wobei wir, wo es im Text heißt: an der Saale kühlem Strand, mit hessischem Patriotismus die Eder setzten — und zuletzt als das schwierigste von allen: „Vaterlandssöhne,

traute Genossen!" von Carl Follenius, in welchem mir die traute Louise, Thusnelden's Kind, der Pfaffenelias und das feurige Wetter lange unbegreiflich blieben. Dazu spielte ich die Begleitung, das Mädchen schnurrte, die klügsten Augen von der Welt sahen mit einer unendlichen Milde und Liebe zu mir herüber — was gäbe ich nicht darum, jene Gruppe jetzt in reiferen Jahren vor mir zu sehen, das originelle, aber gewiß rührende Duett zu hören! —

Es läßt sich nicht beschreiben, was für Schätze von Liebe und wahrhaft christlicher Gesinnung diese wackere Frau in sich trug und mittheilte; sah man sie unter ihren Söhnen, von denen drei tüchtige, ja ausgezeichnete Geistliche waren, der vierte ein derber, kernhafter Forstmann, der jüngste noch Student der Rechte, so war sie, wie die Mutter der Gracchen, eine stolze, klassische Cornelia! Sie hat mir mehr Gutes gethan, als ich je vergelten könnte: sie war mir in der That und in ganzer Ausdehnung eine Mutter, so daß meine eigne einst wirklich eifersüchtig auf sie wurde — es sind Jahre und Schicksale über jenen Aufenthalt dahingegangen, aber über das Gedächtniß desselben kein verletzender Hauch, keine Deckfarbe der Zeit! Es gibt auch nur noch wenig solche Frauen, und diese nur in der Stille und Genügsamkeit beschränkter Verhältnisse — aus der sogenannten Gesellschaft ist trotz aller vornehmen Frömmigkeit dieser Typus rein deutscher Gesinnung, echt biblischer Thätigkeit verschwunden — das Gute zieht sich überall in sich selbst zurück.

Louise hatte zwar auch ihre Freude an unsern Concerten, und warf hin und wieder eine Neckerei auf mich oder die Mutter dazwischen, aber sie hörte mich lieber eines jener weicheren, empfindsamen Lieder singen, wie: Thekla, eine Geisterstimme, „Der Eichwald brauset", „Laura betet", nach Hurka'schen Weisen, die wir uns aus dem Mildheim'schen Liederbuch holten. Sie saß dann still neben mir am Klavier, den Kopf in die Hand gestützt, vor sich hin sinnend, und

wenn das Nachspiel geendet war, strich sie mir über die Locken und ging wieder ihrer Arbeit nach. Es war an ihr Vieles von ihrer Mutter, aber sie hatte sich aus jener denkwürdigen Epoche des Vaterlands herübergelebt, von welcher wir uns in der Faulheit der heutigen Tage keinen Begriff mehr machen können, aus jener Zeit, wo die erhabenste, hochherzigste Schwärmerei Alles durchdrungen hatte, das Heldenthum der Jünglinge und Männer, das rastlose Wirken und Schaffen der Frauen, den stillen Wunsch, das helfende Gebet der Jungfrauen. Die Welt hatte den Hauch vom Jahre dreizehn nicht von Louisen genommen, aber ich glaube wohl, daß sie, so wie sie jetzt war, nicht mehr recht verstanden wurde — und wäre sie in die Welt hinausgetreten, sie hätte selbst, bei Gott! diese nicht mehr verstanden. So blieb sie denn an der Seite ihrer Mutter, an ein tüchtiges, häusliches Schaffen gewöhnt, in süßester Gemeinschaft mit ihren Erinnerungen und mit ihren auserkorenen Dichterlieblingen. Sie hat mich etwas später, als die Köchin, aber zur rechten Zeit, mit der passenden Lectüre versehen, und ich preise die Sommerabende, wo ich ihr auf irgend einem Bergesgipfel, oder am Rand eines Hochwalds, oder auf der Rasenbank am Brunnenhäuschen des Gartens vorlesen durfte, Schulze's Cäcilie und die bezauberte Rose, Novalis Leben von Tieck und den Heinrich von Ofterdingen, ja Einzelnes aus dem Titan und dem Hesperus. Wenn es dämmerte, lehrte sie mich dann Hölty'sche und Stollberg'sche Gedichte, oder sie erzählte mir, wie die Mutter ihre vier Brüder unter die hessischen freiwilligen Jäger habe gehen lassen — den dritten jedoch, Franz, den wir, weil er Erzieher eines mediatisirten Prinzen gewesen war und äußerst subtile Manieren hatte, den Kammerherrn nannten, schickten die Behörden zurück, damit die heldenmüthige Mutter nicht ohne Schutz sei: er wollte verzweifeln darüber, denn es blieb Keiner damals hinter dem Ofen, der gesunde Glieder hatte. Sie selbst legte ihren Namen ab, wie Alle, welche

französisch Louise getauft waren, und nannte sich Clotilde, sie sang das deutsche Mädchen von Klopstock am Klavier und stickte eine schwarz-roth-goldne Mütze für ihren jüngsten Bruder, der in Sexta saß. — Die Zeit der Schwärmerei ist vorüber, das Schwarz-Roth-Gold ist ein verfehmtes Zeichen, die Mädchen in unsern Städten singen Bertrand's Abschied oder die Romanzen des Vaudeville — die Meta's Clotilden und Thusnelden sind meist hagere, verlegte Scharteken geworden: nur in dem echten, innersten Kern deutschen Landes, in Sachsen oder Hessen, finden sie sich noch als rüstige heitere Landpastorinnen, oder als milde, liebespendende alte Mädchen, die von der Welt kaum mehr verlangen, als daß man ihre Erinnerungen unangetastet läßt, sie selbst hochachtet in dem, was die Seele, der Pulsschlag ihres Lebens, was ihre Liebe war. Sie tragen keinen Orden auf der Schulter, aber im Herzen den ewigen Nachhall dessen, wofür sie geglüht, gebetet, gerungen und geopfert, den Schuldbrief, welchen das jetzige Geschlecht, unedel und grausam genug, einzulösen sich sträubt. —

Der Pfarrer war zu vernünftig, um uns mit Maximen groß zu füttern: er sah zu gut deren Unzulänglichkeit für die Verhältnisse des Staats ein, dessen Bürger wir werden mußten. Die Politik blieb im Grunde ganz außer dem Bereich unserer Erziehung — ich glaube, daß er anders gehandelt haben würde, hätte er uns für einen constitutionellen Staat heranzubilden gehabt. Nur selten, kurz vor dem Zusammentreten der Kammern, in welchen der älteste Bruder, Ludwig Jacoby, mitsaß, blieb dieser auf der Reise nach der Residenz ein paar Tage in Seenheim; er und unser Pfarrer wanderten dann unabläßig in weiten, schlurfenden Pantoffeln vom Kachelofen nach der Ecke und zurück, und besprachen die Verhältnisse des kleinen Ländchens, glossirten Hof und Adel und ereiferten sich über die Mißbräuche und Schadhaftigkeiten der Verwaltung. Die Mutter that von Zeit zu Zeit eine Querfrage, namentlich über den Hof, der ihr, bei aller Sinnes-

einfachheit, doch durch den ihr fremden Glanz und das geheimnißvolle Formenwesen ein ahnungsvolles Interesse gewährte: Louise sprach wohl ein mildes, aber ernstes Wort dazwischen, indeß wir Jungen auf den Stühlen umhersaßen und uns die Köpfe zerbrachen, warum das Wohl eines ganzen Landes in einer „Kammer“ — kannten wir doch nur die obligate Pfarrhauskammer in Seenheim — berathen würde, und wie die vielen Grafen und Barone, unter denen uns die Herrn von Riedesel besonders interessirten, und alle die Pfarrer und Landrichter, welche der Bruder Ludwig herzählte, darin Platz haben könnten. Erst später erfuhren wir, daß dieser Bruder Ludwig ein Hauptorgan der äußersten Linken war und ein lautes Wort mitsprach, daß die Regierung Urlaubsverweigerung und jegliches Mittel nicht sparte, um ihm die Kammer zu verschließen, und da begriffen wir auch erst, warum der Kanzler der Landesuniversität dem Institut in Seenheim seine Visitation wenigstens ankündigte. Die Aufsatzbücher der älteren Schüler wurden dann auf's Sorgfältigste vorab revidirt, jedes Blatt, auf dem nur die leiseste politische Anspielung stehen konnte, cassirt, die von der Regierung vorgeschriebenen Unterrichtsbücher, die sonst das ganze Jahr im Staube moderten, zur Hand genommen. Unsere langen Haare kamen unter Louisen's große Scheere, die Blousen und offnen Kragen, die rothen Barets wurden bei Seite geschafft, und wir selbst in unsern feinen englischen Sonntagscostüms mit steifer Halsbinde, rundem Hut und engen Handschuhen gehörig eingeschult. Der Verlust meiner Locken, die Louise jedoch höchst zartfühlend so viel als möglich schonte, war mir hiebei immer das Schmerzlichste, zumal da der Kanzler niemals gekommen ist und es immer nur bei der Androhung bewenden ließ. Indeß wurde mir der Mann in der Imagination entsetzlich fatal, und ich mußte lächeln, als mich in reiferen Jahren sein überraschend feines und liebenswürdiges Wesen zu einer wenigstens bedeutend verbesserten Ansicht zwang.

Ergötzlicher für uns war es, wenn die Pfarrer aus der Umgegend Herrn Jacoby besuchten, und wir beim Vesperbrod oder auch über dem Abendtisch ihren lebhaften Gesprächen zuhören durften. Es waren meist kräftige, geistvolle Männer in den besten Lebensjahren, und fast ohne Ausnahme Kameraden aus der Campagne. Hatten die hessischen Jäger, da sie mit dem Bubna'schen Corps nach Lyon zogen, auch eben kein Pulver gerochen, so hatten sie gleichwohl alle Abentheuer eines Feldzuges, viele Beschwerden und manchen lustigen Streich durchgemacht; von den gebildeten, begeisterten Musensöhnen war das Alles ganz anders, tiefer, mannichfaltiger, lebhafter aufgefaßt und festgehalten worden, als in einseitigem, rein kriegerischem Geiste: es war volle, schäumende Poesie geworden, und Stunden lang habe ich unbemerkt an dem Munde der Erzähler gehangen, wenn sie bei einem Glase eben nicht des süßesten Pastorenweins in die schönste Zeit ihres Lebens zurückgriffen und Jugend, Begeisterung, Muthwillen hervorförderten. Selbst unser Pfarrer entkleidete sich dann allgemach seiner Würde, wir bekamen wohl mehr als das gewöhnliche Deputat unseres Spitzgläschens, und häufig durfte ich Louisen in der Kammer helfen, wenn sie die Citronen zum Punsch preßte, mit welcher seltenen Schwelgerei ein solches Fest beschlossen zu werden pflegte. Am andern Morgen schlich ich mich dann mit der Mutter auf den Speicher, wo in einer Ecke der Leinwandkammer die grüne Uniform, der Hirschfänger, der Tornister und die Jägermütze mit dem silbernen Hörnchen über dem Schilde aufgehangen waren. „So nahmen sie Abschied von mir!“ sagte die Matrone jedesmal. „Ach! der Förster war kaum sechszehn Jahre, und doch ließ ich ihn ziehn. Aber es war auch eine große Zeit, von der wir Mütter unser Theil mithaben mußten.“

„Sie hatten wohl rechte Angst um sie, während sie draußen waren?“

„Nun ja, es waren ihrer drei — der Ludwig und der Carl schon Candidaten — wir weinten wohl, wenn wir

alleine waren, Louise und ich, aber dann holte sie die Bibel und las laut aus dem Buch der Maccabäer, oder vom Jephta, wie er auszieht gegen die Ammoniter — das gab mir rasch das Vertrauen wieder: ich wurde stark genug, noch manche Mutter zu trösten, die sich dessen bedürftig an mein Herz warf."

„Aber wie sie wiederkamen, da war's wohl eine rechte Freude?"

„Das will ich meinen! der ganze Ort zog ihnen entgegen bis auf den Homberg, wo der Weg aus dem Walde tritt: an der Ederbrücke standen wir, Louise und ich und Lotte, die noch ein kleines Mädchen war — und als ich zwischen den Candidaten ging und der Förster mit Lotten auf dem Arme hinter mir her, da sangen die Schulkinder: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" — und wir sangen Alle mit aus vollem Herzen, und ich war sehr froh, daß ich sie wieder hatte. Aber das wollte ich doch heute noch, daß sie mit gewesen wären in Paris!"

Das Debut eines Schauspielers.

Aus einem Theaterroman.

Von Roderich Benedix.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

— — — Sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.
Wallenstein's Lager.

„Wohnt hier der Schauspieldirector Kuh?“ fragte ein junger, feingekleideter Mann eine Magd, welche mit großen Holzpantoffeln angethan, eben beschäftigt war, die Fenster eines kleinen unansehnlichen Hauses zu putzen, das in der kleinen unansehnlichen Stadt Fichtendorf gelegen war.

„Wat is gefällig?“ gegenfragte das Mädchen.

„Wohnt hier Herr Kuh, der Schauspieldirector?“ wiederholte der junge Mann.

„Ick verstaot nich,“ war die Antwort.

Der junge Mann verglich die Nummer des Hauses mit einem Briefe, sah sich das Haus noch einmal kopfschüttelnd an, warf einen prüfenden Blick auf die Nachbarschaft und die ganze Straße, und war offenbar unschlüssig, was er thun sollte. Wer in einer großen Stadt geboren, noch niemals die Armseligkeit der kleinern unter den kleinen Städten gesehen hat, wird von ihr sehr unangenehm berührt.

Man will die „traurige“ Bemerkung machen, daß die neuen Verbindungsmittel der Eisenbahnen und Dampfschiffe zum Aufblühen weniger großer Städte dienen, während die kleinern dabei zu Grunde gehen. Wenn die Bemerkung wahr und richtig ist, so ist sie darum doch nicht traurig, denn diese

kleinen Städte sind der wahre Sitz des Philisterthums, sie sind es, die den Fortschritt erschweren und deren Kleinbürgerlichkeit oder Pfahlbürgerthum mit hartnäckiger Faulheit den Geist des Jahrhunderts von sich abwehrt. Die armen Kleinstädter selbst sind nicht schuld an der Verdumpfung, in der sie sich befinden — es sind eben die Verhältnisse. Das kleine Gewerbe gewährt nur ein ärmliches Leben, und in einem ärmlichen Leben, das die kümmerlichen Sorgen des Daseins täglich wiederkehren sieht, das sich nie von ihnen loszumachen vermag, kann nichts Großes und Schönes gedeihen. Weit eher, als der Kleinstädter, kann sich der Bauer zu einer höhern Anschauung erheben. Er bleibt mit der großen Natur in stetem Zusammenhange, er muß streben, in der Behandlung des Bodens und seiner Früchte ihre Geheimnisse zu ergründen, er muß ihr die günstigen und ungünstigen Stunden abzulauschen verstehen, muß sich gegen ihre Ungunst schützen oder ihr zu trotzen suchen. Er schaut wenigstens so weit um sich, als sein Auge den Himmel erfassen kann: der Kleinstädter findet seinen Blick von den vier Wänden beschränkt — ach und die sind schwarz und finster und sehr eng, diese vier Wände.

Diese Gedanken mochten in dem jungen Manne aufsteigen, indem er sich unschlüssig umsah. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich der Bühne zu widmen, hatte vernommen, daß in Fichtendorf der Schauspieldirector Kuh eine neue Gesellschaft zusammenziehe, hatte diesem seinen Entschluß und das Anerbieten mitgetheilt, einige Zeit unentgeldlich bei der neuen Gesellschaft mitzuwirken, worauf ihm eine freundliche Antwort zugekommen war, die sein Anerbieten annahm und ihn bat, bald möglichst einzutreffen. In Folge dieser Antwort stand er jetzt vor dem im Briefe bezeichneten Hause, zweifelnd, ob er am rechten Orte sei, da die beholzpantoffelte Magd seine Frage nicht verstand und sich in ihrer Fensterreinigung nicht weiter stören ließ. Plötzlich öffnete sich ein Fenster in

dem obern Stockwerke des Häuschens, und ein Gesicht mit blassen Wangen und unrasirtem Kinn kam mit der Frage zum Vorschein: „Um Vergebung, wen suchen Sie?"

„„Den Schauspieldirector, Herrn Kuh.""

„Das bin ich selbst — mit wem habe ich die Ehre?"

„„Mein Name ist Zelter,"" erwiederte der junge Mann etwas erschrocken über das Aussehen des Mannes, der ihm auf der schwierigen Laufbahn der Kunst Führer und Vorstand sein sollte. Allein das Gesicht desselben verzog sich zur süßesten Freundlichkeit, und aus seinem lächelnden Munde ertönte die Einladung, heraufzukommen.

Der junge Mann folgte dieser Einladung und stieg die schmale, enge Treppe hinauf, indem er die Magd noch hinter sich murmeln hörte: „He will bi de Kummedjanten? Waorum hat he dat nich glik segt?"

Das Wort fuhr dem jungen Manne durch die Seele. Komödianten? Ihm galt das für ein Schimpfname. Mit allen Kräften seiner Seele zog es ihn zur Bühne, die herrlichsten Bilder des Großen und Schönen schwebten vor seiner Einbildungskraft, er träumte von Ruhm und Anerkennung des Volkes — und bei seiner ersten Berührung mit der Bühne mußte er das Schimpfwort Komödiant hinter seinem Rücken hören. Leider sollte er bald die Erfahrung machen, daß die des Wortes Schauspieldirector unkundige Magd nicht so unrecht mit ihrer Bezeichnung hatte.

Ein eigener Anblick bot sich Zelter, als er eintrat. Ein kleines Zimmer mit zwei niedrigen Fenstern, in dem fünf Stühle, zwei alte Tische und ein Kleiderkasten nebst einigen Koffern das ganze Hausgeräth ausmachten, war der Aufenthaltsort des Schauspieldirectors Kuh mit seiner Familie, welche außer ihm aus seiner Frau und sieben Kindern bestand. Die Frau war eilig beschäftigt, vom Tische Gemüse und Kartoffeln wegzuräumen, die sie eben zum Mittagessen vorbereitet haben mochte, und die Kinder in die Kammer zu jagen, welche nur

langsam und nicht früher dem oftmals keifenden Befehle Folge leisteten, als bis sie den Fremden neugierig gemustert hatten. Erst nachdem Kinder und Frau sich entfernt, war es Zelter möglich, einige Schritte vorzutreten und den Schauspieldirector, Herrn Kuh, näher zu betrachten.

Er war ein Mann von mittler Größe, hager und verkümmert. Seine Kleidung war sehr unvollständig, denn er trug nichts als Pantoffeln, einen mangelhaften Schlafrock und eine französische Soldatenmütze, wahrscheinlich ein Garderobestück, auf dem Kopfe, unter welcher sein spärliches, grauschimmerndes Haar hervorlugte. Wie weit seine Kleidung unter dem langen Schlafrocke vollständig war, ließ sich nicht beurtheilen, doch schien das sorgfältige Zusammenhalten desselben auf einige Mängel zu deuten. Herr Kuh nahm seinem Gaste den Hut ab, nöthigte ihn zum Sitzen, während er selbst mit dem Rücken an die Wand gelehnt stehen blieb und diese Stellung auch nicht aufgab.

„Ich freue mich sehr, Sie zu sehen", begann der Schauspieldirector, „und finde darin eine gute Vorbedeutung für mein neues Unternehmen, daß Sie zuerst von allen Mitgliedern eingetroffen sind!"

„„Wie?"" fragte Zelter, „„ich bin zuerst eingetroffen? Und ich hoffte, Alles bereits im Gange zu finden. Sie schrieben mir doch, daß die Vorstellungen am ersten dieses Monats beginnen sollten, und heute ist bereits der fünfte?""

„Hm, hm, allerdings", war die Antwort; „allein unvorhergesehene Hindernisse haben mich bis jetzt aufgehalten. Vier Mitglieder sind nicht eingetroffen, drei haben abgeschrieben, und so ist meine Gesellschaft noch so lückenhaft, daß wir nicht beginnen konnten. Allein jetzt, da Sie eingetroffen sind — —"

„„Ich?"" fragte Zelter, „„Sie sind sehr gütig — allein ich traue mir nicht zu, eine Lücke auszufüllen, ich hoffe nach und nach Gelegenheit zu bekommen —""

„Was soll die Bescheidenheit?" rief Kuh mit aufgetragenem Tone — „stolz will ich den Spanier und bescheiden sind nur die Lumpen, sagen unsre großen Dichter. Glauben Sie mir, junger Freund", fuhr er vertraulich-väterlich fort, „mit dieser Bescheidenheit kommen Sie nicht weiter. O, ich habe Erfahrungen. Wenn Sie hinzutreten zu einem Hoftheaterintendanten, und mit geziemender Bescheidenheit Ihren Besuch machen — so ist nichts für Sie offen; wenn Sie aber 3000 Reichsthaler Gehalt begehren, setzen Sie sich gleich in Achtung. Die Leute nehmen den Menschen für das, für was er sich ausgiebt. Und wenn er sich nur selbst vertraut, vertrauen ihm auch die andern Seelen. Sie habe ich weg, Sie sind zum ersten Liebhaber wie gemacht, und so können wir anfangen. Nächsten Sonntag ist Hedwig, die Banditenbraut. Sie spielen den Rudolph!"

„„Ich den Rudolph?"" rief Zelter, „„und bis nächsten Sonntag? Das ist unmöglich!""

„Der große Napoleon strich das Wort „Unmöglich" aus der französischen Sprache heraus — ich kenne das Wort auch nicht", sagte Kuh mit allem Anstande eines Helden, indem er den Schlafrock enger zusammenzog, der sich verschoben und dabei den gänzlichen Mangel einer tuchenen Beinbekleidung verrathen hatte. Zelter wußte nicht recht, was er sagen sollte. Die Art und Weise des Schauspieldirectors war ihm neu und verblüffte ihn etwas. Diese Aermlichkeit, dieser Mangel an feiner, anständiger Haltung — so hatte er sich den Vorstand einer Künstlergesellschaft nicht gedacht; dabei doch diese Selbstzufriedenheit, diese Bestimmtheit, diese angeführten Brocken aus großen Dichtern — Herr Kuh war etwas Unbegreifliches für den jungen Mann. Im Allgemeinen waren die Eindrücke, die er empfing, mehr peinlich, wenn auch hie und da lächerlich, und schon stieg der Gedanke, wieder abzureisen, in ihm auf. Doch er verwarf ihn und beschloß, sich die Sache mit anzusehen, indem er hoffte, jedenfalls seine Erfahrungen bereichern zu können.

Kuh mochte aus dem augenblicklichen Stillschweigen seines Gastes den Schluß ziehen, dieser sei eingeschüchtert und beuge sich vor seiner Geistesgröße. Sein Benehmen, das anfangs über die bloße Höflichkeit hinaus etwas ans Kriechende gestreift hatte, ward stolzer; er nahm die Miene eines Beschützers an und fuhr hochtrabend fort: „Sie werden Gelegenheit haben, den Scharfsinn und die dichterische Erfindungsgabe zu bewundern, mit welcher ich die Kunstleistungen meiner Gesellschaft leite, mit welcher ich die Meisterstücke unserer unsterblichen Dichter den vorhandenen Kräften anzupassen verstehe, ohne jemals das Wesentliche eines Stückes wegzulassen. Ich habe es möglich gemacht, Schillers Maria Stuart mit sechs Personen zu geben; und wenn Sie über den äußern Prunk von Decorationen und Anzügen wegsehen, so geben unsere Vorstellungen an innerm Kunstwerth denen des größten Hoftheaters nichts nach."

„„Ich unterwerfe mein Urtheil Ihrer höheren Einsicht. Wenn ich denn als ersten Versuch den Rudolph in der Hedwig spielen soll, so bitte ich um das Buch oder die Rolle. Auch würde es mir Vergnügen machen, die übrigen Mitglieder der Gesellschaft kennen zu lernen.""

„Ihre Wünsche sollen sogleich befriedigt werden," erwiederte Kuh, und ohne seinen Platz an der Wand zu verlassen, rief er: „Eudoria, die Rolle von Rudolph, und laß die Kinder herein."

Alsbald öffnete sich die Thüre, und aus der Kammer traten acht Personen, die Frau und die sieben Kinder. Man sah es allen an, daß sie in größter Eile ihre Anzüge geordnet hatten, um vor dem feingekleideten Fremden möglichst wohlaussehend zu erscheinen. Doch trug die sämmtliche Kleidung das Gepräge des Dürftigen und Mangelhaften, wenn sie auch bei den ältern weiblichen Mitgliedern sich einer gewissen Sauberkeit befliß.

„Sie sehen hier," hub Herr Kuh wohlgefällig an, „zugleich meine Familie und meine Künstlergesellschaft. Meine

Frau Eudoria (die Frau verneigte sich) spielt Anstandsdamen, Mütter, ernste und komische Alte; ich darf sie nicht loben, weil sie meine Frau ist, aber Sie werden eine Lady Milford, eine Königin Elisabeth, eine Aebtissin in den Kreuzfahrern von ihr sehen, die würdig wären, auf den ersten Bühnen zu glänzen. Meine älteste Tochter Bertha (ein recht hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren machte den Knix einer vornehmen Gräfin, der ein Candidat der Theologie vorgestellt wird): erste Heldin und Liebhaberin. Ihre Maria Stuart, ihre Johanna von Montfaucon, ihre Bertha in der Ahnfrau werden Ihnen ein Zeugniß meiner künstlerischen Erziehung geben. Sie wird Sonntag die Hedwig spielen. Meine zweite Tochter Camilla (ein Stumpfnäschen von etwa achtzehn Jahren machte eine komische Verbeugung) spielt die muntern und naiven Liebhaberinnen, singt auch in der Oper Soubretten. O, das Annchen im Freischütz ist eine gute Partie von ihr. Am Sonntag wird sie den Grafen Julius in der Hedwig geben."

„„Den Grafen Julius?"" fragte Zelter verwundert.

„Allerdings," fuhr Kuh fort, „sie ist so vielseitig, daß sie in jedem Fache verwendet werden kann."

Nach diesen drei Hauptpersonen kam ein hochaufgeschossener, magerer und blasser Junge von fünfzehn Jahren, der Ulysses hieß und der als Naturbursche und in Rollen komischer Bedienten sehr gerühmt wurde. Zwei kleine Jungen von zehn und zwölf Jahren spielten nach Kuhs Aussage die Melderollen und zwei kleine Mädchen von fünf und sieben Jahren Kinderrollen.

Zelter sah die Vorgestellten der Reihe nach an, und fragte endlich: „„Ist das nun die ganze Gesellschaft?""

„Vor der Hand ja," erwiederte Kuh, „doch hoffe ich, daß noch einige Mitglieder zugereist kommen, auch haben einige hiesige gebildete Dilettanten ihre Mitwirkung zugesagt; zwei davon wollen auch wirklich sich der Bühne widmen."

„„Wie aber soll denn Hedwig besetzt werden?““ frug Zelter erstaunt, „„da fehlt ja noch der Graf, der alte Bernhard und die beiden Räuber.““

„Den Grafen spiele ich; den alten Bernhard, wenn Niemand bis dahin zugereist kömmt, spielt mein Sohn Gottfried,“ fuhr Kuh fort, auf den zehnjährigen Knaben deutend.

„„Dieser Knabe,““ fragte Zelter, „„einen sechszigjährigen Greis?““

„Bewahre“, erwiederte Kuh, „er gibt ihn als Pagen. Warum muß denn Bernhard alt sein? Das ist nicht wesentlich. Die Stellen, wo von seinem Alter die Rede ist, werden gestrichen, so geht das vortrefflich.“

„„Und die beiden Räuber?““ erwiederte Zelter.

„Sie übersehen hier meinen Sohn Ulysses,“ war Kuh's Antwort, indem er den fünfzehnjährigen Knaben in die Wangen kniff; „er ist trefflich in solchen Rollen und spricht die beiden Räuber in Einer Person, während ein Statist den andern vorstellt. Ueberlassen Sie alle Anordnungen mir, und sehen Sie zu, daß Sie den Rudolph zum Sonntag können. So wären Sie denn in unsern Kreis eingeführt, und ich hoffe, Sie sollen sich recht wohl unter uns befinden.“

Zelter nahm seinen Hut und schickte sich an fortzugehen. Kuh vergaß seine Stellung an der Wand um ihn hinaus zu begleiten, wobei es sich zeigte, daß sein Schlafrock hinten ein so bedeutendes Loch hatte, daß er sich auf einen sauber gestickten Stuhl hätte setzen können, ohne der Stickerei durch den Schlafrock Schaden zu thun. An der Treppe fragte Kuh, wo Zelter wohne, und als dieser ihm den Gasthof zum goldnen Löwen nannte, fügte er hinzu, daß in dem Saale dieses Gasthofes die Bühne aufgeschlagen werden sollte. Zelter wollte eben gehen, doch Kuh rief ihn noch einmal zurück und sagte: „Noch eins, Sie könnten mir einen wesentlichen Gefallen erzeigen.“

„„Und womit?““

„Sehen Sie, lieber Herr Zelter, ich bin eben in einiger Geldverlegenheit. Zwar besitze ich noch einige Staatspapiere, doch greife ich diese nur im höchsten Nothfalle an. Wenn Sie mir mit zehn Thalern aushelfen wollten? Von der ersten Einnahme zahle ich sie Ihnen zurück.“

Zelter gab das Verlangte und eilte fort. Er mochte nicht gleich in seinen Gasthof zurückkehren, denn er war in einer so eigenthümlichen Stimmung, daß er einiger Sammlung bedurfte, und diese pflegte er auf einsamen Spaziergängen zu suchen. Die Umgegend des Städtchens war sehr angenehm, und auf einem ausgefahrnen Feldwege hinwandelnd gelangte Zelter nach und nach dazu, sich über die empfangenen Eindrücke selbst klar zu werden. Er hatte Kunst gesucht, und fand dem Anscheine nach das jämmerlichste Handwerk, er hatte gedacht, als Lehrling einem Meister gegenüber zu treten, und stand vor Menschen, die er an Bildung weit übersah, er hatte sich, wenn auch nicht glänzende, doch befriedigende Verhältnisse gedacht, und fand Armuth und gänzlichen Mangel. Sein erster Gedanke war gewesen, abzureisen, doch nach und nach ward er ruhiger. Hatte ihn Kuh's Aufgeblasenheit und Selbstgefälligkeit auf der einen Seite angewidert, so war doch in diesem Manne ein gewisses Etwas, das ihm nicht ganz mißfiel. Die Zudringlichkeit war groß, doch nicht von jener Gemeinheit, die Ekel erzeugt, sondern sie erweckte eher Mitleid. Zelter konnte nicht dazu gelangen, die Leute zu verachten, die an Bildung weit unter ihm standen, die die Kunst, ihm ein Heiligthum, so handwerksmäßig entweihten: er bedauerte sie vielmehr, und seine nach und nach wiederkehrende Laune sah endlich das ganze Treiben dieser Leute von einer komischen Seite an. Indem er sich den würdigen Schauspieldirector noch einmal recht vorstellte, rief er lachend fast unwillkürlich: „Es muß auch solche Käuze geben.“ Er faßte den Entschluß, vor der Hand zu bleiben. War er einmal da, so wollte er

die Gelegenheit benutzen, die Sache auch von dieser Seite kennen zu lernen. Seinen Namen kannte Niemand, und überdieß hoffte er, die Befangenheit bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, vor der er sich fürchtete, in solcher Umgebung leichter zu überwinden als anderswo. Mit diesem Entschluß drehte er um und wandte seinen Schritt in fröhlicher Laune dem Städtchen zu.

Als er durch die Straßen ging, war er der Gegenstand der Neugierde aller Leute, man flüsterte sich über ihn Bemerkungen zu, und mehrmals war ihm, als vernehme er das Wort Komödiant. Er merkte wohl, die Ankunft eines Fremden war hier ein Ereigniß, dessen Kunde rasch von Mund zu Munde ging, und sein Besuch bei dem Schauspieldirektor, aus dem man rasch Folgerungen zog, war auch schon allgemein bekannt. Den besten Beweis dafür erhielt er im Wirthshause. Als er in die Stube trat, sah ihn die dicke Wirthin von oben bis unten an, erwiederte mürrisch seinen Gruß und entfernte sich auf eine Art und Weise, daß er nicht wußte, hatte sie seinen Auftrag, ihm Wein zu bringen, gehört oder nicht. Nach einer Weile trat die Magd herein und brachte ihm ein Fremdenbuch, in welches er sich einzeichnen sollte. Er that es. Als er daran kam, anzugeben, weß Standes er sei, stutzte er einen Augenblick, und schrieb dann lachenden Muthes hin: Schauspieler. Das Mädchen nahm das Buch, erwiederte auf sein wiederholtes Begehr nach Wein: „Jao, gliks," und entfernte sich. Nach einer Weile kam sie wieder, statt des Weines aber brachte sie den Bescheid der Wirthin: er könne hier nicht bleiben, denn Komödianten beherberge man nicht. Die Röthe des Zornes stieg ihm ins Gesicht, denn noch hatte es Niemand gewagt, ihm im Wirthshause etwas zu verweigern. Doch seine gute Laune siegte, und er beschloß, auch dieß von einer komischen Seite zu nehmen. Er ließ die Wirthin selbst kommen und fragte sie ruhig über die Ursache, warum sie ihn nicht aufnehmen wolle: „Hier ist

keine Komödiantenherberge," blieb der einzige Grund, der aus ihr herauszubringen war. Als er sich endlich erbot vorauszubezahlen, gab die Wirthin etwas nach, und sehr bald kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem er für Zimmer, Mittagessen und Abendessen zehn Thaler monatlich vergüten sollte. Er bezahlte einen Monat voraus, und somit hatte er sich ein Unterkommen erworben. Doch trotz dem, daß er eine Börse mit Gold zeigte, trotz dem, daß der Hausknecht einen schweren Koffer von der Post brachte, trotz dem, daß er in seiner ganzen äußeren Erscheinung wie ein Prinz über alle Kleinstädter hervorragte, konnte er es während seines Aufenthaltes nie dahin bringen, daß man ihn freundlich behandelte. Seine Trinkgelder erwarben ihm willige, aber nie freundliche Bedienung, und außer dem Postsecretair und dem Amtsschreiber konnte er mit Niemanden auf einen Umgangston kommen. Man nannte ihn im Städtchen den „vornehmen Komödianten." Das Vornehme leuchtete den Leuten in die Augen, aber in ihrer Meinung blieb er ein Komödiant. So tief eingewurzelt ist das Vorurtheil, das bei einem großen Theile des Volkes noch auf dem Stande des Schauspielers ruht!

Dieses Vorurtheil hat Ursachen und Wirkungen. Es entsteht oft aus dem Benehmen der Schauspieler, wirkt aber eben so stark auf dieses zurück.

Das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand ist ein wesentlicher Punkt, der bei Beurtheilung des deutschen Theaters nicht übersehen werden darf. Zunächst möchte dasselbe wol in der angebornen oder anerzogenen Scheu begründet sein, sich selbst öffentlich zur Schau zu stellen, so daß Leute, die dieß thaten, mit Verachtung angesehen wurden. Mitwirken mag hier auch die Verachtung, welche die Römer ihren Schauspielern angedeihen ließen, die übrigens bei diesen ihren Grund darin hatte, daß in Rom nur Sclaven die Bühne betraten. Mitwirken mag ferner das Eifern, das von den Kanzeln gegen die Theater ergeht, weil sie oft gefüllter sind als die

Kirchen. Jedenfalls hat das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand seine erste Wurzel in den Anfängen des deutschen Theaters. Uebrigens unterliegen fast alle Künste diesem Vorurtheile, und wir sind noch nicht lange über die Zeit hinaus, wo die Malerei, Dichtkunst und Tonkunst zu den brodlosen Gewerben gezählt wurden, die deshalb auf keine bürgerliche Achtung Anspruch machen könnten — ist ja doch einmal der Erwerbserfolg der Maßstab für die Ehrenhaftigkeit eines Gewerbes. Ja noch in unserer Zeit werden von den echten Philistern alle Künstler für unnütze, der Achtung unwerthe Menschen gehalten. Die Philister bedenken nicht, daß hier die Schuld an ihnen liegt, daß wenn sie den Künsten auch den irdischen Erwerb zukommen ließen, der ihnen von Gottes und Rechtes wegen gebührt, die Brodlosigkeit und damit der Grund zur Nichtachtung von selbst aufhören würde.

Die Folge dieses Vorurtheils war, daß nur Menschen von zweierlei Gattung sich zu Schauspielern hergaben. Erstens solche, welche bereits sittlich so tief verkommen waren, daß sie der öffentlichen Mißachtung schamlos die Stirn boten, und zweitens andere, in denen der göttliche Funken der Kunst so mächtig glühte, daß er ihnen die Kraft gab, der öffentlichen Verachtung zu trotzen und ihrem innern Berufe zu folgen. Daß die erstere Gattung von Menschen, die sittlich verkommenen, auch als Schauspieler unsittlich blieben, war natürlich, und diese Unsittlichkeit führte dann das Vorurtheil als einen neuen Grund für seine Rechtmäßigkeit an, ohne zu bedenken, daß es selbst die Schuld daran trug. Das Vorurtheil und die Unsittlichkeit des Schauspielerstandes standen aber fortwährend in Wechselwirkung, und mehr oder weniger ist das bis auf den heutigen Tag so geblieben.

Wenn das Vorurtheil sich übrigens in einer gänzlichen Fernhaltung von den Personen des Schauspielerstandes äußert, mag es gehen; denn jeder muß die Freiheit haben, seinen Umgang sich zu wählen. Allein das ist nicht immer der

Fall, und die echten Philister sind schamlos genug, aus dem Theater alle möglichen gewerblichen Vortheile zu ziehen und dasselbe doch mit hochmüthiger Verachtung zu betrachten. Die Wirthin zum goldnen Löwen vermiethete ihren Saal zu den theatralischen Vorstellungen um bedeutenden Preis, sie benutzte den Vortheil, den ihr die theatralischen Vorstellungen durch vermehrten Besuch ihres Wirthshauses gaben: allein von den Schauspielern wollte sie nichts wissen, und hätte dem guten Zelter gewiß Herberge verweigert, wenn nicht die Vorausbezahlung sie kirrte. Sie nahm mit gieriger Hand die für ihre Verhältnisse bedeutenden Vortheile, welche das Theater ihr bot, schenkte aber einem einzelnen Schauspieler nicht für ein Glas Bier Kredit.

II.

Wir wollen uns in den böhmischen Wäldern niederlassen, dort eine Räuberbande zusammenziehen —

Die Räuber.

Zelter war in wenigen Tagen der Rolle des Rudolph so weit Herr, daß er sie auswendig wußte, und ging zu Herrn Kuh, um mit ihm die Probe zu verabreden. Er fand den würdigen Director wie bei seinem ersten Besuche, geplagt von drückenden Sorgen für die Gegenwart und voll großsprecherischer Pläne und Aussichten für die Zukunft. Diesmal sollte er die Bekanntschaft einiger neuen Kunstgenossen machen. Während des Gesprächs meldete sich durch Anklopfen ein Besuch an, und auf Kuh's donnerndes Herein erschien eine Dame, etwa vier Fuß groß, in einem seidenen, etwas verschossenen Kleide, mit Shawl, Uhrkette und Federhut. Kuh wollte ei-

nen Stuhl mit dem Zipfel seines Schlafrockes abputzen, um ihn der Dame zum Sitzen anzubieten, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß das Aufheben seines Feigenblattes den Mangel an Oberkleidern verrathen haben würde, riß seine französische Soldatenmütze, die offenbar zu der Rolle des Rataplan gemacht war, vom Kopfe und vollbrachte mit dieser die nothwendige Reinigung des Sessels. Die Dame setzte sich, warf dem jungen Zelter einen schmachtenden Blick zu, schlug die Augen nieder und fragte mit einer dünnen, schnarrenden Stimme, ob sie bei hiesiger Bühne eine Anstellung erhalten könne; sie habe zwar noch kein großes Repertoir, was indessen bei ihrer Jugend — Zelter erhielt einen zweiten Blick — auch nicht gut möglich sei, und Fleiß nebst leichter Auffassung werde sie bald weiter bringen.

„Was haben Sie gespielt?“ fragte Kuh.

„„Kleine Jungens,““ war die Antwort.

„Kleine Jungens?“ wiederholte Kuh verwundert.

„„Nun ja,““ erwiederte die Künstlerin, „„ich habe gesungen im Chor auf dem Hoftheater von Tannenwalde, und habe gespielt die Pagen, die die Schleppen tragen, weil ich bin gut gewachsen. Aber weil ich nicht bin worden besser beschäftigt, bin ich gegangen weg, um mich auszubilden anderswo. Der Pariser Taugenichts ist eine Rolle, gerade wie für mich geschrieben, und ich möchte darin auftreten.““

„Eigentlich,“ flüsterte Kuh Herrn Zelter in's Ohr, „kommt sie da meiner Camilla in's Fach und es wird manchen Krieg geben, allein sie können abwechseln; das Mädchen sieht recht anständig aus, — seidenes Kleid — ich sehe gern auf ein gutes Aeußere. Wenn sie ihre Forderungen nicht zu hoch stellt — wir wollen sehen.“ Die Dame rückte zwar mit sehr hohen Ansprüchen heraus, ließ sich aber endlich bereitwillig finden, für vierzehn Thaler monatlich und ein halbes Benefiz unter die künstlerische Leitung des Herrn Kuh zu treten.

Kaum war das neu angestellte Mitglied abgetreten, als ein neuer Gast erschien. Es war ein Mann, der nach seinem Aussehen von hohem Alter sein mochte, ärmlich gekleidet, mit zerrissenen Schuhen. Man sah ihm an, daß er von einer Fußwanderung kam. Er nannte seinen Namen Tiger, und fragte nach einer Anstellung. Der Name Tiger kam Zelter bekannt vor, doch mochte er die Verhandlungen nicht unterbrechen. Herr Kuh eröffnete dem neuen Gaste, der sich für das Fach der Väterrollen anbot, daß er selbst Väter, Charakterrollen und Intriguants spiele. Indessen kämen in manchen Stücken mehre derlei Rollen vor: wenn demnach Herr Tiger für zweite Rollen bleiben, aushülfsweise soufliren und in den Städten, wo keine Druckerei sich befände, eine bestimmte Anzahl Komödienzettel schreiben wolle, so könne er mit monatlich zwölf Thalern Gehalt dableiben. Der alte Mann nahm ohne Weiteres das Anerbieten an. Er mochte von seiner Wanderung müde sein, denn er blieb sitzen, obwohl die Verhandlungen beendet waren.

Zelter wollte eben sein Gespräch mit Kuh wieder beginnen, um über einige Anordnungen in der Hedwig Auskunft zu erhalten, als ein dritter Besuch in das Zimmer trat. Es war ein junger Mensch, dem Anscheine nach ein Handwerker, der seinen Sonntagsrock angezogen und sich überhaupt „sauber" gemacht hatte. Ohne weitläufige Einleitungen eröffnete er Herrn Kuh seinen Entschluß, zum Theater zu gehen. „Ich bin ein Drechsler," sprach er, „habe aber immer viel Lust an dem Theaterwesen gehabt und fleißig aus der Leihbibliothek gelesen, daß ich das Ding bald weg haben werde. Mit dem Handwerk geht es nicht recht, und mir ist das Theaterleben lieber." Kuh schraubte seine Amtsmiene, gegenüber diesem neuen Kunstjünger, noch um einen Grad höher und eröffnete demselben: so leicht ginge das nicht. Vor allen Dingen müsse man deutsch sprechen lernen und alle Mundart vermeiden. Indessen wolle er es versuchen, doch könne er vor der Hand

für die nächsten sechs Wochen noch keinen Gehalt bewilligen. Der Drechsler überlegte sich den Vorschlag ein wenig, meinte dann: aller Anfang sei schwer, und er wolle es zufrieden sein. Damit empfahl er sich. Kuh rieb sich fröhlich die Hände und meinte, jetzt sei seine Gesellschaft vollständig und man könne Alles geben; der junge Drechsler sei ein hübscher Bursche, und wenn er etwas anstellig wäre, so würde sich bald aus ihm ein guter zweiter Liebhaber bilden lassen. „Sie haben dann nicht mehr nöthig", fuhr er zu Zelter gewendet fort, „Alles zu spielen, und Ihnen bleiben vorzugsweise die Helden, ersten Liebhaber und Bonvivants." Zelter mußte in besonderem Ansehen bei ihm stehen, denn gegen diesen war er geschmeidig und zuvorkommend, und die Amtsmiene, die er sonst gegen Jeden annahm, milderte sich gegen diesen zu einem väterlichen belehrenden Tone.

III.

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die sichern Lorbeern um die Schläfe windet!
Faust.

Nachdem das Nöthige wegen der Probe verabredet war, entfernte sich Zelter, und gleichzeitig mit ihm verließ auch Tiger das Haus. Da letzterer unschlüssig vor der Thür stehen blieb, redete ihn Zelter an und fragte: „Haben Sie schon ein Unterkommen?"

„„Noch nicht,"" war die Antwort, „„ich bin hier nicht bekannt und weiß nicht —""

„So sein Sie diesen Mittag mein Gast," fuhr Zelter fort, „Sie scheinen müde von der Reise und haben Nachmittag Zeit genug, sich nach einer Wohnung umzusehen."

Das freundliche Anerbieten wurde angenommen, und bald saßen die beiden Männer auf Zelters Zimmer bei einer Flasche Wein. Mit sichtlichem Wohlbehagen schlürfte Tiger den ihm wol selten gebotenen Trank, seine erschlafften Züge gewannen Leben, sein mattes Auge etwas Feuer. „„Ich hätte in frühern Jahren nie geglaubt,““ hob er an, „„daß ein Glas Wein etwas so Köstliches sei. Der Gesunde kann sich keinen Begriff von Kranksein, die Jugend keinen vom Alter machen, und so lernt man die Güter des Lebens erst durch Entbehrung schätzen.““

„Ich entsinne mich aus meinen Knabenjahren eines Schauspielers Ihres Namens,“ fragte Zelter, „der in meiner Vaterstadt Eichenhain in großer Gunst des Publikums stand — es mögen zwölf bis fünfzehn Jahre seitdem verflossen sein.“

„„In Eichenhain,““ erwiderte der Alte, „„in Eichenhain, ja, ja — das sind jetzt dreizehn Jahre her. Das bin ich selbst.““

„Sie selbst?“

„„Das wundert Sie, wenn Sie auf meinen jetzigen Zustand blicken? Freilich damals hätte ich noch nicht gedacht, daß ich dereinst mit zerrissenen Schuhen zu Fuße wandern müßte und keinen Pfennig besitzen würde, um ein Nachtlager bezahlen zu können!““

„Kein Nachtlager?“

„„Ich habe vier Stunden von hier im Walde geschlafen. Sie sehen mich kopfschüttelnd an, Sie können das nicht begreifen? Ja, ich bin nicht der einzige meiner Genossen, dem es so geht. Sie scheinen mir ein Neuling zu sein.““

„Es ist mein erster Versuch, den ich wage.“

„„Ich dachte es wol. Sie haben es gut getroffen, daß Sie hierher gekommen sind: Sie können hier manche Erfahrungen machen, die Ihnen später von Nutzen sind. Man sieht diese kleinen reisenden Bühnen mit Verachtung an, und theilweise mit Recht, denn von Kunst ist nicht mehr die Rede

hier, nur von verkommenem Handwerk, und die Leistungen dieser kleinen Bühnen verhalten sich zu einer guten Darstellung wie ein Leierkasten zu einem großen Orchester. Und doch sind diese kleinen Bühnen der Anfang und das Ende der Laufbahn vieler, wenn nicht der meisten Schauspieler und manches bedeutenden Künstlers. Sie haben es heute selbst gesehen: der Drechsler und ich — Anfang und Ende.""

„Der Drechsler?" fragte Zelter mit ungläubigem Lächeln.

„„Hm, Sie meinen,"" fuhr der Alte fort, „„aus Dem könne nie etwas werden? Ich glaube dasselbe und doch möchte ich nicht unbedingt absprechend urtheilen. Ich habe manchen tüchtigen Mann so und gerade so anfangen sehen. Die Natur hat ihre Launen und fragt bei Vertheilung ihrer Kunstgaben (Talente wenn Sie wollen) nicht nach Rang und Stand. Ich habe Leute mit einer Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit ihre ersten Versuche machen sehen, die zu gar keinen Erwartungen berechtigten, und habe dieselben Leute später als tüchtige Künstler wieder gefunden, wenn sie diese Unbeholfenheit überwunden hatten, die nichts war als die Verlegenheit, sich in andern als den gewohnten Formen zu bewegen. Doch Sie werden die Erfahrung selbst machen, und es wird Ihnen bei manchen Schauspielern ein unlösbares Räthsel bleiben, wie sich gänzlicher Mangel an geistiger Bildung und Unkenntniß feiner Sitte mit den tüchtigsten künstlerischen Leistungen vereinigen läßt. So wie der Drechsler haben die meisten Schauspieler begonnen. Sie verließen ein ihnen nicht zusagendes Gewerbe und widmeten sich der Kunst. Viele, die Meisten, gehen zu Grunde und bringen es nie zu Etwas; wo aber wahre Kunstbegabung da ist, bleibt auch ein Erfolg nicht aus. Solche kommen dann von Stufe zu Stufe zu bessern Bühnen, erleben einen Höhepunkt ihrer Leistungen und Anerkennung und —""

Der Alte hielt inne, ein wehmüthiges Lächeln umflog seine Züge, er trank ein Glas Wein aus und sagte dann:

„„Warum soll ich Sie langweilen mit Dingen, die Ihnen noch fern liegen und die Sie vielleicht nie erfahren werden?““

„Fahren Sie fort, ich bitte,“ sagte Zelter, der dem Alten mit wachsender Theilnahme zuhörte.

„„Und steigen oder fallen von ihrem Höhepunkt herab,““ sprach Tiger weiter, „„tief, immer tiefer, bis sie so weit kommen wie ich. Sie schütteln den Kopf, Sie wollen damit sagen: ohne eigne Schuld könne man so tief nicht sinken? Bitte, keine Entschuldigung — sie ist nicht am Platze. Ich will offen die Wahrheit sagen. Es ist wahr, wer das Glück hat, bei einer guten Bühne, mit gutem Gehalte eine längere Zeit angestellt zu werden, wie ich es hatte, kann nicht so tief herabkommen wie ich es bin, wenn er sparen kann, wenn er sein Alter bedenkt, wenn er sich ein Vermögen zu sammeln sucht, wenn er sich in Pensions- oder Lebensversicherungen einkauft, und wie die Mittel alle heißen mögen, sich gegen Mangel in den alten Tagen zu schützen. Ich gebe Ihnen zu, dieses Sparen, die Vorsicht für die Zukunft ist eine Tugend — ich habe diese Tugend nie besessen, und in sofern ist es meine Schuld, daß ich so tief herabgekommen bin. Allein Sie finden diese Tugend selten bei den Schauspielern, überhaupt bei den Künstlern. Der Schauspieler lebt der Gegenwart, die ihn mit allen seinen Kräften in Anspruch nimmt, er schaut nie in die Zukunft, eben weil er der Gegenwart ganz gehört. Es mag damit etwas Leichtsinn verknüpft sein, allein etwas leichter Sinn gehört zu unserem Gewerbe. Ich kenne wenig Schauspieler, die gespart haben und zu Vermögen gekommen sind, es sei denn, sie hatten eine verständige Frau. Da geht es — bei den Frauen ist der Sinn der Sparsamkeit eine Geschlechtseigenschaft, und Schauspielerinnen sparen auch. Ich mag vielleicht Unrecht haben, aber die wenigen Schauspieler, die ich als sparsam gekannt, ohne daß die Sorge für Weib und Kind ihnen eine heilige Pflicht daraus machte — die habe ich niemals leiden — und habe mich auch niemals

mit ihren Leistungen befreunden können. Es mag Vorurtheil von mir sein, ich gebe es zu. — Was mich betrifft, so habe ich nie gespart. Ich bin mit meinem Gelde immer ausgekommen — fiel es mir doch niemals ein, daß ich alt und stumpf werden würde, so alt und stumpf, daß ich nicht das mehr leisten könne, was früher, daß ich so meine Anstellung verlieren und hülflos werden würde. Das bin ich jetzt. Von guten Bühnen nach und nach zu geringern gekommen, muß ich es jetzt für ein Glück ansehen, hier ein Unterkommen zu finden, muß die Kunst, die ich mein Leben lang im Herzen getragen, mißhandeln sehen — und mißhandeln helfen. So sind diese kleinen Theater wieder Versorgungsanstalten für alt gewordene Schauspieler.""

Tiger nahm sein Glas vor die Augen und betrachtete den goldnen Wein, gleich als thäte er einen Rückblick in die goldne Jugendzeit. Eine Thräne stahl sich aus seinem Auge — doch er wollte seine Rührung nicht sehen lassen, leerte hastig sein Glas und sagte lächelnd: „„Ich kannte einen Schuhmacher, der mit vierundzwanzig Gesellen arbeitete, und der ist jetzt ein Altflicker geworden und nährt sich kümmerlich; ich kannte einen reichen Kaufmann, der jetzt einen Trödlerladen hat — warum soll ein Schauspieler nicht Komödiant werden können? Der Schuhflicker gibt sich doch immer noch mit Schuhen ab, der Trödler handelt doch noch immer, und wenn ich auf der Bühne stehe — ich bin doch noch nicht zum Handwerker geworden, das heilige Feuer der Kunst ist doch nicht erloschen.""

Seine Augen leuchteten in schöner Erregung bei diesen Worten, und trotz seines dürftigen Anzuges dünkte es Zelter, als habe er selten so viel Würde gesehen, wie Tiger zeigte, als er fortfuhr: „„Es lebe die Kunst!"" sein Glas wiederholt leerte und halb lachend, halb wehmüthig hinzusetzte: „„Freilich der Schauspieler sollte nicht alt werden."" Zelter sprang aufgeregt in die Höhe, reichte dem Alten die Hand und sagte:

„Wenn der Baum alt wird, verdorren seine Aeste und sein Laub verliert sich, aber es bleibt doch noch ein kräftiger Stamm!“ „„Richtig““, erwiederte Tiger, „„bis er abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Das ist einmal unser Loos.““

IV.

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.
Faust.

Zelter hatte sich mit der offenen Empfänglichkeit der Jugend an den alten Schauspieler angeschlossen. Er miethete und bezahlte ihm ein Zimmer neben dem seinigen. Da er fürchtete, ihn durch ein solches Geschenk zu beleidigen, so hatte er ihm dieß Anerbieten schriftlich und auf die schonendste Weise gemacht. In ihm lebte noch die wahre Achtung, die ein unverdorbener junger Mensch immer vor dem Alter hat. Tiger war mit dem Briefe in der Hand zu ihm gekommen und hatte ihm mündlich geantwortet: „Ich nehme Ihr Anerbieten an, denn die zarte Weise, mit der Sie es gethan, nimmt ihm das Drückende eines empfangenen Geschenkes. Ich habe übrigens in meinem Leben schon manchem Kunstgenossen in ähnlicher Weise geholfen und scheue mich nicht, jetzt selbst Hülfe anzunehmen, wo ich sie bedarf, indem ich sie als Zins eines ausgelegten Kapitals betrachte. Rechnen Sie mir meine Rede nicht für Hochmuth an, allein es liegt im Menschen das Streben, für alles Empfangene etwas wieder zu geben oder es als etwas Zurückgegebenes betrachten zu wollen. Da Sie mich durch Ihr Anerbieten der Sorge für Kost und Wohnung entheben, kann ich meinen Gehalt auf Erneuerung meiner Kleidung verwenden, was mir so angenehm als noth-

wendig ist.“ Diese Offenheit gefiel Zelter auf's Neue. Ueberhaupt war die ganze Art, mit welcher Tiger seine Armuth trug, für ihn einnehmend. Da war weder Bettelhaftigkeit noch übertriebene Verschämtheit, weder Ingrimm über das Schicksal noch eine rohe Gleichgültigkeit. Tiger trug sein Loos mit dem klaren Bewußtsein, es sei unvermeidlich; er trug sich und seine Armuth nicht geflissentlich zur Schau, noch versteckte er sich mit ängstlicher Scheu: seine Gemüthsstimmung war gewöhnlich ruhig; zuweilen überschlich ihn wohl eine gewisse Trauer, die er dann hinter einem Lächeln zu verbergen suchte, das sein Gesicht sehr einnehmend machte. Wenn man bedenkt, daß Tiger, früher ein gefeierter Schauspieler, den Genuß des Lebens in jeder Beziehung gekannt hatte und ihn jetzt ganz entbehren mußte, so konnte man nicht umhin, seine ruhige Entsagung höchst achtungswerth zu finden.

Zelter hatte ihn gebeten, die Rolle des Rudolph mit ihm durchzugehen, allein er hatte das verweigert, indem er sagte: auf der Probe wolle er sehen, wie sich sein junger Freund ganz von selbst, ohne Rath und Anleitung gebehrde. Zu viel Rath mache irre, überhaupt lasse sich wohl Rath geben, anlernen aber lasse sich nichts, wenigstens sei das Angelernte nicht viel werth.

Die Probe fand statt. Da Hedwig ein Repertoirestück des Kuh'schen Theaters war und die Kuh'sche Familie ihre Rollen schon unzählige Male gespielt hatte, so wurden nur die Scenen probirt, welche die Neulinge zu spielen hatten.

Zelter, der an geistiger Bildung wie an feiner Umgangssitte der ganzen Gesellschaft überlegen war, bewegte sich doch anfangs mit einer Unbeholfenheit auf dem Theater, die sehr dagegen abstach, wie die Andern auf den Brettern „zu Hause“ waren. Er hätte nicht geglaubt, daß es so schwer wäre, sich auf der Bühne umzudrehen, ungezwungen eine andere Stellung anzunehmen, ein paar Schritte vorwärts oder seitwärts zu treten und gleich wieder eine ordentliche Stellung zu haben.

Indem er fühlte, daß er sich ungeschickt drehe, daß seine Stellung eine gezwungene, unschöne war, wurde er ärgerlich über sich selbst und dadurch noch befangener. Zuletzt waren ihm überall die Hände im Wege. Hatte er im Feuer des Sprechens den Arm gehoben, so wußte er nicht, wie er ihn wieder herunterbringen sollte, denn bei der Stelle, wo ihm einfiel, der Arm müsse wieder herunter, paßte es nicht. Er wollte die Hände in die Tasche stecken, doch unwillkürlich machte er wieder Bewegungen, wenn das Feuer der Dichtung ihn hinriß. Kuh, der bei der bedeutenden Persönlichkeit Zelters und seiner Verbindlichkeit gegen denselben eine etwas untergeordnete Stellung gegen ihn eingenommen hatte, hob sich etwas. Er kramte alle die bei dem Theater hergebrachten Regeln des Stehens, Gehens, Knieens u. s. w. als seine Weisheit aus, und Zelter konnte sich eines ärgerlichen Gefühls nicht erwehren, daß es ihm nicht gelang, so einfache Regeln von selbst zu treffen, und daß er sich von einem Menschen wie Kuh über Dinge belehren lassen mußte, die sich eigentlich von selbst verstanden. Mit dem Sprechen oder Declamiren war Herr Kuh sehr zufrieden und sagte am Schlusse der Probe zu Zelter: „Mein Scharfblick hat mich nicht getäuscht. So wie ich Sie sah, entdeckte ich in Ihnen ein bedeutendes Talent. Schön gesprochen, sehr schön, müssen gleich den Jaromir studiren. Nur mit den Bewegungen hapert's noch — doch es wird kommen, findet sich nur erst die Routine. An meiner Anleitung soll es nicht fehlen, wenn Sie hübsch Acht haben und meine Winke befolgen."

Auch Roß, der Drechslergeselle, hatte seinen ersten Versuch gemacht und den Räuber Lorenzo vorgestellt. Wenn Kuh schon gegen Zelter den Lehrmeister spielte, so saß er gegen den armen Drechsler erst recht auf dem hohen Pferde. Wenn er jenen nur mit Worten zurechtwies, so renkte er diesem wie einer Gliederpuppe Arme und Beine aus und zurecht. Ueberdieß gab ihm das vorige Handwerk des neuen Kunstjüngers

Gelegenheit zu unzähligen witzigen Wortspielen, die freilich alle nur den einen Gedanken enthielten, daß der Drechsler nicht mehr wie früher hölzerne Figuren, sondern lebendige zu machen habe.

Nach der Probe ging Zelter mit Tiger spazieren. Sie kamen in ein Gespräch über dieselbe, und Zelter bat den alten Schauspieler, ihm offen seine Meinung zu sagen, wie er sich bei der Probe angestellt habe. Dieser antwortete: „Bei Ihrem heutigen Versuche muß man zweierlei unterscheiden, Ihr Sprechen und Ihre Bewegungen. Was die letzteren betrifft, so wird sich das bald finden. Was Sie heute hinderte, sich frei zu bewegen, was Sie verlegen und befangen machte, ist die Ungewohnheit der Bühne. Diese verschwindet bald durch öfteres Auftreten. Sie sind Herr Ihres Körpers, und das ist das erste und wichtigste Erforderniß, um sich gut bewegen zu können. Dieß klingt sehr wenig gefordert, und ist doch sehr viel — denn es gibt sehr wenig Menschen, die Herr ihres Körpers sind. Um das zu sein, muß man leicht und ohne Beschwerde Alles verrichten können, was ein gesunder, geübter Körper vermag. Wie wenig Menschen können das! Wie anmuthlos gehen die Meisten, wie Wenige sind im Stande zu laufen, zu springen, ohne daß es plump und lächerlich ausfällt, wie Wenige besitzen etwas Gewandtheit! Wollen Sie einen Beweis für das Gesagte, so gehen Sie auf einen Exercirplatz und sehen Sie die fast unbegreifliche Ungeschicklichkeit der Rekruten. Die einfachsten Handgriffe, die ein gewandter Mensch nach einmaligem Sehen nachmacht, müssen Vielen wochenlang mit der größten Mühe eingeübt werden. Herr seines Körpers zu sein, ist nicht so unwichtig. Man kann aus der Art und Weise, wie Jemand sich hält, seinen Körper trägt, nicht nur auf Stand und Erziehung, auch oft auf den Charakter schließen. So verschieden wie der Charakter ist auch die körperliche Haltung der Menschen. Ohne auf zu große Einzelnheiten eingehen zu wollen, mache ich Sie blos

beispielsweise auf eine würdevolle Haltung aufmerksam. Aeußere Würde ist ohne innere nicht möglich. Betrachten Sie aber einmal die äußere Würde, diese Ruhe im ganzen Körper, diesen bewußtvoll getragenen Kopf, diese runden, kräftigen, anmuthigen Bewegungen — ein Mann voll Würde flößt Achtung ein, ohne ein Wort zu sprechen. Wie würdelos sind viele Männer, die ihrer äußern Stellung nach doch Würde haben sollten. Haben Sie Acht auf die raschen, zuckenden Bewegungen der Hände und Arme, das hastige und anmuthlose Drehen des ganzen Halses, wo ein Seitenblick des Auges hingereicht hätte. den schlottrigen Gang, der die Beine und Fußgelenke wie abgeschliffen erscheinen läßt. Zwischen diesen beiden Enden, Würde und Würdelosigkeit, liegen die verschiedenen Gattungen von Körperhaltung mitten inne, zierliche und gezierte, stolze und hochmüthige, nachlässige, gewandte, anmuthige u. s. w. Je mehr die äußere Erscheinung eines Menschen sich der Würde nähert, desto größern Eindruck wird sie machen.

„Um nun Haltung zu haben ist nothwendig, daß man den Körper übt und daß man vielfachen Umgang gehabt hat. Beides ist nothwendig, und Eines ohne das Andere genügt nicht. Die Haltung, die Sie durch Körperübung erwerben, muß Ihnen durch Umgang zur Gewohnheit werden, soll sie Ihnen eigenthümlich sein und bleiben, sollen Sie dieselbe unbewußt haben und beibehalten.

„Was Sie betrifft, so haben Sie Haltung, und wenn Sie dieselbe auf der heutigen Probe verloren haben, so werden Sie dieselbe schon wieder gewinnen, wenn Sie ganz unbefangen werden. Uebrigens werden Sie bemerken: wer nicht eine angeborne oder durch Umgang und Uebung erworbene Haltung zum Theater mitbringt, wird sie durch bloßes Spiel nicht bekommen. Er wird höchstens dahin kommen, Haltung nachzuahmen, und ein scharfes Auge wird diese mehr oder minder geschickte Nachahmung gleich erkennen. Einem wahren Künstler aber ist die Haltung mit allen den Schattirungen

derselben, die jede Rolle bedingt, gleich eigenthümlich, sobald er zur Darstellung gelangt.

„Uebrigens ist Haltung zum Theil auch eine Sache der Begabung, und namentlich eine der schönsten und gefälligsten Gattung, die Anmuth. Anmuth, dem weiblichen Geschlechte mehr eigen (während sie beim Manne zur Würde ausschlägt), läßt sich selten erwerben, sondern ist meistens angeboren.

„Daß die äußere Haltung mit den inneren Anlagen des Menschen meist auf das Innigste zusammenhängt, habe ich schon vorhin gesagt. Diesen Zusammenhang aufzusuchen oder nachzuweisen gehört nicht hierher; ich wollte eben nur soviel über Körperhaltung bemerken, als zum Handwerk des Schauspielers gehört."

Zelter fühlte sich durch diese Worte etwas getröstet, denn es war ihm peinlich, in irgend einer Beziehung so tief unter dem Schauspieldirector zu stehen, wie er selbst gefühlt und dieser ihn hatte fühlen lassen. Tiger fuhr fort und sagte lächelnd: „Ueber den zweiten Theil Ihrer Leistung, über Ihren Vortrag, kann ich mich nicht sehr günstig aussprechen. "Zelter schaute ihn verwundert an, er meinte, seine Sache recht gut gemacht zu haben, so gut, daß es sogar Kuh's Bewunderung erregt habe. Tiger ließ sich jedoch nicht irren; er fuhr fort und sagte lächelnd: „Sie haben im Allgemeinen richtig gesprochen, d. h. mit richtiger Betonung. Das ist in unserer Zeit schon viel, ist mehr, als die Hälfte unserer Schauspieler vermag. Allein für einen wahrhaft gebildeten, einen wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Mann ist das bloße richtig Sprechen noch kein Verdienst, und an und für sich ist es kaum die erste Stufe zu dem, was man Vortrag nennt. Antworten Sie mir: Ist Ihnen nicht mehrmals die Kraft der Lunge ausgegangen? Haben Sie nicht mehrmals für den Nachsatz nicht Athem zu wenig gehabt? Haben Sie bei allen heftigen Stellen nicht so stark Athem geholt, daß ein förmliches Keuchen entstand? Haben Sie nicht eine Masse Neben=

worte, ja Nebensätze so rasch und undeutlich hervorgestoßen, daß man Sie unmöglich verstehen konnte?"

Zelter mußte das zugeben, und Tiger sagte weiter: „Das kommt daher, Sie sind Ihrer Sprache nicht mächtig. Sonderbar, wenn Jemand sich zum Sänger ausbilden will, so muß er die langwierigsten Uebungen durchmachen, um Herr der Stimme zu werden, um jeden Ton leicht und leise anschlagen, ihn anschwellen und abnehmen lassen zu können; er muß die größte Mühe auf die Eintheilung des Athems verwenden — kurz das Singen ist eine Kunst, bei welcher Jedermann die größte Uebung voraussetzt. Das Sprechen, der Vortrag ist dies aber auch, und daran glaubt Niemand. Einen schlechten Ansatz des Tones, ein falsches Athemholen eines Sängers bemerkt unser Publikum gleich, ein Keuchen beim Athmen eines Schauspielers bemerkt man nicht, oder wenn man es bemerkt, so hält man es für ein Zeichen einer feurigen Darstellung und beklatscht es sogar. Und doch muß man, um gut zu sprechen, so gut den Ton zu bilden üben, als beim Singen, eben so gut den Athem eintheilen, wie da. Wenn ein Sänger alle Kraft seiner Lunge anstrengt, so sagt man: er schreit, und wendet sich mit feinem Ohre ab. Der Schauspieler soll ebensowenig schreien, denn ein geschriener Ton ist unschön, die Kunst aber soll nie unschön sein. Und doch hören Sie oft das rasendste Brüllen beklatschen. Selbst wenn das Schreien nicht unschön wäre, so wäre es aus ökonomischen Gründen verwerflich. Wenn Sie die Kraft Ihrer Lungen erschöpfen, schwächen Sie sich offenbar selbst für das Folgende. Das Athemholen muß sehr sorgfältig beachtet werden. Sie holen viel zu wenig Athem, und Ihnen ist es oft begegnet, daß Sie für die letzten fünf bis sechs Worte nicht mehr Luft genug hatten und diese undeutlich nur hauchten, weil Sie unwillkürlich fühlten, daß Sie hier am Schlusse des Satzes nicht noch einmal Luft schöpfen durften: denn man soll nicht willkürlich bei jedem Worte, sondern nur bei

kleinen Pausen Athem holen, die sich von selbst ergeben. Das ist allerdings schwer, wie ich es denn überhaupt für schwerer halte, gut zu reden, als gut zu singen, weßhalb Sie auch mehr gute Sänger als gute Redner finden. Auch müssen Sie sich oft einer größern Deutlichkeit befleißigen. Deutlichkeit ist das erste und wichtigste Erforderniß des Vortrags, und doch finden Sie so viele Schauspieler, die man nur mühsam versteht, indem man aus einzelnen verstandenen Worten die hingemurmelten, hingehauchten, oder besser hingesudelten Worte erräth. Die Schuld an dieser nur zu oft vorkommenden Undeutlichkeit ist eine gewisse Maulfaulheit. Wenn Sie sich bestreben, jeden einzelnen Buchstaben auszusprechen und die Redemuskeln des Mundes kräftig bewegen, wenn Sie nicht zu faul sind die Zähne auseinander oder überhaupt den Mund aufzumachen, wie so viele unserer Schauspieler, so werden Sie deutlich sein. Die Kraft der Stimme thut hier gar nichts; haben Sie sich an deutliches Sprechen gewöhnt, so werden Sie verstanden und wenn Sie mit halber Stimme sprechen, wenn Sie die Worte nur hinhauchen. Wie ein gutes Piano in der Musik von der größten Wirkung ist, so auch das Piano beim Sprechen. Ich komme immer wieder auf die Vergleichung mit der Musik, mit dem Gesange zurück, da Gesang und Vortrag zwei nächst verwandte Künste sind, von denen die erste eine vollkommene, ausgebildete und bekannte Schultheorie besitzt, die der letztern ziemlich noch abgeht. So giebt es im Vortrage wie in der Musik ein Tempo. Das gewöhnliche Tempo des Redens würde ich Andante nennen, das Sie nach der einen Seite zum Allegretto bei heitern Sätzen, zum Allegro bei dem Steigen der Heiterkeit zur Lustigkeit und bei dem Erwärmen des Gefühls zu Unwillen und Zorn steigern können. Weiter darf man das Tempo nicht treiben. Das Presto ist sehr schwer und erfordert eine Geläufigkeit der Zunge, die ich sehr selten gehört habe: dann ist es allerdings von großer Wirksamkeit. Ebenso stuft sich

das Tempo nach der andern Seite, nach dem Langsamerwerden hin ab. Langsamer als Andante an und für sich ist überhaupt das Tempo des Tragödienverses. Wenn Sie über diesen Punkt jemals in Zweifel gerathen, so fragen Sie sich nur: wie würde ein Musiker diese Stelle componirt haben? dann werden Sie das richtige Tempo finden. Sehr passend kommt mir auch die Musik zu Hülfe, wenn ich über das Betonen etwas sagen soll. Die Meisten verstärken den Ton, wenn sie etwas betonen wollen, und doch ist das sehr einseitig. Sie können auch betonen, wenn Sie das hervorzuhebende Wort mit halber Stimme sprechen, wenn Sie es langsamer, gewichtiger, um den Vergleich beizubehalten, mit ganzen oder halben Noten sprechen, indem Sie den andern Worten Viertel und Achtel untersetzen. Sie können auch betonen, wenn Sie vor und nach dem Worte eine kleine Pause machen. Doch würde es uns zu weit führen, wollte ich Ihnen alles das auf einmal sagen — gelegentlich theile ich Ihnen noch andere Bemerkungen mit."

V.

Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen.
Faust.

Herr Kuh hatte dem Verlangen Zelters, noch einige Proben zu halten, nachgegeben, obwohl ihm sonst eine einzige genügte. Zelter hatte sich mit dem größten Ernst und Fleiß an seine Rolle gemacht, und so kam der Tag der Aufführung heran, ein wichtiger Tag für Kuh, der nach unzähligen hoffnungsvoll begonnenen und schmählich zu Ende gegangenen Versuchen und Unternehmungen immer auf's Neue voll Hoffnung versuchte und unternahm: ein wichtiger Tag für Zelter — der

erste auf einer Lebenslaufbahn. Das Theater war auf dem Saale des schon erwähnten Wirthshauses aufgeschlagen, ein leichtes, luftiges Gerüst. Leere Fässer mit einigen Balken verbunden bildeten eine Unterlage, über welche ungehobelte, tannene Bretter genagelt waren; und so war das sogenannte Podium fertig. Die Coulissenhalter waren aus Pfosten und Latten zusammengenagelt und trugen die etwas abgenutzten Malereien des Kuh'schen Theaters. Die Coulissen waren sogenannte Klappcoulissen, wo jede Coulisse aus zwei in der Mitte zusammengenähten Klappen besteht, die immer auf beiden Seiten bemalt sind und dadurch, daß man die eine Klappe fallen läßt oder hinaufzieht, eine andere Coulisse zum Vorschein bringen. Die Beleuchtung bestand aus blechernen Talgkasten, in deren jedem vier starke Dochte brannten und einen erklecklichen Qualm verbreiteten, da diese Kasten aus ungereinigtem Talg von Frau Kuh selbst bereitet oder eingegossen wurden und alle möglichen eben vorkommenden Fettreste mit aufnehmen mußten. In jeder Coulisse brannten außerdem drei Talglichter, die indessen die Leistungen des Kuh'schen Theaters gerade im rechten Lichte zeigten. Das Orchester bestand aus fünf Musikern: zwei Hörnern, einem Baß, einer Klarinett und einer Violine. Für eine Garderobe wollte sich durchaus kein Raum finden lassen, indem der Saal nur Einen Eingang und keine Nebenzimmer hatte. Man mußte sich also hinter den Coulissen anziehen, wobei denn die rechte Seite des Theaters dem weiblichen, die linke dem männlichen Theile der Gesellschaft zufiel. In diese Nothwendigkeit sich zu fügen, fiel Zelter am schwersten, der, wie jeder Mann von Erziehung, sich vor Andern immer nur ganz gekleidet sehen ließ. Indessen überzeugte er sich, daß selbst dieses Ankleiden in Gesellschaft ohne Verletzung des Anstandes abging, wenn man nämlich annimmt, es sei nicht unanständig, sich gegenseitig in Unterkleidern zu sehen.

Der Anschlagzettel des Stückes, aus welchem man die Besetzung am besten ersieht, lautete wie folgt:

Fürstlich concessionirtes Theater in Fichtendorf.

Zur Eröffnung der Bühne:

Prolog

von Friedrich Kuh, gesprochen von Fräulein Bertha Kuh.

Hierauf:

Hedwig die Banditenbraut,

oder:

Rettung durch Frauenlist.

Drama in drei Akten, von Theodor Körner.

Personen:

Graf von Felseck		Friedrich Kuh
Die Gräfin, seine Gemahlin		Frau Kuh.
Julius, ihr Sohn, Rittmeister		Frl. Camilla Kuh.
Hedwig, ihre Pflegetochter		Frl. Bertha Kuh.
Bernhard, ein alter Diener	des Grafen	Herr Tiger.
Rudolph, Jäger	des Grafen	Herr Zelter.
Zanaretto,	Räuber	Herr Ulysses Kuh.
Lorenzo,	Räuber	Herr Roß.

Räuber. Bediente. Bauern.

Als Zelter diesen Zettel erhielt, war es ihm ganz eigenthümlich zu Muthe. Er nahm ihn öfters fast unwillkürlich in die Hand, um seinen Namen zu lesen. Sich gedruckt zu sehen ist eine eigenthümliche Empfindung, die etwas Wohlthuendes hat, und Mancher, der auf Reisen in eine fremde Stadt kommt, sieht gewiß zuerst am andern Morgen den Fremdenzettel sorgfältig durch, bis er seinen Namen entdeckt.

Der Abend kam heran, mit ihm die Aufführung. Zelter hatte keine große Angst, allein eine gewisse Unruhe trieb ihn umher, er war unfähig klar zu denken, auf Eine Sache seine Gedanken ganz zu richten. Er zog sich an, und bald damit zu Ende, wandelte er auf dem Theater hin und her, zuweilen durch den Vorhang lauschend. Der Saal füllte sich nach und

nach, denn wenn Göthe sagt: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern", so gilt ein Gleiches von den Kleinstädtern: sie mögen die Schauspieler nicht leiden, doch die Schauspiele sehen sie gern.

Das Stück begann. Camilla als Rittmeister Julius sah allerliebst aus und hätte ganz gut gespielt, wenn sie nicht viel zu viel gespielt hätte. Auch Bertha als Hedwig ging immer auf Stelzen umher, wozu übrigens die Körner'schen Verse die gegründetste Veranlassung geben, da sie dasselbe thun. Zelter stockte der Athem, je näher sein Auftritt kam — endlich fiel sein Stichwort — er trat heraus, und das „Herr Graf!", das er zu sagen hatte, blieb ihm in der Kehle stecken, so überraschend wirkte es auf ihn, das Publikum in unmittelbarster Nähe vor sich zu sehen: Camilla mußte ihn dreimal fragen: „Was gibts?" — ehe er antwortete. Doch ermannte er sich rasch, und Tiger flüsterte ihm aus der Couliſſe zu: „Nur ruhig!" Mit fester Stimme sprach er: „Es wird zur Jagd geblasen!" — und damit legte sich die Beklemmung seiner Brust, er athmete freier, und sein fester Wille siegte über die unwillkürliche Beklommenheit. Er trat vor und sprach seinen Monolog mit volltönender Stimme, wobei er bemerkte, daß auf den ersten Bänken, keine sechs oder acht Schritte von ihm, ganz hübsche Mädchen saßen, die einander emsig Bemerkungen über den guten Eindruck mittheilten, den Zelters schönes Aeußere und der Wohlklang seiner Stimme auf sie gemacht hatte. Dies Gefühl: zu gefallen, hob ihn merklich, und er sprach ganz hübsch. In der Scene mit Hedwig benahm er sich anfangs etwas unbeholfen, er hatte das Gefühl noch nicht überwunden, welches uns hindert, vor Andern mit Frauenzimmern von Liebe zu sprechen. Die übrigen Scenen gelangen gut. Mag man auch mit Recht dem ganzen Stücke nur eine untergeordnete Bedeutung zuschreiben, mag namentlich der Charakter des Rudolph mehr einer jugendlichen Phantasie als der wahren Natur entnommen sein, so sagt doch dieser

Charakter einer andern jugendlichen Phantasie immer zu, und ein junger Mann kann sich so lebhaft in diese Rolle hineinfühlen, daß es ihm bei etwas äußerem Geschick nicht schwer fällt, dieselbe gut zu repräsentiren. Denn diese Rolle ist eine von denjenigen, welche nur Repräsentation, nicht aber wahre künstlerische Darstellung erheischen, und das ist ein wesentlicher, fest zu haltender Unterschied.

Kuh kam nach dem ersten Aufzuge zu Zelter und sagte ihm viel Schönes über seine Leistung. „Sie verdanken übrigens", sprach er, „einen großen Theil Ihres Erfolges meiner Bertha. Das Feuer, mit dem sie spielt, reißt hin und steckt die Mitspielenden an. Es ist fast unmöglich, neben ihr schlecht zu spielen." Zelter warf bei diesen Worten einen Blick auf das junge Mädchen, das er bisher, ganz mit seiner Rolle beschäftigt, gar nicht beachtet hatte, und bemerkte, daß sie wirklich recht hübsch war und die Augen niederschlug, als sie seinem Blick begegnete.

Der zweite Aufzug begann. Die Scene, in welcher Rudolph den Grafen zu Rede stellt, hatte etwas Komisches. Der kräftige, hochgewachsene Zelter stach gegen Camilla, die in der Männerkleidung zwar niedlich, aber nur desto kleiner aussah, etwas stark ab, doch spielte sie mit vieler Keckheit. Zelter gewann nach und nach so viel Ruhe, daß er das Spiel seiner Umgebung beachten konnte. Roß der Drechsler benahm sich etwas ungeschickt, doch bemerkte Zelter, daß er eine klangvolle Stimme hatte und ziemlich richtig betonte. Da Zelter mehrfach beklatscht worden war, überhaupt an der Stimmung des Publikums bemerkte, daß er und sein Spiel gefiel, so schlich sich schon etwas Selbstgefälligkeit bei ihm ein, die aber stark gedämpft wurde, als er die kleine Rolle des Bernhard, von Tiger gespielt, beachtete. Es war eine Wahrheit in dessen Darstellung, daß Zelter augenblicklich fühlte, das sei Kunst, das sei eine vollendete Leistung, und die ganze Umgebung bestehe nur aus Stümpern. Das Stück neigte sich seinem

Ende zu. Rudolph hatte sich ausgebrüllt, hatte der Hedwig das Schlüsselbund entrissen, hatte ihr das schreckliche Schicksal, das ihr bevorstand, zugedonnert und war im Begriff, die gefangenen Banditen zu befreien. Gewöhnlich wird er nun durch einen Schuß der Hedwig getödtet. Da indessen das Versagen der Gewehre eine häufig vorkommende Sache ist, so sind die Darstellerinnen der Hedwig auf diesen Fall vorbereitet, drehen gewöhnlich das Gewehr um und schlagen den Bösewicht todt. So geschah es auch hier. Bertha konnte in der Eile den Drücker nicht finden und drehte das Gewehr um. Unglückseligerweise berührte sie dabei den Drücker — das umgedrehte Gewehr ging los und der übrigens ungefährliche Schuß traf den neugierig zuschauenden Contrebassisten, während Rudolph, mit dem Gesichte abgewandt stehend, zusammenstürzte als er den Knall vernahm, und Hedwig mit dem hochgeschwungenen Gewehr erschrocken stehen blieb. Bei einem größeren Publikum möchte dieser komische Zwischenfall den ganzen Schluß gestört haben, allein hier jubelte das Volk, daß der Bösewicht todt war, unbekümmert um die Art, wie er sein ruchloses Leben verloren. Am Schluß ward Rudolph und Hedwig gerufen.

Wer mag es Rudolph verdenken, wenn er nach dem ersten, zum Theil mit so glänzendem Erfolge gekrönten Versuche in freudiger Aufregung war? Er sprach viel und sah die Zukunft in dem schönsten Lichte, als er mit Tiger bei einer Flasche Wein saß. Dieser jedoch konnte eines gewissen Ernstes nicht los werden, und als ihn Zelter endlich um Erklärung fragte, drückte er diesem die Hand und sagte bedeutend:

„Ich wollte, Sie wären ausgepfiffen worden!“

Lebenslauf eines Johannisfünkchens.

Von Johanna Kinkel.

Als ich zum erstenmal meine Augen dem Licht öffnete, fand ich mich auf der Spitze eines Grashalms hin und her schaukelnd, an dem ich hinaufgestrebt war, ohne zu wissen warum. Unter mir dicht am Boden sah ich die Trümmer meines Ei-Gefängnisses, und über mir flatterte eine Geißblattranke, auf die ich kletterte als sie zufällig meinen Grashalm berührte. Gleich darauf hob ein vorbeistreifender Windhauch diese Ranke so hoch empor, daß ich über das Gesträuch hinweg den Himmel und die rothe Abendsonne sehen konnte. Aber von diesem plötzlichen Anblick ward ich so geblendet, daß ich niedertaumelte und in den Kelch einer dunkeln Rose fiel, zwischen deren weichen Blättchen ich mich zitternd in eine Ecke schmiegte und mich ganz still verhielt.

Nach einigen Minuten kamen ein paar glänzend grüne Rosenkäferchen, hoben an Einer Seite das purpurne Blättchen auf, hinter dem ich ruhte, und bedeuteten mich: ich solle mich sogleich aus ihrem Zelt fortmachen. Ich hatte mich unterdeß von meiner Ohnmacht erholt und verwunderte mich über die Keckheit der beiden grünen Stutzer; ja, ich hatte nicht übel Lust, sie aus der Rose hinaus zu werfen; aber der Eine rief ein dickes Marienkäferchen zu Hülfe, als er meine grimmige Miene bemerkte.

Das Marienkäferchen kam gravitätisch in seinem steifen rothen Mantel mit schwarzen Pünktchen herbeigeschritten, und that mir zu wissen, daß es durch vertagtes Recht im Besitz dieser Rose sei, die außer ihm und seiner Familie nur von den kleinen grünen Käferchen bewohnt werde, und daß sie ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet gegen jede andre Art von Insekten, die sich bei ihnen niederzulassen gedächten.

Von der Uebermacht vertrieben schlich ich hinaus, und kletterte langsam den Stiel hinunter, um zu dem Grasplatz zurückzugelangen. Ich setzte voraus, daß er Gemeingut für alle kleinen Geschöpfe sei, die Lust hätten sich darin umher zu tummeln. Mein Weg über den Stiel führte mich leider nicht so friedlich dem Ziel entgegen als ich erwartet hatte. Er war von einem niederträchtigen, blaßgrünen Gesindel bevölkert, welches oft in so dichten Massen meinen Weg versperrte, daß mir nichts übrig blieb als ihm über die Köpfe zu spazieren. Dies weichliche und verletzbare Geschlecht ward über den leisesten Tritt meiner zarten Füßchen höchlichst indignirt; man schrie Zeter über den schonungslosen Wildfang und machte vergebliche Versuche mich abzuschütteln. Endlich jammerte mich dieser graugrünen Brei-Nation. Ich maß mit den Augen, daß meine Heimath, das Grasplätzchen, nahe sei. Ein kühner Sprung, und ich gelangte — welch Entsetzen — in das Gewebe einer kolossalen Kreuzspinne.

Obgleich ich am äußersten Rande zappelte, so merkte mich dennoch das Ungeheuer auf der Stelle, welches inmitten des fadengewirkten Sterns in stolzer Ruhe das an der Sonne geröstete Rumpfstück einer Schmeißfliege zum Abendbrod verzehrte. Es that einen Schuß vorwärts auf mich zu, hielt dann plötzlich einen Moment inne, und starrte mich mit durchbohrenden Augen an. Trotz meiner Todesangst bemerkte ich doch genau den äußerlichen Habitus meiner Feindin. Sie war dickbäuchig und breitschultrig, aber um den Gürtel sehr enge eingeschnürt. Ihr gelbes braungestreiftes Kleid hatte etwas

unheimlich Gleißendes, obschon sie auf dem Rücken ein großes schwarzes Kreuz heuchlerisch zur Schau trug. Ihre langen Arme und Beine waren rauh behaart und mit spitzen Krallen versehn. „Jetzt bist du verloren!" dachte ich, als sie sich zum Sprunge rüstete, und fühlte Todesschauer bis in's Innerste.

Da flog eine Hummel des Weges und im trotzigen Muth mit dem Kopf grad in das Spinngewebe hinein, das sie mit Einem Stoß zu durchreißen wähnte. Nun wuchs auch mir der Muth. Ich jauchzte der mächtigen Hummel Beifall zu, die sich tapfer bemühte das Netz zu zerstören. Ich glaubte sie thue das Alles um meinetwillen, denn sie brummte immerzu von Gesetzen die man zertrümmern müsse, um dem Volk da im Grase mehr Freiheit zu schaffen. Aber die absolutistische Spinne verstand nichts davon. Sie war von der größten Art, und durfte sich kühn mit der Demagogin Hummel in den Kampf wagen. Die beiden balgten sich so lange herum, bis ein Flügel der noch etwas jungen und unerfahrnen Hummel sich in dem Netz verwickelt hatte. Meine Hoffnung auf Befreiung schwand mehr und mehr, denn die Kämpfenden näherten sich mir, der ich fest von dem Gewebe umschnürt war, und ich sah dem Augenblick entgegen, wo ich zwischen der Spinne und der Hummel erdrückt werden würde. In ihrer Noth fing die Hummel an laut zu brummen. Das hörte ein kleiner Bauerbursche, blieb lauschend stehn, und haschte dann eilig die Hummel um ihr den Honig zu stehlen. Die Spinne wollte entfliehn, ward aber von ihm zertreten, und die Hummel rettete ihr Leben durch einen raschen Stich in den Finger ihres eigennützigen Befreiers, worauf er sie schreiend entschlüpfen ließ.

Alle Fäden des Spinngewebes flatterten zerrissen im Winde, und ich sank in's Gras, pochenden Herzens, aber unsäglich froh und zufrieden. Aller Haß gegen kleine unschädliche Geschöpfe war in meinem Busen getilgt, seit ich

die Spinne geschaut hatte und aus ihren Krallen errettet worden war.

Nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, schaute ich mich nach Gesellschaft um, und machte Bekanntschaft mit einer Ameisenfamilie, die dicht neben dem Grase ein Häuflein Sand bewohnte.

Eine Zeitlang verkehrten wir denn auch ziemlich gemüthlich mit einander, um so mehr, da ich immer nachgab, wenn die Ameisen Recht haben wollten. Die Familienmutter imponirte mir besonders in ihrer grenzenlosen Geschäftigkeit. Nur war es mir unangenehm, daß sie auch mich aus meiner Ruhe treiben wollte, da ich doch eigentlich mehr Neigung hatte still und träumerisch im Grase zu weilen und zu dem Abendstern hinaufzuschauen. Die Ameisen faßten bald eine gewisse Mißachtung gegen meine Person, welche sich zum brennendsten Haß ausbildete, als sich bei einbrechender Nacht zu meinem eignen Staunen und zu ihrem Entsetzen kund that, daß ich die Eigenschaft des Leuchtens besitze. Jetzt hatte ich keine ruhige Minute mehr, denn wohin ich mich auch zurückzog, sie hatten mich flugs hinter dem Grase ausgespürt und verfolgten mich theils mit witzlosen Spottreden, theils mit langweiligen Rathschlägen in Betreff meiner Lebensweise, welche Weisungen vielleicht für Ameisen und B=meisen recht passend sein mochten, nur für kein Johannisfünkchen. Vor Ungeduld schüttelte ich mich wie verzweifelt, und bemerkte plötzlich, daß sich ein Paar Flügel entfalteten. Nun schwamm ich in Entzücken. Mit einem raschen Entschluß hob ich mich in die Lüfte, sog den Duft der Rosen vorüberstreifend ein, und blickte wonneberauscht zu den Sternen, selbst ein schwebender beseelter Stern.

Einen Theil der Nacht durchschwelgte ich selig im Bewußtsein meines eigenen Glanzes; dann aber folgte eine sehnsüchtige Beklommenheit, welche am stärksten meinen Busen bedrängte, wenn ich lange unter einem Rosenstrauch umher=

geschwärmt hatte. Der zauberische Duft, dies wundersüße harmonische Gesumme der vielen kleinen Käferchen, welche den purpurnen Palast bewohnten, berauschten mich mit Lust und Wehmuth im seltsamen Gemisch. Ich erschien mir so einsam inmitten all dieses Jubels, und da ich die andern Insekten stets dann in der behaglichsten Stimmung fand, wenn sie sich vertraulich mit ihres Gleichen der höchsten Güter des Lebens freuten, als da sind: der Schein der Himmelslichter, ein Tröpfchen Thau, ein Tulpenzeltchen und dergleichen, so beschloß ich ebenfalls einen Freund oder eine Lebensgefährtin zu suchen.

Zuerst wandte ich mich an eine Cikade, aber die machte mich fast taub mit ihrer ewigen monotonen Geschwätzigkeit, so daß ich mich zu dem schweigsamern braunen Graskäferchen hingezogen fühlte. Diesem grauste jedoch vor meinem Glanze, und es floh mich schnöde. Dafür umgaukelte mich die Mücke um so eifriger, ohne daß ich entschiedene Freude oder Verdruß über ihre Gunst oder Ungunst empfunden hätte. Alle diese grauen Gestalten blieben mir innerlich gleichgültig, und ich begann zu glauben: ich sei ein unglücklicher Geist, aus einer höhern Sphäre in diesen Erdengarten verschlagen, und werde nimmer meines Gleichen finden.

In solchen Gedanken war ich bis an die Taxuswand gelangt, welche den Raum, in dem ich weilte, von einem freien Platze schied, als ich hinter derselben ein bläuliches Funkeln wahrnahm, meinem eigenen Lichte ähnlich. Mit aller Kraft drängte ich mich zwischen der dichten Scheidewand hindurch, und befand mich in der Gesellschaft von acht Johannisfünkchen, die munter zechend um einen Maiblumenkelch voll Thau saßen, in welchen sie einige grüne Spitzchen Waldmeister gestreut hatten. Sie empfingen mich wie einen Bruder der aus weiter Ferne heimkehrt, boten mir von ihrem Maitrank an und belehrten mich über meine Existenz, über die Welt und die Stellung des Johanniswürmchens als sol-

chen zu dieser im Allgemeinen und Besondern. Auch andere astronomische und naturwissenschaftliche Fragen lösten sie mir bereitwillig, wodurch ich in den Stand gesetzt worden bin, diese meine Geschichte so gründlich und lehrreich mitzutheilen.

Auf die Frage: woher sie selbst zu dieser Kenntniß gekommen, erhielt ich zur Antwort, daß sich seit einiger Zeit ein Maikäfer bei ihnen aufhalte, der in seiner Jugend von einem Tertianer aufgefangen worden. Dieser habe ihn mit in's Gymnasium genommen, woselbst er mehrere Fächer mit Nutzen vortragen hörte. Darauf habe er sich mit Verlust eines Beins und einer Flügeldecke vom Faden losgerissen, und da er sich geschämt, in diesem Zustande zu den Seinigen zurückzukehren, so lebe er in tiefer Abgeschiedenheit bei ihnen als Lehrmeister.

Noch ehe ich die Bekanntschaft dieses trefflichen Käfers machen konnte, stürmte ein neues Ereigniß auf mich ein. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen den Fußpfad hergegangen, neben dem wir unser Banket hielten. Sobald der Jüngling uns bemerkte, stürzte er rasch auf die Knie und las uns ziemlich ungeschickt auf, wobei nur zwei meiner neuen Freunde entschlüpften. Wir wurden in des Mädchens Locken gesteckt und warfen unsern Schein auf ihre weiße Stirn. Darüber gerieth unser Ruhestörer in ein hohes Entzücken und küßte das Mädchen so ungestüm, daß drei von uns herabfielen und von einem Blumenkelch aufgefangen wurden, der an des Mädchens Gürtel steckte.

„O wie schön wird die Blume von den hellen Fünkchen durchleuchtet!" rief das Mädchen; „komm, mein Liebster, wir wollen eine Lilie holen und sie ganz voll solcher Leuchtwürmchen füllen." Der Jüngling erwiederte: „Warte, Liebchen, ich will im Grase suchen, ob ich nicht ein Weibchen finde; die geben viel hellern Glanz."

Er ging und stöberte unter den Halmen umher; die Jungfrau aber pflückte eine schneeweiße Lilie, nahm mich aus

den Locken und setzte mich hinein. In den schneeweißen glatten Blättern, die nun mein Haus waren, strahlte mein Wandeln wunderbar wieder. Ich ahnte, hier müßte mir ein unermeßliches Glück begegnen. Der süße Duft der Lilie berauschte so hold, doch bald ward er mir zu mächtig. Ich sank in tiefe Betäubung und hörte nur noch wie das Mädchen sagte: „Ach, das Johannisfünkchen hat seinen Glanz verloren."

Als ich wiedererwachte, lag ich auf dem Rasen, der von frischem kühlem Nachtthau getränkt war. Das Mädchen schüttelte über mir die Lilie und rief: „Nein, der Duft ist zu stark, die armen Thierchen sterben davon." Neben mir fiel das Weibchen, das der Jüngling geholt hatte, nieder, und leuchtete nur noch mattbläulich.

Mich durchschauerte Angst und Entzücken. Sie war da, endlich gefunden, die Mitleuchtende, und sollte vor meinen Augen sterben! Ich tauchte meine Flügel in Thau und benetzte damit mein Liebwürmchen, flatterte immer rund umher, daß all die Grashälmchen frische Luft fächelten, bis es endlich wieder lebendig wurde und mich liebhielt. Da merkte ich, daß sein helles Licht nicht bloß wie Feuer schimmert, sondern auch warme Glut giebt, und ließ Käfer und Cikaden, Thau und Maiblumen um mein flammendes Liebchen.

Wir zogen uns aus der Nähe des gefährlichen Fußpfads zurück und bauten uns ein Zeltchen von Apfelblüthen im tiefsten Grunde eines Vergißmeinnichtstrauchs, dicht am Rande eines Bachs. Dort blieben wir versteckt bis nach Mitternacht, wo alles stiller und stiller um uns ward. Nur im Weidengebüsch gegenüber sang eine Nachtigall langhallende, süßbebende Töne. Der Nachtwind brachte den Hauch der fernen Rebenblüthe und mischte ihn mit Rosen= und Lindendüften. Gegen Morgen kam der Mond und spiegelte sich im Bach. Da wagten wir uns wieder hervor und schwärmten in ungetrübter Ju=

gendseligkeit noch einmal von Busch zu Busch, von allen Düften und allen monddurchleuchteten Thauperlen kostend.

Jetzt weht hinter den fernen Bergen der rothe Morgenschein herauf, der den Tag verkündet, an dem wir sterben müssen. Wir scheiden fröhlich von dannen, denn in Einer Nacht haben wir die Fülle eines ganzen Lebens durchgenossen.

Margret.

Eine Geschichte vom Lande.

Von Gottfried Kinkel.

Am obern Schlusse des schönen Ahrthals, wo das Flüßchen dem Fuße eines starkansteigenden Berges entspringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim im Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es seinen Ursprung dankt. Mancher Wanderer wird sich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beschwerlicher Eiffelfahrt zum ersten Mal wieder städtisches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeist wer etwa im ersten Frühling das Thal besuchte, gedenkt sicher mit Entzücken des weiten weißen Blütenschleiers, mit dem die ganze Schlucht wie übersponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen, deren theils kahle theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieser Höhen ruht sie und genießt in Folge dieser Lage eines rheinischen Sommers, während eine Viertelstunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günstige Luft zu versetzen.

Freilich sieht's denn im Winter ganz anders aus. Sein über die endlosen Schneeflächen ringsum hersausender Hauch schont auch das Thal nicht. Die Wiese dorrt vor ihm, durch welche in der milderen Jahreszeit die junge Ahr so munter herabtanzt, tiefer Schnee sperrt die Stadt von dem gebildeten

Leben entfernterer Gegenden und selbst von dem Verkehr mit den benachbarten Ortschaften ab. Dann ziehen sich die Honoratioren Abends ins Casino zusammen, spielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern ist's nimmer gut hausen.

Am wenigsten erwünscht kommt denn in solchen Zeiten der Besuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos sich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberischen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unser ungründlicher Nachbar, der Franzose, hat die Singvögel aus seinen Laubhainen, die Hasen aus seinen Feldern weggeschossen, aber nicht Ausdauer genug gehabt jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen: an seiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civilisirten Zustand des Landes. Was von diesen grauen und bösen Gästen nach Deutschland herüber kommt, findet jetzt meist rasch seine Kugel: aber so lange ist's noch nicht her, daß man sie sogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, selbst auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der sie einen Winterbesuch abzustatten niemals verfehlen. Nachts gehen sie am liebsten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen sie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden sie dem Menschen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menschenfleisch gekostet habe, hernach an keinem Thier sich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun, der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht sich fast von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern, über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromscheide zwischen Ahr und Kyll bildet. Beiderseits liegen spärliche Dörfer meilenweit aus einander; hie und da trifft man einen Bauern-

hof, und wo in tiefen bebuschten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat sich wol eine einsame Mühle auf einem Stück mühsam gerodeten Wiesen- oder Ackerlandes angesiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautlosen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauschen des Wassers oder der leis plätschernde Umschwung des Mühlrades regt sich, Alles starrt im Eise. An den Menschen und sein Dasein mahnt nur ein schwaches Licht in einem Fenster des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaues, das gegen den kalten, blauen, östlich über die schneeigen Baum- und Bergspitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth sich absetzt. Sonst herrscht allwärts der ernste, grausige, allem Leben feindliche Todesschlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menschenherz — ein junges Weib beim Sterbebette ihres Kindes. Sie ist nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch ist sie Mutter. Ganz einsam und verlassen übt sie ihre Pflicht: über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem, starrem Gehirnschlaf, mit gespenstig halb geöffneten Augen fühllos ihre Mühe hinnimmt, schlägt sie rasch wechselnd die nassen kühlenden Tücher — und zwischen jedem Aufschlag kniet sie vor der Mutter Gottes hin, die zwischen den Fenstern unter der Lampe hängt, und spricht ein stilles, ringendes Gebet.

Gott und seine Heiligen sind furchtbar stumm in solchen Nächten! Die einsame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, seine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber stieg gegen die Mitternacht hin, immer schneller mußte sie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenschein geschützt lag, fiel jetzt mit blassem, blauem Licht der Mondschein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und schlich nach kurzer Frist wieder darüber hinweg, als hätte er

das Sterbende noch einmal mit dem Stral des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, stumpf von Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirn begannen leiser zu schlagen und die Augdeckel zogen sich fester zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier schrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geschenkt sei. Noch einmal legte sie, das Köpfchen sanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann setzte sie sich beiseit ans Fenster, lehnte den Kopf auf die aufgestützten Hände, hielt die heiße schmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und sah mit den verwachten, verweinten Augen in die trostlose Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautlosen Erstorbenheit noch blasser und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge sie mehr zerstreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raschen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Lust, jeder vergangene Schmerz bohrte sich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle diese kämpfenden Erinnerungen führten sie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlassenheit, zum Sterbebett ihres schönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder gesehen und mit dem verständigen Blicke, der dem rheinfränkischen Stamme eigen ist, Menschen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerschossenen Arme, aber sonst noch rüstig, in sein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und sein kleines Erbgut zu bewirthschaften anfing, da wandte er Alles was er gesehen und in achtsamem Herzen

bewahrt hatte auf sein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiste halber Bauernbildung, der Alles versucht und gleich wieder aufgibt bevor es sich als nützlich hat bewähren können, sondern mit besonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der schlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbesitzer ein, der eben damals zur Aufbesserung der schmählich vernachlässigten Landwirthschaft jener Gebirge zusammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von seinem sichern Blick und seiner verständigen Erfahrung Vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Resultate der neuern Wissenschaft für den Landbau empfing und sogleich benutzte. In fünfzehn Jahren stand der Mann, der so klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verstandes unter den wohlhabendsten Leuten seiner Gemeine da, und die erst über seine neuen Bebauungsweisen und die wunderlichen Besserungen und Futterkräuter lachend den Kopf geschüttelt, beeiferten sich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er seine Meinung über eine gemeinschaftliche Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshause vortrug, so war Alles still; dem scharfen schwarzen Auge, den ruhig hingestellten Gründen, der beredten praktischen Ausführung seiner Vorschläge vermochte auch kein Gegner zu widerstehen, und er war im Geiste der Fürst seines Kreises, obwol an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm stand.

Jenen Schatz von Kenntnissen nun, dem er sein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch seiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und sah also voraus, daß von seinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß sie also gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn sie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er selbst in seine Schule, gewöhnte sie von früh auf an eignes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte sie schon als Knaben mit

auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die sich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen lassen. Dann mußten sie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knechte auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbesitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat hernach vortrefflich zu befehlen versteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, schloß er sich, einer der Ersten, mit Rath und That an die große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abströmt. Die beiden ältesten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldsumme nach Michigan, die beiden nächsten in der Reihe folgten zwei Jahre später mit der ältern Schwester und einem bedeutenden Nachschuß von Geld. Hierfür mußte der Vater einen ansehnlichen Theil seiner Ländereien veräußern, aber er ließ sich auch von den Abziehenden, deren Schicksal er so gesichert hatte, einen schriftlichen Revers ausstellen, daß sie nach seinem Tode keinen weitern Anspruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da sie Fleiß, praktischen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Besseres von ihrem Haus- und Viehstand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika seltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichsten Pflanzer aus dem Süden geheiratet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und so gelang es ihm auch mit den zu Hause gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten sich in reiche Häuser, dem letzten, jüngsten wurde das väterliche Haus und Gut bestimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; sie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager starb.

Hier fühlte nun der Vater, daß sein Wissen nicht ausreiche für alles Feinere was Frauen lernen können und lernen sollten. Ihm selbst war seine Jugend vernachlässigt worden: der Mann, der mit seinem Geiste die amerikanischen Verhältnisse überblickte und seine ganze Umgebung beherrschte, hatte als Kind nicht schreiben gelernt und später nur mühsam die Fähigkeit sich erworben Geschriebenes zu lesen und seinen Namen mit steifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und so auch die verstorbene Mutter, diese Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind schon acht Jahre alt, war dieß Nesthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geschenkt worden. Früh schon anstellig und dem Vater nachschlagend zeigte sie auch für Anderes als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagister fand, als sie zehn Jahre alt war, daß sie von ihm nichts mehr lernen könne, obwol er sich wohlweislich hütete davon ein Wort zu sagen.

Trotz dem sah der kluge Schöffe sehr bald ein, wie es damit stand: es verdroß ihn daß sein Mädchen noch bis zur ersten Kommunion auf den Schulbänken sitzen sollte, ohne davon etwas im spätern Leben Förderliches zu gewinnen. Er sann sich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Gespräch mit den Frauen der reicheren Gemeineleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es sollte nämlich ein studirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in Demjenigen zu unterrichten was die Dorfschule nicht leistete. Manche Bauern hatten Söhne zum Studiren bestimmt, mehrere Frauen wünschten ihren Kindern städtische Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot sich, den künftigen Lehrer zu sich in Kost und Wohnung zu nehmen, schon weil er sich freute dadurch manche Stunde Gespräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die andern Familien sollten ein kleines Schulgeld

erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal so groß war als das Salair, womit der Adel sich seinen ersten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feststand, ging der Schöffe selbst in die nahe Universitätsstadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbeßten Professor den sie an der Universität für die Sprachen hätten, und ging frischweg auf dessen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, sah den Mann im Linnenkittel erst erstaunt an bei der Bitte, ihm den wackersten seiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen: als er ihn aber seinen verständigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er sogleich einen höchst tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung seiner Studien unversorgt war, und schon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer seiner Heimat zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Universität ein kräftiger Demagog und Turner gewesen, neigte nicht zur städtischen Ueberfeinerung, und selbst Bauernsohn fand er sich in das schlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und sonstige Gymnasialfächer, brachte sie auch so weit, daß die meisten beim spätern Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klassen übersprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zusammen im Deutschen, in Erdbeschreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geschichte. Vom nächsten Quellchen und Mühlbach, von den überall sichtbaren Nachbarhöhen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe seiner kleinen Schüler ins Ahrthal, an den Rhein, an die See, und so weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher; dann erst begann er die Geschicke der Menschen auf unserm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wissen augenblicks ins Praktische, jedes

Ferne ins Nächste übergeht, und der stürmische Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgestalten wollte, gab seinen Erzählungen aus der Geschichte eine Glut, die als zündende Menschen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen schlug. Alles Fremdländische, alles Charakterlose, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, schon weil ihm selbst das Alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing selbst der alte Schöffe in diesen Unterrichtsstunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderm die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens ist weich und auf alles Milde gewendet, so lang es jung bleibt. Schwindet dieser frühe Duft vor ihm, erwacht der schärfer sondernde Verstand, so wird das Weib, weil sein Denken meist keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, persönlich-beobachtend und leicht herb, bösartig oder gemein. Ist aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, sind dem Kinde Dinge und mächtige Personen bekannt geworden, dann erhält sich an diesen Erinnerungen die Jugend des Geistes und des Gemüthes, das reifende Denken sinkt nicht ins Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe die in der weiblichen Natur liegt wird zur Nachahmung jener großen Menschen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird stärker in seinem festen Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in seiner Lebensaufgabe, als der kräftigste Mann.

Margret lernte aus diesem Unterricht, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr ist als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem was sie that, auch im Kleinsten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigensinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu setzen was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Lande gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die

Küsterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als diese ins Jungfernalter traten, städtische Hüte, Umschlagtücher und Sonnenschirme, und eine reiche Bäuerin schickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Pension zu Professoren- und Kaufmannstöchtern: „damit sie doch sich unterhalten lernen," wie die Mutter sagte. Dieß hätte der Schöffe nie gelitten, und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte sie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter spann sie. Obwol sie Sonntags unsre beßten Schriftsteller las und sie besser verstand als die städtischen Nähmädchen, redete sie doch mit Jedermann den derben Dialect, an welchem die Rheinländer so fest halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Festtag trug sie den kostbaren aber immer der Dorfsitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern sieht. Es ist eine kleidsame Tracht: das Haar wird vorne schlicht gescheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulst wieder heraufgeschlagen. Eine große, eckig gebogene Goldspange sitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff mit der kostbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Brust; lange Handschuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sonnenbrand gerötheten Armes. Man findet in diesem Stande zuweilen die schönsten, schlanksten Gestalten: mit großen festen Schritten sieht man sie wol am Arme ihrer Bursche auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbstgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Respekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder besonders hübsch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und

frisch wie ein blühender Schlehdorn. Weil sie ernster und männlicher war als die meisten andern Dirnen, hielten die Bursche des Dorfes sie für stolz, und vielleicht war sie das auch. Aber fremde Manieren hatte sie nicht an sich, und auf dem Tanzboden wußte sie zwischen reichen und armen Burschen keinen Unterschied.

Mit ihr war als Spielgenoß und später auch als Mitschüler in jenen Unterrichtsstunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachsen, nicht allein der reichste Erbe im Dorfe, sondern auch der schmuckste und tüchtigste Junge von allen, strebsam, verständig und kühn. Trefflich führte Nikola seine Büchse, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrschaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geschäft hatte, verhandelte lieber mit dem raschen Sohne. Daß er hübsch war, hätte Niemand abstreiten dürfen, und er selbst wußte es am beßten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verstehen gegeben hätten. Gegen eine starke Neigung zur Eitelkeit hatte schon bei dem Knaben der Student der jenen Unterricht gab vergebens angekämpft; er trug sich städtischer und modischer als die andern Bursche, und auf seinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptstube seines Hauses, als sie einer Auffrischung bedurfte, nicht neu mit Wasserfarbe malen sondern mit Tapeten auskleiden lassen.

Das Gefühl beiderseitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zusammengeführt und vertraut gemacht, und als sie älter wurden zweifelte Niemand daran daß aus ihnen ein Paar werden sollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe besser zusammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwischen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffest des Vogelschießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Bursche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes

am Rechte des Königsschusses sich betheiligt hatten, putzten ihre Büchsen und Stutzer und bürsteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an diesem Feste getragen werden: die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abschießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenschwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche und holten die seidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Musikanten, dann folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, dessen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an seine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen stellten sich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Masse der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein stattlicher Bursch mit hübschgekräuseltem Schnurrbart; er trug das blaue Barett mit drei Federn und die breite weißseidene Schärpe. Trommel und Pfeife spielten eine alte muntre Weise: nach ihrem Takt erhub er die Fahne in die Luft, schwang sie über dem Haupte; dann stemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um seinen Leib in weitem Kreise rauschen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beschrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raschen rauschenden Kreise: auch um den rechten Fuß führte sie sodann die andre Hand, während der linke sich erhub sie durchzulassen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner unter dem jauchzenden Zuruf der Massen in fester Faust hoch in den Lüften über dem Haupte des Starken, der stolz auf die gelungene Schaustellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet stand. Nun gings wieder in feierlichem Zuge, aber hastiger und ungeduldiger, zur Vogelstange oben am Walde. Die Schützen zogen ihre Loose,

während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonntagsrindfleisch aß, und noch stand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monströsen hölzernen Vogel, dessen Gleichen auch Raff's Naturgeschichte nicht kennt, das muntre Pfeifen der Büchsenkugeln begann.

Glückliche Schüsse fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumfgeschrei der Jugend folgte jedem herabsplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten sich um die Holzspäne. Aber der Rumpf, obwol am Ende klein wie eine Hand und ganz ungestalt von Streifschüssen, haftete noch auf dem letzten starken Nagel. Die Entscheidung konnte jetzt jeder nächste Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher seltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eisenbeschlagenen Mast prallten. Dem Nikola bebte die Büchse in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren; der letzte hatte den Nagel krummgeschossen, an welchem das kleine Holzstück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde schwankte. Da spannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des besten Ahrweins, drückte den Hut fester in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die grade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen stand. Alsdann schritt er zum Schützenstand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr schaukelte. Jetzt schoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze des Mastes, und in weitem Bogen sprangen die Trümmer des Vogels zerspällt auf die Köpfe der Zuschauer herab.

Waren bis dahin die Herzen der Männer in Spannung gewesen, so kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verständniß, keins durfte sich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel sein, daß Die welche er zur Königin nähme auch die Erwählte seines

Herzens sei. Aber als wäre das eine längst beschlossene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchse über die Achsel hängend, drüben zum Waldrand hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte sie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Bursche wählten ebenso rasch ihre Dirnen, die Musikanten setzten sich in Marsch und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem schönen Berge aufgeschlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging selig und stolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein festerer Bund zwischen beiden jungen Herzen geschlossen, die ja schon von der Wiege an still mit einander verwachsen waren.

Den Meisten kam es ganz gelegen daß eben Nikola den Königsschuß gethan hatte. Er war so reich daß er nicht zu sparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Gesellschaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler die er in die Mützen der Musikanten springen ließ, der feurige Wein von Altenahr den er preisgab und die frische sommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildesten Tanz. Nach dem ersten Walzer zog Nikola seine Margret aus dem Zelt: sie gingen unter die Kirschbäume beim Saume des Waldes, umfaßten sich mit Inbrunst und wechselten ihre Küsse. Es waren die ersten Küsse die sie gaben und empfingen — die ersten welche verdienen Küsse zu heißen. Sie sind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leises Beben in allen Gliedern, sie spürte ihr Blut rasch und heiß aus dem Herzen in die Wangen strömen: sie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Kosen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden sie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingstrosen, die Bursche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, bliesen die Musikanten, wie es verabredet war, Tusch, und Alles rief

laut und fröhlich mit erhobenen Gläsern: Unser Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, soll leben, und sein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunsch an. Die Bursche wollten ihm ihre Gläser zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, starke Sohn der Ahrtraube, wie er auf den heißesten schwarzen Schieferfelsen des Thales reift, rann in die Kelchgläser. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte stärker Bescheid thun als sie wünschte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Bursche dem Nikola einen Rosenstrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von Neuem, von den beiden schlanken, stolzen Gestalten eröffnet. Und nun ergoß sich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebenslust: bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz sich wieder zu umschlingen und Herz an Herz schlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meisten Bursche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte sein, und suchte manches Paar durch Zutrinken noch festzuhalten. Als endlich die Musikanten ihre Geigen in die Ecke gestellt und sich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch schlaftrunken hinter dem Schenktisch saß, brach auch er mit seiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, sahen sie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar schwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, sie sollten den Regen noch unterm Zelte abwarten. Aber Margret war bange wegen des späten Ausbleibens und mochte sich keinem Gerede aussetzen, da man wußte daß sie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte also zum Fortgehen: vielleicht, sagte sie, erreichen wir noch vor dem Dorf die letzten Paare und kommen gar vor Ausbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächsten Weg gehen durch den Busch, antwortete Nikola: dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie schlugen den kleinen Waldweg ein: er ging steil abwärts, und Nikola hielt stützend den Busen Margrets an sein wildes Herz gepreßt, während seine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar schwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwischen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in diese träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog schwarz und schwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten sie schon das laute Platschen des Regens, der auch ihnen rasch näher drang. Es ist unmöglich, sagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hause: komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Busch. Damit zog er sie durchs pfadlose Gebüsch; sie zitterte als sie ihm folgte und wußte nicht warum.

Die Hütte nahm sie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um sie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen saß eine späte Nachtigall und schlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefsten, bebendsten, erschreckendsten Klänge; durch die kleinen Fenster streckte üppiges Geißblatt seine Blüthensträuße herein und füllte die Hütte mit berauschendem, sinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen schwebte hindurch und zeigte mit seinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwischen entlud sich der Regen und durchbrach mit wildem Rauschen die stille Nachtschwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnsucht saßen sie auf der weichen Moosbank: die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen — nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden sich, ihre Arme umwanden sich.

Oestlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im West verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend

den Kranz aus ihren Haaren und streute seine welken Blumen in den Hollunderbusch: weich und innig an den Geliebten geschmiegt stieg sie durchs Gebüsch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken sah sie in der Stube des Vaters ein Licht brennen: Nikola aber umfaßte sie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunst und jauchzender Seligkeit und ging dann die Gasse des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhause.

Der jüngste Bruder machte der Margret die Hausthür auf. Aber du bleibst lange, sagte er, der Vater liegt oben auf dem Bett, es ist ihm seit gestern Abend nicht recht, und wir haben so eben den Großknecht auf dem Schimmel nach dem Doktor geschickt. Geh hinauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geschwind Feuer, und dann kochst du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf: blutroth trat sie vor den Vater, denn sie meinte Jeder müsse ihre Schuld auf ihrer Stirne lesen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel. Der aber war weich wie man ihn selten sah, bot ihr die Hand und sagte: Ich habe es schon gestern Abend von den jungen Gesellen gehört, du bist Braut und hast, das muß ich sagen, einen wackern Burschen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab' ich auch dich versorgt, mein letztes Kind — und mein liebstes, setzte er leise hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht.

Weinend über die Güte des Vaters stürzte Margret an seine Brust und suchte ihm die Todesgedanken auszureden. Nein, sagte der Alte, laß das: mein Lebtage bin ich gesund gewesen, und die starken Bäume brechen am ersten: so wie heut war mirs noch nie zu Muth.

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verschieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er sich nun als zur Familie gehörig ansah. Die beiden Brautleute beschlossen, nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohne-

hin wegen ihrer Trauer keinen Tanz besuchte, nur noch in andrer Leute Gesellschaft zusammen, wo sie denn ganz unverhohlen sich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrscht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelte keine Seele etwas Arges. Margret selbst glaubte ihr Vergehen (denn so erschien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer besseren Meinung von ihr als sie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Untersuchungskommission gefordert, um sich zum preußischen Militärdienste zu stellen. Als einziger Sohn und Stütze seines alten Vaters war er bereits zwei Mal zurückgestellt worden und hatte auch jetzt die allersicherste Aussicht vollständig frei zu kommen. Lustig zog er eines Morgens mit den übrigen Burschen seines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abschied.

Nun aber war von den höhern militärischen Behörden vor Kurzem Unterschleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Bestechung zugänglich, begüterten Bauersöhnen unredliche Untauglichkeitsscheine ausgestellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurden den Untersuchungskommissionen von neuem eingeschärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen: die frühern Gründe der Zurückstellung ließ man nicht mehr gelten, man fand daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, gesunde, junge Schwäger habe, die dem alten Schultheißen mittlerweil schon in der Wirthschaft durchhelfen könnten. Auch stach der schöne schlanke Junge den Offizieren sehr in die Augen: man fand unter dem Meßstock daß er die gehörige Größe habe um

unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war daß er einem Regiment zugewiesen wurde das in der großen Hauptstadt des Staates garnisonirte: binnen Monatsfrist mußte er sich, da seine Zurückstellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt stellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardisten und der Aufenthalt in einer so fernen und so schönen Stadt. Da er doch mit seiner Heirat noch ein Jahr warten sollte und bei guter Aufführung gewiß war mit höchstens zwei Jahren loszukommen, so kehrte er nicht eigentlich misvergnügt zu seiner Braut zurück.

Als aber diese den Zettel an seiner Mütze sah und die Sache vernahm, wurde sie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröstete er sie: sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hause, wo sie allein waren. Dort fiel sie wie verzweifelnd an seine Brust, und wilde, unerschöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich was sie so erschüttere, er hob ihren Kopf auf und sah in ihre Augen: sie waren müde und glanzlos. Ists denn wahr? fragte er — sie antwortete nicht, sie umarmte ihn nur so fest wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch seine Augen flossen, aber mit der innigsten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und sagte: Dann gehören wir ja nun erst recht zusammen; sei munter mein Mädchen, nun heiraten wir in vierzehn Tagen.

Ach, sagte Margret, du willst als Soldat eine Frau haben?

Hab' ich ein Kind, antwortete Nikola, so will ich auch die Mutter dazu haben.

Aber was werden die Leute sagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirate?

Die laß du reden was sie wollen, erwiederte der junge Mann. Besser gegen die Sitte anstoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erst meine Frau bist, so möcht' ich doch Den

sehen der wider des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagt. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere schaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!

Die Papiere! Dieß Wort ist schon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die französische Gesetzgebung, welche am Rheine herrscht, hat mit großem Verstande den Eigensinn der Eltern bei Verheiratung ihrer Kinder beschränkt, indem sie dem Volljährigen nach Erfüllung gewisser Formalitäten das Recht giebt, auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu schließen. Aber auf Einem Punkt schleppt jene Gesetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeschränkung nach: sie rückt, wenn die Eltern todt sind, in deren Rechte die Großeltern ein und fordert, ehe die Trauung gestattet wird, deren Befragung oder ihren Todtenschein. In diesem Falle befand sich Margret.

Beide Eltern waren todt: drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheirateten Tochter in ein kleines hessisches Dorf nachgezogen, dessen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeister eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung sich meldete, daß er wenigstens ein Attest vom Vorstand jenes Dörfchens beibringen müsse, welches darthue daß man dort den Namen der Gestorbenen nicht auffinden könne. Noch an demselben Tage ging der Brief dorthin ab: es verflossen zwei angstvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufschrift auf der Addresse, daß ein Ort dieses Namens in beiden Hessen nicht aufzufinden sei. Augenblicklich machte Nikola sich auf die Reise, sparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer suchte in den nachlässig geschriebenen Sterbelisten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden sie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Register den Namen und den

Todestag der alten Frau auf. Nikola erhielt das Attest und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu seiner Geliebten. Noch war eben Zeit, die gesetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarsches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberfantasien wieder; die raschen Schicksalsschläge, welche sie seit jener Nacht betroffen hatten, die Angst um das Bekanntwerden ihres Zustandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor versicherte: es werde ihr Tod sein, wenn man sie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke besuchte, mußte auch mit Schmerz erklären daß weder der Bürgermeister noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig sei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte rasend zu werden: der Doktor aber zog ihn bei Seite und sagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider, warum Sie so eilig sind, und ich verspreche Ihnen, unserer Kranken auch nach der Genesung zur Seite zu stehen. Jetzt können Sie nichts thun: reisen Sie ruhig ab nnd bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abschiedstag kam: Nikola faßte die heiße Hand seiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei lustig, Nikola, morgen heiraten wir ja. Der Brautkranz ist schon fertig, im Fliederbusch liegt er, weißt Du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Gestern hab' ich auch die Nachtigall gehört, der Bruder sagt: ich wär' närrisch, denn im Herbst schlügen die Nachtigallen nicht. Es ist aber doch wahr, schau, da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, sieh' hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn —

Ihre verzehrenden Augen starrten weitgeöffnet in die leere Luft hinaus. Nikola riß sich in Verzweiflung von ihrem schauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerschrei den sie ihm nachsandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange: nach wenigen Wochen konnte sie schon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreise verborgen, und ihr eignes Unglück entschwand ihrem Bewußtsein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie sie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie sie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbstsonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Mooshüttchen vorscheinen sah — da legte sich auch die Erinnerung wieder wie eine Zentnerlast auf ihr armes Herz. Und als sie nun endlich doch erfahren mußte daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden sei ehe er abreiste, als sie nun ihre Schmach nah und näher herankommen sah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathschläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem bessern Gewissen der Doktor zu Hülfe, als er der Genesenden den letzten Besuch machte: er wollte sein Wort halten das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus dessen Inhalt er längst wußte, und bewog sie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächsten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen schwere Tage über Margret. Zwar sie selbst, als sie mit Gott sich wieder versöhnt wußte und bei dem sonst fremden Manne, dem Doktor, menschliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entschlossenheit wieder: aber sie brauchte sie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die älteren, außer dem Hause verheirateten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüstet, welche die Schwester über die Familie brachte, und wandten sich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngste Bruder war ihr wol gut und blieb es auch, aber er hatte ein schwaches Gemüth und es wurde ihm doch lästig, sie im

Hause zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geschwister glaubten sich völlig berechtigt, bei dieser die Schwester für ihr Vergehen zu bestrafen. Der Vermögensstand fand sich nicht ganz so glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngste Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und suchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Last fiel, möglichst gering anzusetzen. Da die andern Geschwister nicht für sie sprachen, wurde sie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Aussteuer abstach auf die sie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor rieth ihr dringend, Einspruch zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte sie öffentlich vor den Leuten auftreten müssen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte sie sich dem Unrecht, das stets den Unglücklichen verfolgt: aber mit Blutsverwandten, die so unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte sie nicht mehr zu leben, und die Vorstellung war ihr unerträglich daß eine boshafte Hand vielleicht auf derselben Schwelle des Vaterhauses ihr Häcksel streuen könnte, wo einst an jedem ersten Maitag grünes Mailaub für sie geprangt hatte.

An einem frühen, schon kühlen Morgen des Spätherbstes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktschlag der Drescher herklang, schlich sie durch die Gassen des Dorfes, welche sie monatlang vermieden hatte, in den Wald und schlug einen kleinen, rauh ansteigenden Buschpfad ein. Nach dem Marsch einer guten Stunde senkte sich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich: eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn

auch ohne dessen klaren Verstand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr so wohl, als diese, obwol ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und sie gleich zum Essen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo solche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beschlossen worden seien: die drei Dutzend welche ein betrübteres Ende genommen hatten verschwieg sie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit besorgen; dafür sollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigstens das kleine Vermögen als Erbe zu sichern das sie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und versprach ihr daß sie wie ein Kind vom Hause gehalten sein sollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem sie vorher an Nikola einen Brief geschrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war sie unter allen diesen Beschäftigungen nur noch wenig ins Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von sich hören ließ: auf dem Lande ist man ohnehin der Briefe nicht so bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem stillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle stiegen ihr allerlei Gedanken auf, die sie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptstadt angekommen sei, wußte sie durch seine Verwandten, und ein aus dem Dienst entlassener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß von ihm mitgebracht. Damit beruhigte sie ihr Gemüth; nachdem sie die Welt hinter sich gelassen, erwachte statt der Trauer die süße Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke sah sie wieder ihr Geschick an, stark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe sie die Fensterläden schloß, noch einmal ans Licht und sagte tröstlich zur Mutter: Freut euch, Margret, ihr habt einen hübschen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie sein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht abläugnen. Dann aber winkte sie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu sich und zeigte im Antlitz des Kindes verstohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengstlich neigte die Tante ihr Gesicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke denen der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein stilles bekümmertes Einverständniß, die Hebamme nickte ein Ja, die Tante schüttelte traurig das Haupt: dann legten sie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber schrieb voller Mutterseligkeit, mit überströmendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erst, da sie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauschen hatte, sah sie mit brennender Sehnsucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Postamt daselbst mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geschäft in der Küche zugewiesen und schickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief sie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer schlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret sah es nicht: sie saß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erschrecken nicht zu deuten. Er klang ja so freundlich, er sagte ja daß Nikola seine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er schon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwischen den Zeilen gelesen,

und schon die ersten Worte lauteten so daß sie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit die einst Nikolas gleichgültigstes Gespräch durchwehte war in diesem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden daß sie eine Verlassene und ihr Knabe ein Waisenkind sei.

Dießmal weinte sie nicht: sie nahm den Brief schweigend aus der Hand der Tante, ging mit festem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr streckte. Mit ihm warf sie sich vor dem Bilde der Maria nieder, und in lautlosem Gebete that sie Gott und seiner Mutter ein hohes Gelübde, daß sie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich sein wolle. Erst als sie dann den Knaben an ihre Brust legte und er mit den herrlichen blauen Augen seines Vaters zu ihr heraufsah, rannen ihre Thränen über seine Stirn, und sie empfand sein warmes Leben wie ein stillendes Heilkraut das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegsog. Seit diesem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch schrieb sie ihm nicht wieder: aber ihre Geschäfte vollzog sie wie sonst, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hauswesen.

Wie scharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe gelesen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühseligkeiten des ersten Eingewöhnens weggenommen die keinem Rekruten erspart sind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erscheinen und Ansehn machte ihn zum tüchtigsten Soldaten seines Zuges: das viele Geld das er verschwenden konnte überhob ihn mancher Belästigung, und er genoß, obwol er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachsicht der nächsten Vorgesetzten beinah die Freiheit eines solchen. Er fühlte sich stolz in der schmucken, knappen Uniform, in der

er wirklich durch seine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten sich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendsten Städte auf, und die wirklich tüchtigen Kenntnisse die jene Privatschule ihm gegeben hatte führten ihn leicht auch in die Kreise des höhern Geisteslebens ein. Er besuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlassen junge Kaufmannssöhne in seine Bekanntschaft. Diese fanden es bald nicht ungerathen den reichen jungen Landbesitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der berliner Gesellschaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günstigem Urtheil entgegen, man liebt das sorglose leichte Blut seines Stammes, man verzeiht ihm seinen Dialekt und manchmal sogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er sang schön und fertig, er hielt etwas auf sich und besaß auch Empfindung genug um sich rasch in die Bücher hineinzulesen die eben Mode waren: in politischen Gesprächen wie man sie dort liebt gab er sogar durch seine genaue Kenntniß der heimatlichen Sachlage einen erwünschten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach sechs Wochen hatte sich ihm am Wirthstisch wie am Theetisch eine Menge von Kreisen eröffnet die ihn bezauberten und hinrissen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: sonst nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienstes hin, welche doch auch den Kräftigsten ermüdet, und so blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an sie zu schreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adresse gesetzt. Als er dem Kameraden Nikolas ausgehändigt wurde den dieser als Burschen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief rasch abliefern zu müssen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei dessen Frau und Töchtern Nikola diesen

Abend zu Thee und Musik eingeladen war. Nikola saß eben mit der schönen, vornehm blassen Adelaide im lebhaftesten Gespräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wol erkannte er die zitternden Züge der Aufschrift, aber er schämte sich in dieser Gesellschaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, sein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modisch geschnittene Kleid — und wider seinen Willen trat diesem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Gestalt mit dem wirren Blick und verwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette sie gesehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich, sich nicht zu geniren und den Brief gleich zu lesen: er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sprosse seines Blutes ihm geboren sei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er sodann seine Nachbarin zum Clavier, heiter sang er zu ihrer Begleitung ihr rheinisches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den gestorbenen Geliebten sich im Kloster zu Tode trauert — und selbst bis zur Adelaide von Beethoven verstieg er sich. Die wirkliche Adelaide vernahm diese Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eisenbahnakzien spekulirt, kommt es sehr romantisch vor mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheinisches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuspielen. Adelaide war sehr gütig an diesem Abend — Nikola küßte beim Abschied mit Feuer ihre schlanke kühle Hand. Erst als er daheim sich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an diese. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte sich auf die Seite und schlief ein.

Als er erwachte, ging sein erster Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimat. Er war nicht verhärtet: zu seinem Kinde fühlte er einen starken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieser Laune schrieb

er jenen Brief an sie: zu dem Entschluß sie zu verlassen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth sie als seine geliebte Frau anzuerkennen. Diese Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht so herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht wieder schrieb, legte Nikola es sich so aus, als habe nun sie die Schuld des Bruchs; ihr Bild wurde seiner Seele fremd, und wenn es ja sich noch einmal heraufhob, drängte er es höchstens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und seines ganzen hauptstädtischen Treibens überdrüssig. Das Soldatenleben, nachdem er seine Lehrzeit darin durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüstige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmännischen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgespräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaiden aber hatte er nun etwa hundertmal die rheinischen Volkslieder und eben so oft die Adelaide abgesungen und den Thomas Thyrnau durchgesprochen. In diesem Hause lieh er der Unterhaltung seine eigne Wärme; daher war seine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte fast überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigstens in keinem der Kreise, die ihm offen standen, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz sich unglücklich fühlt. Die schweren Steinmassen der prächtigen Stadt im scharfen Stral der heißern nordischen Sommersonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und schon jetzt, am Ende des ersten Jahres, dehnte sich das zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und gestaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu hastig den Kelch der ihm so neuen gesellschaftlichen Genüsse geleert, so versank er jetzt in ein einsames Verzehren seiner Kraft. Liebe war nicht in sein Herz gekommen, und mit seinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter diesen

Umgebungen erwachsenes Weib ihm und sich selber zum Frieden in ein rheinisches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich gestochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte sie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schlesien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, sondern eine städtisch gebildete Gouvernante für seine Töchter heiratete.

Aus dieser Gleichgültigkeit, die Nikolas Jugendmuth langsam untergrub, riß ihn denn im Herbst nach seinem ersten Dienstjahr ein starkes Briefpacket von seinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, sein Vater, war gestorben: ihm fiel ein schuldenfreier großer Landbesitz zu, und seine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Bestellung seines Erbgutes sorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Bescheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er seinen Urlaub, der einer völligen Dienstentlassung gleich stand. Seinen Unteroffizieren und dem modischen Pöbel, mit dem er Anfangs zusammengekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude für sein Geld in Rheinwein sich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er sie selbst nicht zu Hause fand, sehr ruhig eine Abschiedskarte ab, und warf dann die Visitenkarten (selbst diese Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, sammt dem gestickten Täschchen das er irgendwo als Vielliebchen geschenkt bekommen hatte: mit ihm schwamm sein ganzer städtischer Modetraum auf der schwarzen schlammigen Fluth hinunter. Im blauen Kittel setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr seinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerst wiedersah, den grünwogigen stillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felsenthor schritt zwischen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus seiner befreiten Brust ein lauter heller Jubelschrei: so schön hatte er nie sich das Land, so lieb und traut nicht die klang-

volle Sprache der Heimat gedacht. An der Ahr lasen sie Trauben wie damals als er mit zagem Herzen von Hause auszog: Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute sang er sie, unten auf der Straße daherschreitend, aus ganz anderm Herzen mit als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, aus langer Haft entschlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch sein Herz noch nicht: Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hause kam, wurde sein eigner Fehltritt als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunst der herrschenden Meinung. Ihre eigne Familie redete schlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu lassen das man ihr angethan hatte: die Brüder wünschten nicht einmal daß ein so kräftiger und entschlossener Mann wie Nikola ihrer sich annähme, denn sie mußten besorgen daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein sehr böses Spiel bereitet würde. Seit beinah einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr gesehen; daß sie kein Wort von Nikola mehr redete erfuhr er bald, und schloß daraus daß sie die Hoffnung auf endliche Heirat aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauses wie vor Zeiten sehnsüchtig und liebevoll begegnet, hätte er sie im Walde auf einsamem Stege getroffen, wer weiß was jetzt noch geschehen wäre. Aber ihrem Stolze sich aufzudrängen war er selber zu stolz; denn er sah nicht ein, daß sie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So schlug er sich die ganze Sache aus dem Sinne, warf sich in seine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beschloß, in späterer Zeit, wenn der erste Schmerz und Groll ver-

wunden wäre, der Verlassenen Anträge wegen Versorgung des Kindes stellen zu lassen.

So kam der Winter heran: ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief schon an Einer Hand: es war ein blühendes, schönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böse wurde, wenn diese allerhand Bedenken über sein Aufkommen kundgab. Als nun aber der Winter recht auf seiner Höhe stand, als die Mühle in Schnee und Eis begraben und fast unzugänglich war, da schien doch die Tante mit ihren Besorgnissen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter seinen Spielsachen unruhig, schrie heftig und bekam in der Nacht starkes Fieber. Reißend nahm in den nächsten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er schon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte den letzten und einzigen Zweck zu verlieren für den sie ihr Leben noch ertrug: mit unerhörter Anstrengung und Pünktlichkeit schaffte sie Alles herbei was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald stieg die Kälte und schauerliche Trostlosigkeit des Winters: drinnen sank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erschreckend hager und leichenhaft anzusehen, und ohne Bewußtsein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen schien bereits gestorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als sie endlich, stumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anstrengung und Schlaflosigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fensters in den Wintermorgen hinausstarrte, der trostlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof scholl der Huf eines Pferdes: es war der Doktor der jetzt vor Frost zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er setzte sich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn: mit weitem, scharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entscheidung los, sagte er. Margret erbebte. Noch ist nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts eingebüßt seit vorgestern, aber es ist leicht möglich daß das Fieber in der nächsten Nacht stärker wird. Geschieht das, so müssen wir mit einem sehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufschreiben: merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, sondern schlafen heute selbst ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein scharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, so geben Sie die neue Arznei nicht: spüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann rasch zehn Tropfen jede Viertelstunde; ich glaube, daran hängt sein Leben.

Während der Doktor das Rezept aufschrieb, sagte die Tante: Das trifft sich gut, unser Paul fährt heut mit dem zweispännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf: da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor sah vom Papier auf und sagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich sage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, sagte die Alte: er ist treu und gut.

Der Doktor stand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Rezept hin. Zu gleicher Zeit als sein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante versprach in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und fest schlief, legte sich auch Margret aufs Bette. Ein gesunder Schlummer ward ihr zu

Theil, und sie erwachte erst als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Ist Paul zurück? war ihre erste Frage. Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach dir keine Sorge: der kommt sicher.

Die beiden Frauen stärkten sich jetzt mit Speise und Trank. Margret, vom Schlafe wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr schlug acht, draußen wehte pfeifend ein scharfer Nordwind. Die Alte stand auf und sagte: Nun aber begreife ichs doch selber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugestoßen ist? Jetzt müßte und müßte er hier sein, wenn Alles recht stünde. Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören ob sie da noch nichts von ihm wissen. Mit diesen Worten ging sie fort, Margret blieb mit bösen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle ist eben vorbei gekommen, sagte sie. Es ist ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht so hoch daß drei Männer über einander stehen könnten und sähen doch nicht drüber weg. Unser Paul ist bis an die Enge gefahren, da ist ihm der Wagen im Schnee sitzen geblieben: der Michel hat ihn da stecken sehen; der Paul aber muß die Pferde ausgespannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurück geritten sein.

Margret rang die Hände: Also die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufschicken?

Ja, sagte die Tante, wenn er Einen fand. Aber Michel hat erzählt daß sie drunten zu Blankenheim von nichts reden als von den Wölfen. Es ist ein Menschenwolf im Zitterwalde, oder gar viele: gestern Morgen in der Frühe haben sie ein Jüngelchen zerrissen das nach dem Kyllthal in die Schule

ging. Die Dörfer haben sich zusammengethan und wollen nächster Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte diesen Bericht gab, zuckte das Kind in seiner Wiege zusammen und schrie laut auf. Margret sprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß: es war heiß und fieberte schon. Mit heftigem Krampf und Gestöhn wand es sich in ihren Armen: die Krisis trat ein. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die so tröstlich gemeinten Worte des Arztes: Ich sage Ihnen, es hängt viel von dieser Arznei ab, schnitten ihr jetzt wie scharfe Messer durch die Brust. Jede Minute Schlafs, die sie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr sich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch selber heut am Tage gegangen! sprach sie leise, und plötzlich rief sie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie sprang auf und band sich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff sie besorgt bei der Hand und sagte: Mädchen, du bist von Sinnen! Du allein in solcher Nacht durch den Zitterwald? Und du hast ja das Rezept nicht einmal.

Margret stand einen Augenblick überlegend. Doch, sagte sie, das Rezept muß ja in der Apotheke liegen, sonst hat es der Paul noch, und dessen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden sinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad: die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier, und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, sagte jetzt die Alte, darauf darfst du nicht rechnen. Setz' dich wenigstens noch einen Augenblick her zu mir: ich muß dir eine geheime Sache eröffnen.

Margret sah erstaunt ihre Tante an. Sieh, sagte diese, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt gesehen daß du das Kind nicht aufbringen kannst. Leise setzte sie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei diesem Worte ergriff sie die Lampe und ließ deren stärksten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her,

sagte sie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif stark von dem wachs-blassen Krankengesicht abgehoben, von einem Auge zum andern hin.

Margret erstarrte; sie besann sich erst jetzt auf den allgemein herrschenden Aberglauben, daß diese Ader ein Todesbote sei der kein mit ihm behaftetes Kind über die ersten Jahre hinüberkommen lasse. So lange der Knabe gesund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verschwindet, so ist es freilich richtig daß kein gesunder und erwachsener Mensch dasselbe an sich trägt.

Aber nur einen Augenblick siegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, sagte sie, es kann sein daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es diese Nacht stirbt, so stirbt es nicht an der Ader, sondern daran daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr: ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erst spät aufging, schlug eine Decke um Schultern und Brust und band sie, damit die Arme frei blieben, auf dem Rücken zusammen. Dann nahm sie das Kind aus dem Bettchen — ach sie wußte ja nicht ob sie es lebend wiederfand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umschlägen anzufangen versprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiser Schauder sträubte ihr Haar, als sie zuerst in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes sah sie eine große Holzart stehen: die ergriff sie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ sie den Fahrweg durchs Thal, weil sie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und stieg durch den sausenden Forst auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erst schlug ihr Herz hörbar: aber an alles

Grausen gewöhnt sich der Mensch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüsch nicht mehr so eng umschlossen, ebener und breiter hinlief, schritt sie zwar langsam und in schwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgejagt, rieselte leis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam sie ungefähr in der Mitte ihres Weges auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum sich erhob, während die fernen dunkeln Ränder des Forstes ringsum die weiße Ebene einschlossen. Plötzlich stand Margret hier still, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, sah sie eine Spur die schon halb zugeweht war. Gern hätte sie sich überredet daß sie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forst diese Stapfen gezeigt und erklärt. Sie sah es mit Grausen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde gewesen sein, die Wölfe gelaufen: ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl die sich in den undeutlichen Spuren nicht mehr bestimmen ließ nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen sein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war also zu vermuthen daß sie noch in dieser Nacht auf demselben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch diese furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Trost wurde ihr gegönnt als sie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier stieß sie nämlich auf die ganz frischen Spuren eines menschlichen Fußes welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erst vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Bestien nachgegangen sein.

Dieser unbewußte Gruß eines menschlichen Wesens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geist auf. Bald senkte sich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühsamer je tiefer sie kam, weil der Flugschnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte sie durch knietiefe Massen sich Bahn brechen; immer langsamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als sie endlich die bequeme Landstraße erreichte die von Trier an der hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte sie in dem nun ganz nahen Städtchen schon die Mitternachtsstunde schlagen.

Die Apotheke war erreicht: sie klingelte mehrmals an der verschlossenen Thüre, und nach einer Viertelstunde öffnete der Provisor. Das Rezept fand sich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indessen war der Provisor, sobald Margret berichtete warum das Fläschchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Rezept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein, mit ins Laboratorium zu kommen und sich zu wärmen. Als er erfuhr daß sie noch in dieser Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch solche Muttertreue gerührt, ein heißes stärkendes Getränk und drang ihr auch einen Bissen Brot auf, während er seine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein schwarzes Fläschchen, welches sie unter ihr Busentuch steckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszusetzen, weil das ihre Kraft schwäche. Es schlug zu ihrem Schrecken schon Ein Uhr, als sie auf die Axt gestützt von der großen Landstraße wieder in den schmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang gab ihr eine wunderbare Freudigkeit, und die Anstrengung des Körpers milderte ihren Seelenschmerz. Die Laterne war erloschen, aber sie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf sein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte sich gelegt, der Himmel

wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne schauten tröstlich herab. Mit der Einsamkeit der Nacht nun schon vertraut dachte sie an Gefahren nicht, und erst als sie die Hochebene erstieg, fiel ihr plötzlich wieder ein daß sie die furchtbare Stelle der Wolfsspur noch zu überschreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalschlucht vorbei die nach ihrem Heimatdorf sich öffnete: plötzlich vernahm sie hier, obwol von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde: es klang heftiger und wüthiger als das Geheul das diesen Thieren sonst in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit stürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog sie die letzte Höhe hinauf, um so rasch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinweg zu kommen, die sich in glänzendem Licht vor ihr hinstreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Busch in scharfem Umriß erscheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzelstehende Baum mit dem kargen Schatten seiner laublosen Aeste. Margret, nachdem sie am Waldsaum eine Minute Rast gemacht und mit scharfem Blicke sich überzeugt hatte daß der Weg noch sicher sei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu der wol drei Büchsenschüsse von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte sie von neuem nach allen Seiten sorglich um, und — war es Täuschung? Nein, jetzt sah sie links aus dem Walde, noch weit von sich entfernt, einen schwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie sprang in den Schatten des Baumes, stemmte sich, um nicht in die Knie zu sinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten sich die schwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte sie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten, kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif jagten sie genau auf der Fährte zurück die Margret auf ihrem

ersten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz stand still in ihrer Brust, sie hielt den Odem an, als könnte sein leiser Zug sie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle schienen in banger Eile dem sichernden Walde zuzustreben. Jetzt waren sie ganz nahe: Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die alte Wölfin und das eine Junge das sich dicht an sie hielt sausten vorüber, das andre suchte winselnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es stehen, schnuppperte, schwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu sehen was unter dem Baume stecke. Das Mädchen spannte alle ihre Sehnen, krampfte die Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit schleichendem Schritt und hochgehobener spürender Nase unter den Hieb kam, ließ sie mit Riesenstärke die mordende Schneide recht mitten zwischen seine Funkelaugen niedersausen. Der furchtbare Schlag schnitt durch den Kopf, und das Eisen schlug noch auf den gefrornen Boden auf: das Thier aber stieß einen markdurchschneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret streckte sich rasch in die Höhe und hub die Axt von neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die schon nahe am Waldsaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als sie das todte Junge am Boden und sein Blut den Schnee berieseln fand, heulte sie laut auf und wollte Margret anspringen; aber da sah sie in des Mädchens weit aufgerissnes Auge, sah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig sprang sie zurück, aber bald näherte sie sich wieder, langsam Fuß vor Fuß voransetzend, um den Augenblick des Sprunges abzusehen. Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe

kam blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen: die wölfische Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung mit der sie die schwere Axt emporhielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens. Sie gab sich verloren.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunkeln Gebüsch ein Blitz auf — ein Pfeifen zischte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte: beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde. Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Versteck, zog, vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baume zu, um zu sehen was dort die Wölfin festgehalten und ihm so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Gestalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die sie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Busen wogte, ihr Mund war mit festem Trotz zusammengepreßt, und

das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, sah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib gewesen sein in jenen ersten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walstatt ihm nachschritt.

Jetzt aber wandte auch sie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Diesen Anblick ertrug sie nicht: vornüber stürzte sie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erschlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erscheinung zu sehen; jetzt sprang er hinzu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und rieb ihr die Schläfen mit Rum aus seiner Jagdflasche. Sie schlug die Augen auf und sah seine Blicke, besorgt und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz schweben. Aber auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele: sie zog das Arzneifläschchen aus ihrem Busen, drückte es in seine Hand und sagte matt und leise: Nikola, dein Kind drunten in der Mühle will sterben, aber diese Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hierher hab' ich sie ihm geholt: ich kann nicht mehr. Geh um Gottes Barmherzigkeit willen und trage du sie jetzt ins Mühlenthal: mich laß hier.

Nikola umfaßte sie mit nassem Blick und sagte: Ist das wahr, Margret? Diese Nacht hast du überstanden um meines Kindes willen? Nun, so sollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesstunde, wenn ich dich hier verlasse!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug sie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder seinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten sagte sie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte sich auf seinen Arm, und ging anfangs schwer, dann immer flinker der Heimat zu. Nur sprechen konnte sie nicht: je näher sie dem Lager ihres Kindes kam, desto ängstlicher lastete auf ihr die neue Entscheidung über Leben und Tod der sie nun entgegenging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten was ihrer wunderbaren Rettung Ursache

gewesen sei. Er hatte, da auch schon in der vorigen Nacht die Wölfe bei seinem Heimatorte sich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er selbst ging nur mit Einem Gefährten in den Forst, entdeckte jene Wolfsspur und schloß daraus daß die Thiere denselben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun sein Genosse nach der entgegengesetzten Seite der Spur folgte und einen guten Posten zum Schießen aufsuchte, hatte sich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchsenschüsse aus der Nähe seines Dorfes, die ihm anzeigten daß man auch unten die bösen Gäste entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in seinem Versteck gewittert haben: sie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeschlüpft, und erst der Todesschrei des einen ganz in seiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Rasch machte er die paar Schritte durch den Busch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuschicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenosse Nikolas, der noch etwas tiefer in den Forst hinein auf dem Anstand gelegen hatte, und meldete daß die große Wölfin, von Nikolas Schusse wirklich getroffen, nahe bei seinem Posten gestürzt sei. Ihr Junges war allein entwischt.

Mit beflügeltem Fuße stürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, schon sahen sie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum folgen.

Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hättest den Gang nicht nöthig gehabt, sagte sie freundlich, dein Kind lebt und ist glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt: es sind ihm zwischen vorgestern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen: die haben es so mitgenommen. Sieh hier.

Margret schob die Tante bei Seite und sprang durch die Thür ins Gemach. Da saß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt sich, schwach wie er war, aber lustig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen strecken zu können. Das kleine Gesichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader sah man schon nicht mehr.

Jetzt schritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines schweren Frevels schuldig. Er kniete an der Wiege nieder und sah seinem Kinde in das große, schöne, blaue Auge, das ein so treuer Spiegel des seinigen war. Dann lehnte er sein Haupt an die Knie der Mutter und sagte leise: Margret, ich habe gesündigt an dir vor Gottes Angesicht, und wäre dieß keine Glücksstunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufschlagen zu dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz du bist, und weiß, du kannst auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn deines und meines Kindes, und nun frage ich dich: Willst du verzeihen, willst du noch jetzt meine Frau werden in alter, rechter Liebe?

Er wagte nicht sie anzuschauen bei dieser Frage, aber er fühlte ihre heißen Thränen auf sein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knieen: da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in seine Arme. Jauchzend sprang er auf — und inniger als in dem glühendsten Rausch der Leidenschaft, fester als je in den Stunden ihres tiefsten Wehes hielt Margret ihn in ihren Armen umschlossen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeschenkt.

Kunst und Literatur.

Die Kirche zu Ramersdorf.

Von C. Schnaase.

Die Kunst des Mittelalters zählt jetzt auch in Deutschland verdienterweise viele Freunde, aber dennoch ist unser vaterländischer Boden noch immer nicht genug in dieser Beziehung durchforscht. Die Frömmigkeit und der Kunsttrieb jener Jahrhunderte hat so unendlich Vieles hervorgebracht, der falsche Geschmack und die Richtung auf vermeintliche Nützlichkeit haben aber später so viel Schutt und Tünche darüber gehäuft, daß wir noch lange zu thun haben, ehe wir uns rühmen können, die Monumente unserer Väter so vollständig zu kennen, wie etwa die von Italien oder selbst die von Aegypten.

So barg auch das Dörfchen Ramersdorf, obgleich im volkreichen Rheinthale, am Fuße des Siebengebirges, ganz nahe bei der gelehrten Stadt der Rheinprovinz, bei Bonn gelegen, eine bisher unbekannte, höchst interessante Kirche. Wohl wußte man, daß hier eine Kommende des deutschen Ordens bestanden hatte, ihre Gebäude waren aber längst in Privatbesitz übergegangen, und kein stattlich ragender Thurm verrieth, daß zwischen den Wirthschaftsgelassen, welche die Stelle des ehemaligen Schlosses einnehmen, die Kirche versteckt sei. Herr Bau-Inspector von Lassaulx aus Coblenz, der sich schon so viele Verdienste für die Kenntniß der mittelalterlichen Kunst erworben, zog zuerst die Blicke der Alterthumsfreunde auf diese Stelle hin. Ein lithographirtes Blatt, das er vertheilen

ließ, gab in der von ihm erfundenen, äußerst zweckmäßigen Weise eine sehr klare Anschauung des Gebäudes mit allen seinen Details, während sein Aufsatz in Nro. 2 des Kölner Domblatts von 1845 nähere Nachrichten in größerem Kreise verbreitete. Ihn hatte ausschließlich das Architektonische des Monuments interessirt, die Malereien, von denen er nur wenige Spuren wahrnahm, wurden erst später näher geprüft, und nach vorsichtiger Abnahme der Tünche, die sie bedeckte, ziemlich vollständig befunden.

Hierdurch gewinnt die Entdeckung einen seltenen Werth. Wir wissen längst, daß im Mittelalter, besonders im 13. und 14. Jahrhundert, die meisten Kirchen und Kapellen mit farbiger Decoration oder mit Wandmalereien geschmückt waren. Fast immer sind aber die Malereien bis auf wenige Spuren zerstört, und nirgends konnten wir den Zusammenhang und die Anordnung dieser Ausschmückung so vollständig wie hier wahrnehmen. Auch hier sind einzelne Lücken, aber doch so wenige, daß sie die Uebersicht des Ganzen nicht hindern. Leider gehn diese Malereien einem unabwendbaren Untergange entgegen; um so dankenswerther ist daher das Bemühen des Herrn Hohe, academischen Zeichenlehrers in Bonn, der mit aufopfernder Anstrengung die Tünche, welche die Wände deckte, abgenommen, und mit allen Hülfsmitteln, wo es nöthig war von Gerüsten aus, theils Durchzeichnungen, theils kleinere Copien in den Farben der Originale angefertigt hat. Diese, wie die eigene Anschauung jetzt noch lehrt, höchst gelungenen Nachbildungen, bilden von nun an ein Document der Kunstgeschichte und müssen künftig die Originale ersetzen. Durch gütige Erlaubniß ihres Urhebers liegen sie mir vor, und leiten mich bei meinen Bemerkungen. *)

*) Die von Herrn Hohe nach jenen ersten Pausen und Farbenskizzen angefertigten höchst zierlichen Aquarelle sind jetzt im Besitze des berliner Museums. Vgl. das oben bei Erklärung der Bilder in unserem Jahrbuch Gesagte.
(Anm. d Red)

Schon in bloß baulicher Beziehung ist dies kleine Monument sehr eigenthümlich und beachtenswerth. Die Beschreibung, welche Herr v. Lassaulx davon geliefert, gewährt in ihrer meisterhaften Präcision dem Baukundigen eine so vollständige Anschauung, daß es vermessen wäre, mit ihm wetteifern zu wollen; die Andeutungen, welche hier folgen, beabsichtigen nur, einige Eigenthümlichkeiten herauszuheben und die Anordnung der malerischen Ausschmückung verständlich zu machen.

Das Kirchlein ist klein und unscheinbar, in bescheidenem, aber gut bearbeiteten Steine der Umgegend erbaut. Das Aeußere ist höchst schmucklos, nur verziert mit dem Rundbogenfriese unter dem Gesimse, wie er in unsern frühern rheinischen Bauten selten fehlt. Ein Portal war gar nicht vorhanden, sondern nur eine einfache Thür mit glatten Gewänden; die Fenster waren klein, im Langhause in Form eines Vierblattes (d. h. eines Quadrats mit vier angelegten Halbkreisen); in den Chornischen länglich im Halbkreise gedeckt. *) Der unscheinbare Thurm ist kürzlich niedergerissen worden; er stand nicht vorne, sondern am östlichen Ende der Südseite.

Das Innere ist zwar ebenfalls sehr einfach, aber dennoch äußerst zierlich. Das Langhaus hat die Form und Größe eines mäßigen Saales; die Länge bis zum Chore beträgt nur 32 Fuß 8½ Zoll, die Breite drei Viertel der Länge (24 Fuß 6 Zoll), die Höhe wiederum drei Viertel der Breite (in den Seitenschiffen 18 Fuß 6 Zoll, im Mittelschiffe einen Fuß mehr). Es ist in drei Schiffe getheilt, jedes Schiff wieder in drei Abtheilungen, so daß im Ganzen neun Abtheilungen oder Gewölbfelder vorhanden sind. Kreuzschiffe und die Kreuzgestalt im gewöhnlichen Sinne sind mithin nicht vorhanden, wohl aber deuten jene neun Felder ein Kreuz an,

*) Die Fenster der Seitenschiffe und der Seitennischen sind zwar verändert, doch können wir als gewiß annehmen, daß jene dem der Giebelwand, diese dem der Chornische gleich waren. Anm. d. Verf.

das durch fünf Vierecke gebildet ist, und dessen Ecken wieder durch vier gleiche Vierecke ausgefüllt sind. Die Höhe der Gewölbe in allen drei Schiffen kann man als gleich bezeichnen, indem das Mittelschiff nur um ein Geringes höher ist; dieses bildet daher nicht, wie gewöhnlich, oberhalb der Pfeiler eine Wand mit Fenstern (Oberlichtern), und die Beleuchtung kommt nur durch die Fenster der Seitenmauern und der Altarnischen. Die Gewölbe erscheinen als Kreuzgewölbe mit ziemlich stark profilirten Rippen; sie ruhen im Mittelschiffe auf vier sehr schlanken Säulen (ihre Höhe enthält 12 bis 13 Durchmesser ihres Stammes), zwei auf jeder Seite, an den Wänden aber theils auf Pilastern mit kleinen angelegten Rundsäulen, theils auf bloßen Kragsteinen. Auf der Ostseite schließt jedes der drei Schiffe mit einer Altarnische ab; die der Seitenschiffe sind flacher, fast Halbkreise, die Chornische ist bedeutend tiefer, fast einen ganzen Kreis darstellend, der nur auf der dem Langhause zugewendeten Seite geöffnet und mit demselben durch einen Vorraum verbunden ist. Diese auch sonst wohl, aber doch selten, vorkommende Gestalt der Chornische ist hier sehr sinnvoll angewendet, um bei dem geringen Raum der dem ganzen Gebäude zugetheilt war, ohne Verletzung der Verhältnisse eine möglichst große und hellbeleuchtete Stelle für den Dienst der Messe zu erhalten. Diesem einfachen Plane, der an sich wenig Gelegenheit für reichern architektonischern Schmuck darbot, ist durch geschickte Benutzung der Mittel eine anmuthige Mannigfaltigkeit und Abstufung verliehen. Es ist in christlichen Kirchen immer herkömmlich gewesen, daß man den Schmuck des Gebäudes im Innern von der westlichen Seite nach Osten hin steigerte, um dem Chore, als der heiligsten Stelle, die höchste Pracht und Auszeichnung zu geben. Dies ist auch hier, obgleich es an innern Abtheilungen fehlte, geschehen. Die westliche Giebelwand ist fast ganz schmucklos, sie hat weder Pfeiler noch Säulen, die Gewölbe ruhen bloß auf Kragsteinen, das einzige

Fenster in der Form des Vierblattes steigt nicht einmal tief herunter, es dient nur dazu, um in Ermangelung eines Portals das Mittelschiff anzudeuten und gleichsam einen Abglanz des Lichtes vom Hauptaltar zu gewähren. Das Langhaus, mit seinen schlanken Säulen, die dem Lichte freies Spiel gestatten, mit den gegliederten Gewölbdiensten an den Wänden, an jeder Seite mit drei Fenstern, ist schon bedeutsamer, heiterer und zierlicher ausgestattet. Am reichsten ist aber die Ostseite in ihren drei Altarnischen mannigfaltig, in der Chornische durch ihre kreisförmige Erweiterung sehr hell beleuchtet, durch die Rippen ihres strahlenförmigen Gewölbes, durch die Halbsäulen, welche als Dienste der Gewölbe und als Einfassungen der Fenster sich dicht aneinander drängen, reich und zierlich geschmückt. Eine ähnliche Steigerung des Schmuckes wie nach der Tiefe des Gebäudes zeigt sich nach der Höhe zu, von unten nach oben. Das Langhaus bildet nämlich unterhalb des Gewölbes vermittelst einer, freilich nicht körperlichen, sondern nur angedeuteten Gränze zwei Abtheilungen, oder Stockwerke von gleicher Höhe. Die Stämme der vier schlanken Säulen sind nämlich in ihrer mittlern Höhe von einem Ringe umgeben, so daß sie wie zwei übereinander gestellte Säulchen angesehen werden können. In der Höhe dieses Ringes liegen nun auch in den Seitenschiffen die Kragsteine, auf welchen die kleinen Säulen der Wandpfeiler ruhen, und im Chore die Fensterbrüstungen mit den darauf ruhenden Einfassungssäulchen und den daran anschließenden ähnlichen Ringen der Wandsäulen. Alle diese Punkte bilden daher eine gedachte Fläche, welche im ganzen Gebäude den Raum unter den Gewölbeanfängen in zwei gleich hohe Theile durchschneidet*, zu denen das Gewölbe als der dritte erscheint, welcher im Mittelschiffe etwas größere, in den Seitenschiffen und im Chore

*) Auch die jetzt vermauerte alte Eingangsthür in der westlichen Giebelwand schließt sich mit ihrer Höhendimension an jene Abtheilung der Wände an.
Anm. d. Red.

etwas geringere, durchschnittlich also etwa gleiche Höhe hat, wie jene. In diesen drei Abtheilungen finden wir nun wieder eine Steigerung des Reichen und Zierlichen. Die unterste ist als Basament die einfachste; im Langhause hat sie nur die vier Säulen, welche der Ring wie ein sehr schmuckloses Capitäl abgränzt, an den Wänden nur Pilasterstreifen. Die zweite ist durch die Säulchen an jedem Wandpilaster, durch den Capitälschmuck der Mittelsäulen, durch die um die Fenster gruppirten Wandsäulen des Chors bedeutend reicher. Die dritte Abtheilung endlich, die der Gewölbe, ist durch die zahlreichen, kräftig gegliederten Rippen in ihrer mannigfaltigen Durchschneidung bei Weitem die reichste und belebteste. Wir werden nachher sehen, wie diese Steigerung durch die farbige Decoration noch bedeutend anschaulicher wurde.

Will man den Styl des Gebäudes nach der hergebrachten Unterscheidung des romanischen oder ~~gothischen~~ (oder wie man jetzt in Deutschland zu sagen beliebt: ~~germanischen~~) Systems bezeichnen, so gehört er dem ersten an. Alle Details sind noch aus diesem ältern Style entnommen. Die Bogen sind meistens reine Halbkreise, nur an wenigen unscheinbaren Stellen schwach gespitzt. Die Basis der Säulen ist durchweg die attische, nur durch das bekannte Eckblättchen auf ihrem Wulste von der antiken unterschieden; die Capitäle gleichen in ihrer Vasenform und Höhe noch mehr den korinthischen als denen des gothischen Styles. Die Rippen der Gewölbe sind theils als Rundstäbe, theils durch fünf Seiten eines Achtecks profilirt; sie bilden also compacte Massen, und es findet sich keine Spur von jenen tief eingeschnittenen Höhlungen, jenen birnförmigen Stäben, deren Zusammensetzungen dem Profile gothischer Bogen ein so lebendiges und zierliches Ansehn verleiht. In der gothischen Architektur sind die Pfeiler und Strebepfeiler das Wesentliche des Baues, die Wände bloße Füllungen. Hier dagegen sind die Mauern von verhältnißmäßig großer Dicke, die Gewölbe haben gar nicht

vom Boden aufsteigende Stützen, sondern ruhen unmittelbar oder mittelbar auf Kragsteinen, die aus den Wänden hervortreten; die mittleren Säulen sind so leicht gehalten, daß man sie eher vergißt, als daß man sie als den Kern und Träger des Baues ansehen könnte.

In allen technischen Beziehungen, in allen Einzelnheiten gehört daher der Bau noch dem romanischen Style an; sehen wir aber auf den Eindruck, den das Gebäude in seinem Innern hervorbringt, so gleicht er eher dem des gothischen Styls. Die Schwerfälligkeit und Derbheit, welche jenem ältern Style anklebte, die ruhige Festigkeit und Würde, die ernste, feierliche Pracht, welche ihn auszeichneten, sind schon verschwunden. Diese einfachen Wände mit ihren kleinen Halbsäulen, die schlanken Säulen am Mittelschiffe mit dem hellen Lichte, das sie umspielt, die mannigfaltigen Durchsichten, welche sie gewähren, mit den auf jeder Stelle wechselnden und doch so regelmäßigen Combinationen senkrechter und geneigter Linien an Wänden und Gewölben, alles dies giebt uns das Bild einer einfachen und mäßigen, aber völlig entwickelten und harmonischen Anmuth und Zierlichkeit, wie sie dem gothischen Style, besonders in seiner frühern Zeit eigen ist. Diese Anmuth geht in diesem Style besonders daraus hervor, daß die einzelnen Glieder und der ganze Bau gleichsam dem Boden entwachsen, aus einfacher Festigkeit sich nach oben hin zu reichen, heitern und leichten Formen entwickeln, und diese Tendenz hat unsern Baumeister auch augenscheinlich geleitet. Die Formen, welche später herrschend wurden und es erleichterten, diesen Ausdruck zu gewinnen, sind ihm noch unbekannt, in allen Einzelnheiten folgt er dem alten Style; aber durch geschickte Benutzung seiner Mittel weiß er die obern Theile leichter und mannigfaltiger zu machen, und so dieselbe Wirkung zu erreichen. Der gothische Bau vermied die schweren horizontalen Linien, welche, aus der antiken Architektur herrührend, die romanischen Gebäude noch wie eiserne Bänder,

wie mächtiger Zwang fremder Satzung umgaben und zusammenhielten; er bewirkte dies, indem er das Ganze behandelte, als ob es nur aus senkrechten Gliedern bestehe. Dieses Auskunftmittel kannte unser Meister nicht; den Zweck erreichte er dennoch. Er wich von dem Herkommen, die Seitenschiffe niedriger zu halten als das Mittelschiff, ab, vermied also die wichtigste horizontale Linie, welche auch dem gothischen Bau blieb, und gab den Säulen, welche die Schiffe scheiden, eine ungewöhnliche Leichtigkeit. Dabei bewahrte er aber alle Vortheile einer solchen horizontalen Durchschneidung, indem er zwei Stockwerke durch die Uebereinstimmung einzelner Punkte in derselben Höhe andeutete. Eine fortlaufende Linie würde hier, wo keine technische Nothwendigkeit sie hervorrief, willkürlich und schwerfällig erschienen sein; jene leichte Andeutung durch wiederkehrende Punkte spricht uns an, wie die unwillkürliche Aeußerung eines innern Gesetzes, nach welchem der kernhafte Stamm sich oben freier entwickelt, und das dann in der noch reichern Schwingung des Gewölbes seinen Abschluß erhält. Wir finden also eine durchaus harmonische Entfaltung in allen Richtungen, sowohl horizontal wie vertikal.

Ueber den Zeitpunkt des Baues haben wir keine urkundlichen Nachrichten; aus der Vergleichung der Details mit andern, namentlich rheinischen Bauten können wir mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß er ungefähr um das Jahr 1200 entstanden sei, wie dies Herr v. Lassaulx schon angenommen hat. Er fällt also in die Zeit kurz vor dem Erscheinen des eigentlichen gothischen Styls, etwa dreißig bis vierzig Jahre früher, und giebt ein sehr merkwürdiges Beispiel, in welchem Grade und mit welcher Entschiedenheit der Geist dieses Styles sich regte, ehe er die ihm angemessensten Formen gefunden hatte. Die leicht gegliederten Pfeiler und Profile, der Spitzbogen, die durchbrochene Steinarbeit der Fenster, die äußern Streben u. s. f., alle diese Formen, welche, als sie herrschend geworden, den Ausdruck unvermeidlich hervorbrach-

ten, welchen der Geschmack der Zeit forderte, waren unserm Meister noch fremd, aber der Geist belebte ihn schon, und er wußte ohne sie ähnliche Erfolge zu erlangen.

Auffallend ist die Anwendung gleichhoher Schiffe. Die romanische Architektur hielt fast überall den Typus der Basilika auch darin fest, daß die Wand des Hauptschiffes mit ihren Fenstern über die Seitenschiffe hinausragte. Der reiche gothische Styl behielt dies bei, und wußte es sehr glücklich zu benutzen. Durch seine unumschränkte Herrschaft unterdrückte er alle Abweichungen in dieser Beziehung, die in einzelnen Gegenden aufgekommen waren, so auch die gleiche Höhe der Kirchenschiffe. Im südlichen und westlichen Frankreich war diese Form früher sehr beliebt gewesen, nach dem Eindringen des gothischen Styls verschwand sie fast ganz. Nur Deutschland macht hierin eine Ausnahme. An vorgothischen Bauten kommt hier die gleiche Höhe der Schiffe höchst selten vor; die Bartholomäus-Capelle und der Dom in Paderborn, die Ludgerikirche in Münster und endlich unsere Capelle sind wohl die einzigen Beispiele, während die gothischen Bauten theils schon im dreizehnten, besonders im vierzehnten Jahrhundert überaus häufig in dieser Weise gebaut sind. Es ist merkwürdig, daß diese Form, welche in Frankreich dem gothischen Style wich, hier mit einem diesem Style verwandten Bestreben in Verbindung steht. Nicht sehr lange nach dem Ramersdorfer Bau (1235) finden wir sie an einem Gebäude des entschiedenen gothischen Styls und zwar an einem sehr bedeutenden und vollendeten, an der Elisabethkirche zu Marburg. Dieses ausgezeichnete Werk, offenbar aus einer selbstständigen Erfindung hervorgegangen, fand vielfache Nachahmung, und über einen großen Theil Deutschlands, namentlich über den ganzen Norden und Osten, verbreitete sich beides zugleich und verbunden, der gothische Styl und die gleiche Höhe der Schiffe. Es bildete dies eine eigene Gattung dieses Styls, welche ausschließlich Deutschland angehört, und sich

später auch über die südlichen und westlichen Gegenden ausbreitete. In der That ist diese Gattung zwar weniger für reichen Schmuck und das bunte Formenspiel geeignet; aber sie hat in technischer Beziehung und für den Gebrauch große Vorzüge, und verdient die Vorliebe wohl, zu welcher Herr v. Lassaulx sich als praktischer Meister bekennt.

Bemerkenswerth ist nun, daß, wie unsere kleine Capelle, so auch die große Marburger Kirche eine Stiftung des deutschen Ordens ist, und daß dasselbe System der drei hohen Schiffe nirgends so regelmäßig und in solcher Vollendung angewendet wurde, als in dem eigenthümlichen Gebiete dieses Ordens, in Preußen. Wir dürfen daher wohl an eine fortlaufende Tradition innerhalb dieses consequent regierten Ordens glauben, durch welche diese Form als eine zweckmäßige für jenen neuen Geschmack festgehalten und ausgearbeitet wurde. Das Beispiel des Ordens mußte bei der weiten Verbreitung seiner Besitzungen von großem Einflusse sein, um dieser aus technischen und geistigen Gründen den Deutschen wohl zusagenden Bauweise*) allgemeinen Eingang zu verschaffen, und wir können also vielleicht unser kleines Kirchlein als das erste uns bekannte Glied in der Kette einer mächtigen Tradition betrachten.

Ob diese Vermuthung sich bestätigen wird, mag dahin gestellt bleiben; nähere Nachforschungen und Vergleichungen auf den ehemaligen Besitzungen des Ordens geben vielleicht den Beweis oder die Widerlegung. Was aber durch sich selbst spricht, ist die Anmuth und Frische unsres kleinen Monuments, das deutliche Zeichen eines jugendlichen Strebens und einer neuen Begeisterung. Wenn die Kunst auf der Höhe ihrer Entwickelung angelangt ist und alle Formen völlig ausgebildet sind, dann kränkelt sie leicht an materieller Fülle und pedantischer Genauigkeit. Das Körperliche ist vorherrschend der Geist nicht mehr fühlbar. Auf ihren frühern Stufen,

*) Niederländische Briefe S. 167 ff.

dagegen ist der Künstler ganz von seiner geistigen Aufgabe erfüllt, er will viel, er will alles geben, was er empfindet, er mäkelt daher nicht an den Formen, verlangt nicht Vollkommenheit der Ausführung, sondern begnügt sich, wenn er verstanden wird. Und gerade dadurch erreicht er mehr, als jener kritische und geübtere Meister. Es ist eins der öffentlichen Geheimnisse, die leicht verloren gehen und leicht mißverstanden werden, daß in der Kunst nur das Angedeutete wirkt, nicht das Ausgesprochene. Der Geist, welcher die körperliche Erscheinung hervorruft, darf sich nicht in ihr erschöpfen, er muß einen Ueberschuß behalten, darüber schweben, wie der Ausdruck der persönlichen Seele über dem Körper. Der wahre Künstler sucht nicht Befriedigung in seinem Werke, sondern im Mitgefühle Andrer. Daher kommt es, daß einfache Werke mehr wirken, als die, bei denen alle Quellen des Reichthums geöffnet waren, und daß eine Kunstrichtung in ihrer ersten Entwicklung, wo ihre Mittel noch wenig ausgebildet sind, mehr gewährt, als auf dem Höhepunkt ihrer Blüthe.

In einer solchen Zeit ist man um so geneigter, sich keine Andeutung zu versagen, das, was man in der einen Weise nicht ausdrücken kann, in andrer zu versuchen. Die Künste sondern sich noch nicht, und Architektur und Sculptur nehmen gern die Farbe zu Hülfe. Daher finden wir im Mittelalter, wie in der ältern griechischen Kunst, die Polychromie, die Vielfarbigkeit der Gebäude und der plastischen Gebilde. Einer productiven Zeit kann es nicht einfallen, die baulichen Formen durch einfarbigen Anstrich abzutödten; die Farbe muß vielmehr dazu beitragen, die Bedeutung der einzelnen Glieder auszudrücken. So finden wir es auch hier, und unsere Kirche ist bei der Seltenheit so vollständig erhaltener Decoration ein unschätzbares Beispiel dieses Verfahrens. Auch ohne die Beihülfe farbiger Zeichnungen kann ich hoffen, einige interessante Eigenthümlichkeiten desselben anschaulich zu machen.

Die Ornamentation findet sich nur an den architektonisch bedeutenden Gliedern, nicht auf den Flächen der Wände und des Gewölbes; diese sind vielmehr, wie wir nachher sehen werden, für malerische Compositionen und Figuren benutzt. An diesen Gliedern ist sie nun nach verschiedenen Rücksichten wechselnd. Die Säulenstämme, und zwar sowol die freistehenden wie die angelegten, sind sämmtlich marmorirt, und zwar in schwarz, grau oder roth; offenbar um den Schmuck prachtvollen Gesteins zu ersetzen. Jeder Stamm ist von einer Farbe, wie aus einem Stücke, benachbarte oder correspondirende Säulen aber von verschiedener, so daß das Ungleiche gepaart ist. So ist von den drei Halbsäulen an den Wandpfeilern gewöhnlich jeder eine andere Farbe zugetheilt, an den Chorfenstern steht auf einer Seite eine roth-, auf der andern eine schwarzmarmorirte Säule, und von den vier Mittelsäulen ist zur Rechten die erste roth, die zweite schwarz, während es sich bei denen zur Linken umgekehrt verhält. Auch hier, wie so oft im Mittelalter, ist also der Begriff der Symmetrie nicht als vollkommene Gleichheit, sondern als Gleichstellung des Aehnlichen aber Ungleichen gefaßt.

Capitäl und Basis haben meistens mehrere Farben, und zwar so, daß die vorragenden Theile, Wulst und Rundstab oder Deckplatte, hell, die Kehle oder die Kelchform aber dunkel gehalten sind; offenbar um den Begriff der Vertiefung zu verstärken. Die Capitäle sind stets mit Blattwerk geschmückt. An den Capitälen der Mittelsäulen und der ihnen entsprechenden Halbsäulchen an den Ecken des Chors ist dies plastisch ausgeführt, und zwar in der Gestalt von länglichen, theils dickern, theils dünnern Blättern; die Farbe schloß sich daher hier an die Form an. An den Wänden dagegen waren die Kelche der Capitäle glatt und nur mit gelben Blättern auf schwarzem Grunde bemalt; wahrscheinlich nur, um sie in Vergleich mit den Capitälen des Mittelschiffs einfacher zu halten. Diese sind nämlich sehr bunt; der untere Rundstab

grün oder blau, die Blätter gelb, orange oder blau in regelmäßigem Wechsel, der Grund des Kelches roth. Eine Erinnerung an natürliche Blätter ist auch in der Farbe nicht zu erkennen, ausgenommen etwa an den Capitälen der Eckpfeiler des Chors, wo die umgeschlagene Seite der Blätter dunkler ist wie die äußere, und zuweilen grün.

Einige Aufmerksamkeit verdient die Ornamentation der durch einen Ring auf halber Höhe des Stammes getheilten Säulen, die bekanntlich auch sonst oft, namentlich in unsern rheinischen Kirchen, vorkommen. Man könnte glauben, daß man sich diesen Ring wie eine Verstärkung des übermäßig schlanken und daher scheinbar gebrechlichen Stammes vorgestellt habe. Die Farben belehren uns, daß es nicht so war, und daß man vielmehr an zwei übereinandergestellte Säulchen dachte. Denn zuweilen ist die Stammeshälfte über dem Ring heller, die untere dunkler marmorirt, und der Ring ist auf seinem untern Theile mit Blättern bemalt, wie die Capitäle der Wandsäulchen, so daß er als die Verbindung des Capitäls der obern und der Basis der untern Säule erscheint.

Sehr bemerkenswerth ist die Ornamentation der Rippen des Gewölbes, und namentlich die charakteristische Verschiedenheit der Quer- und Längenrippen von den Diagonalrippen. Wie oben erwähnt, sind sie schon abweichend profilirt, jene durch fünf Seiten des Achtecks, diese als runde Zweidrittelstäbe. Die farbige Decoration hebt diese Unterscheidung noch mehr heraus. Die Quer- und Längenrippen sind nämlich nur leicht marmorirt, blau und roth wechselnd, etwa wie zwei verschiedene Steine. Sie sind durchweg gleich und bilden daher ein Netz, welches die ganze Gewölbfläche einrahmt und abtheilt. Die Diagonalrippen sind dagegen mit mehrern andern, mehr gezeichneten Mustern verziert, jedoch so, daß die sich durchschneidenden Rippen jedes einzelnen Feldes dasselbe Muster haben. Diese Muster sind in den symmetrischen Feldern der Seitenschiffe, welche sich an ein und dasselbe Feld des Mittel-

schiffes anschließen, gleich, übrigens aber durchweg verschieden, so jedoch, daß die Muster im Mittelschiffe unter sich, und die in den Seitenschiffen unter sich in Zeichnung und Farbe einander ähnlich sind. Die letzten nämlich enthalten bloß zwei Farben, gelb und roth, die ersten drei, gelb, roth und blau; bei jenen besteht das Muster in dem einfachen Wechsel der beiden Farben in Gestalt von Bändern oder Schuppen, bei diesen ist die Zeichnung künstlicher, mit mannigfaltigern Schuppen oder mit wechselnden rautenförmigen Feldern, und stets verziert mit einer Lilie, ähnlich der im französischen Wappen. Beiderlei Muster enthalten etwas von dem Formgedanken der Rippen, aber so, daß die der Seitenschiffe nur den Rundstab, die des Mittelschiffs das Durchkreuzen, jene das Einfache, diese die Verbindung versinnlichen. Wenn meine Beschreibung ausreicht, um sich das Ganze dieser Decoration klar vorzustellen, so wird man bemerken, wie sehr sie die architektonische Bedeutung des Gewölbes heraushebt und belebt. Zunächst geht daraus die Einheit jedes der drei Schiffe hervor, indem, wenn man sie der Länge nach übersieht, die gleichen Farben und die Aehnlichkeit der Muster den innern Zusammenhang anschaulich machen. Dann aber hebt die reichere Decoration des Mittelschiffes die größere Bedeutung desselben, die einfachere und symmetrisch gleiche Färbung der Seitenschiffe ihre untergeordnete Stellung und ihre Beziehung auf jenes hervor. Endlich ist dadurch, daß niemals zwei Felder mit ganz gleicher Zeichnung an einander stoßen, deutlich ausgesprochen, daß jedes Gewölbfeld ein selbstständiges und charakteristisches Ganze bildet, das von den Quer- und Längenrippen mit ihrer stets gleichen und bedeutungslosen Decoration begränzt und dem Ganzen angereiht wird.

Man glaube nicht, daß dieser Farbenwechsel der architektonischen Glieder, wie ich ihn beschrieben habe, auch wenn wir ihn unverblichen sähen, uns als unangenehm bunt auffallen würde. In der That waren starke Farben nur an kleinern Theilen z. B. den Capitälen, an allen größern mehr milde

und heitere als grelle Töne angebracht. Dazu kam aber, daß die Farbe nicht bedeutungslos war, daß sie überall etwas auszudrücken hatte, und daß das ganze Gebäude farbig ausgestattet war, und also viele Uebergänge bot. Das Vielfarbige hört auf bunt zu sein, wenn es nicht mit dem Farblosen contrastirt. Man hat an der ~~alten Schloßkapelle~~ in Paris ~~(la~~ sainte chapelle~~)~~ die Restauration der überall noch aufgefundenen alten Farben vorgenommen, und sie glänzen dort jetzt in voller Frische. Da sie ein Gebäude des völlig entwickelten gothischen Styles ist, so hat sie im Innern keine Wände, sondern nur die in sehr kräftigen Farben decorirten Pfeiler und Dienste, und dazwischen die hohen mit Glasgemälden gefüllten Fenster. Es bleibt hier keine farblose, keine breitere einfarbige Stelle; allein dennoch erscheint sie keinesweges bunt oder unruhig, sondern mehr wie ein vielseitig geschliffener Edelstein, der in dunkler Strahlenpracht feierlich leuchtet. In unserm Gebäude, das nur kleine zu Glasgemälden nicht geeignete Fenster, dagegen aber noch große Wandflächen hatte, mußten schon aus dieser Rücksicht auch diese eine farbige Ausschmückung erhalten.

Bloße Arabesken waren dabei nicht rathsam, weil sie der Bedeutsamkeit der Verzierungen an den baulichen Gliedern nachtheilig gewesen wären, sie mußten daher mit Figuren ausgestattet werden, bei deren weiterer Anordnung dann wieder architektonische Rücksichten mit kirchlichen und malerischen zusammentrafen. An den Wänden des Langhauses finden sich nämlich nur statuarisch gehaltene Heiligenbilder, welche einzeln auf blauem Grunde unter einem Spitzbogen, gleichsam wie Standbilder in Nischen, sich an einander reihen. Sie sind theils weiblich, theils männlich, ohne ersichtliche Regel für ihre Auswahl. Mit Ausnahme einer Figur, des großen Christophorus, reichen sie nicht bis auf den Boden, sondern stehn auf einer Linie, welche noch etwas höher liegt, als die Scheidelinie der beiden Stockwerke.

Bedeutsamer sind die Compositionen in den Altarnischen und am Gewölbe des Langhauses. Sie gruppiren sich nach sehr deutlicher Regel. Im Mittelschiffe sind nämlich die vier Dreiecke jedes Kreuzgewölbes mit Compositionen gefüllt, die als abgesonderte Theile eines Ganzen untereinander zusammenhängen. In den Seitenschiffen dagegen ist nur eines der vier Gewölbdreiecke bemalt, und zwar das, dessen Grundlinie nach dem Chore gewendet ist. Jede Abtheilung des Langhauses präsentirte sich daher wie ein großes Flügelbild, das Mittelgewölbe als das, architektonisch abgetheilte Hauptgemälde, die vereinzelten Malereien in den Seitenschiffen als Flügel. Zwei solcher Flügelbilder sind ganz oder doch so weit erhalten, daß uns nichts darauf dunkel bleibt. Das erste (die westlichste Abtheilung) zeigt das jüngste Gericht. In der Gewölbkappe, deren Grundlage auf der Altarseite liegt und die deshalb als der oberste Theil des Bildes erscheint, sehn wir Christus als Weltenrichter auf einem Throne sitzend; mächtiger Haarwuchs umwallt sein Haupt, seine beiden Hände sind aufgehoben, und zeigen die innere Fläche ohne Wundmaale, aus seinem Munde geht nach beiden Seiten ein zweischneidiges Schwert hervor. Die Vision der Apokalypse spricht zwar nur von einem zweischneidigen Schwerte, hier sind es zwei, ohne Zweifel hauptsächlich aus symmetrischer Rücksicht, wie man später ein Schwert und eine Lilie anbrachte. Seitwärts bekleidete Engel mit den Marterwerkzeugen, in den Ecken aber in kleinerer Dimension Maria und Johannes flehend zu Boden geworfen. In dem gegenüberliegenden, also an die Giebelwand anstoßenden Dreieck fliegen auf feurigen Wolken Engel mit mächtigen Posaunen. Die Gestalten am Boden sind unkenntlich geworden, ohne Zweifel war die Auferweckung der Todten dargestellt. Auf den beiden Stichkappen folgen die Auferstandenen dem Urtheilsspruche, zur Rechten des Herrn öffnet ein Engel den Gerechten die Pforte des Himmels, zur Linken weist ein anderer Engel die Verdammten mit geschwun-

genem Schwerte zurück, ein Teufel ergreift sie. Bemerkenswerth ist, daß die Auserwählten außer einem Bischofe und einigen Kindern nur aus Landleuten und Handwerkern bestehen, wie ihre Werkzeuge andeuten, während die Verdammten zierliche Damen und gekrönte Häupter, Ritter und Nonnen sind. Es ist überraschend, hier einem so demokratischen, wie man jetzt sagen würde, communistischen Gedanken zu begegnen. Von den beiden Flügelbildern in den Seitenschiffen enthält das eine den Fürsten der Hölle in ziemlich kolossaler Gestalt, mit gewaltigen, feuerrothen Fledermausflügeln, Hörnern und furchtbarem Antlitz, an ihm mehrere Verdammte. Dem einen, dessen röthliches Haar er mit der Klaue gefaßt hat (vielleicht Judas), nagt eine große Kröte am Herzen. In den beiden Ecken zerfleischen Teufel andere Sünder. Das Ganze ist schreckend, aber nicht ohne Würde, man würde sagen im Geiste Dantes, wenn dessen Gedicht dem Maler bekannt gewesen sein könnte. Auf der andern Seite sehn wir noch einmal den Heiland, durch den Heiligenschein mit dem Kreuze unzweifelhaft bezeichnet; er ist bekleidet, sitzend und hält mit beiden Händen auf seinem Schooße ein Tuch, aus welchem zwölf Köpfe hervorsehen, ohne Zweifel die Seligen im Schooße des Herrn. Gewöhnlich finden wir auf den Bildwerken des Mittelalters die Seligen in dieser Weise in Abrahams Schooße, dem biblischen Ausdrucke gemäß, dargestellt. Da Abraham symbolisch auf Christus gedeutet wurde, so hat der Maler sich hier eine Uebersetzung des Textes erlaubt.

Die zweite Gewölbeabtheilung giebt die Krönung der Jungfrau; die Haupthandlung selbst auf der Altarseite, in dem gegenüberliegenden Felde der Erzengel Michael den Drachen erlegend, auf beiden Stichkappen musicirende Engel. Ich bin hier jeder Beschreibung überhoben, da eine kleine Abbildung als Probe des Styls diesem Aufsatze beigefügt ist. Die Nebenbilder in den Seitenschiffen enthalten jedes nur eine einzelne weibliche Heilige, das eine die heilige Katharina von

Alexandrien, das andere, zufolge der Inschrift, die heilige „Elaizbeth“, ohne Zweifel die dem deutschen Orden nahe stehende Elisabeth von Hessen.

In dem dritten Felde ist das Gewölbe des Mittelschiffs nur mit Sternen bedeckt, in den Seitenschiffen finden sich dagegen, und zwar ganz auf derselben Stelle wie in den beiden ersten Feldern, Gemälde; auf der einen Seite die Auferstehung, auf der andern die Himmelfahrt Christi. Auf jener sitzt Christus bloß mit einem Mantel bekleidet, auf einem Grabsteine, die Rechte segnend, in der Linken die Kreuzesfahne (und zwar schwarz auf weißem Grunde, wie im Wappen des deutschen Ordens), neben ihm Engel, auf beiden Seiten die betenden heiligen Frauen. Auf der Himmelfahrt ist Christi Haupt schon in Wolken verborgen, auf dem Berge unter ihm sieht man die Spuren seiner Füße, als verständliche Andeutung, daß er die Erde erst eben verläßt, neben dem Berge Maria und die Apostel in schwebender Haltung.

Daß in dem mittlern Gewölbe, mithin zwischen der Krönung, Himmelfahrt und Auferstehung, an der Stelle des ohne Zweifel aus einer spätern Restauration herrührenden Sternenfeldes ebenfalls eine historische Composition sich befand, unterliegt keinem Zweifel.

Auch die Malereien in den drei Chornischen sind leider sehr unvollständig erhalten. Die beiden Seitenchöre haben nämlich im 14. Jahrhundert zwei große spitzbogige Fenster erhalten, wobei die frühern Malereien zerstört und durch neue ersetzt wurden. Die gegenwärtigen unterscheiden sich nicht nur im Style von denen des Langhauses, sondern sie sind auch auf einem andern, weniger sorgfältig bereiteten Mauerbewurf gemalt, der sich an einigen Stellen der Kirche auch über dem bessern Stück, und sogar über darauf gemalten Ornamenten gefunden hat, und mithin jünger sein muß als jener. Indessen hat man die alten Gegenstände oder doch den Zusammenhang mit dem Bildercyclus im Langhause bewahrt.

Die Wände dieser Capellen enthalten nämlich nicht bloß wie im Langhause statuarische Heiligenbilder, sondern unterhalb derselben noch historische Darstellungen, und zwar in der Nische links vom Chore die Kreuzigung und die mater dolorosa mit dem Leichname auf dem Schooße, in der rechten die Kreuzabnahme und die Grablegung. Sie stehn also in deutlicher Verbindung mit der Auferstehung und Himmelfahrt an den benachbarten Gewölben.

Die große Chornische hatte neben ihren drei Fenstern auf jeder Seite nur ein Wandfeld mit Malereien, und ebenso bildete jede Seite der Vorhalle eines, deren Einfassung noch zu erkennen war, obgleich die Malereien sehr verblichen. Herr Hohe glaubt auf einer Seite der Vorhalle an schwachen Umrissen die Geburt des Heilands erkannt zu haben; deutlicher sah man auf einer der erwähnten innern Abtheilungen zwei Frauen nebeneinander, ohne Zweifel die Visitation. Höchst wahrscheinlich ist es, daß diesen beiden Darstellungen ihre gewöhnlichen Gegenbilder, der Geburt die Anbetung der Könige, der Visitation die Verkündigung, gegenüber gestellt waren. Bekanntlich rechnete man diese vier Momente der heiligen Geschichte zu den Freuden der Maria, zu denen man dann gewöhnlich (um die beliebte und heilig gehaltene Zahl sieben zu erlangen) die Auferstehung, die Ausgießung des heiligen Geistes und endlich die Krönung hinzu rechnete. Zwei dieser Momente, die Auferstehung und Krönung, finden wir wirklich an den Gewölben, und die Himmelfahrt ist, wie ihre symmetrische Stelle zeigt, der Auferstehung gleichgestellt, und tritt mithin offenbar an die Stelle der Ausgießung. Eine Aenderung, welche nicht auffallen kann, da das Mittelalter ein Herkommen wie dieses niemals so pedantisch festhielt, um nicht unter Umständen Abweichungen davon zu gestatten.

Sehr ungewöhnlich sind die Malereien an dem Kuppelgewölbe der Chornische. Hier sieht man nämlich in der Mitte

über dem Altare die Umrisse einer aufrecht stehenden, bekleideten, männlichen Gestalt mit dem Heiligenscheine. Daneben befinden sich auf jeder Seite zwei, zusammen also vier, geflügelte Thiere, und zwar jedes in einem besondern Gewölbfelde von derselben Größe, wie das mit der heiligen Gestalt. Von denselben stellt eins sehr deutlich einen weißen Bären dar, ein zweites eine mächtige Schlange, das dritte einen Stier (man erkennt die Hörner, und die dabei befindliche Inschrift scheint die Worte: signum bovis zu enthalten), das vierte ist unkenntlich. In einem sechsten, vor jenen fünf schmalen Gewölbfeldern sich ausbreitenden rautenförmigen Felde sieht man in der Mitte wieder eine bekleidete, männliche Gestalt, anscheinend dieselbe, hier jedoch von einem Kreise umgeben, in den Ecken geflügelte Wesen, deren Körper nicht mehr zu erkennen ist. Die ganze Darstellung ist, wie gesagt, sehr ungewöhnlich und dunkel. Jene Thiere können nicht als Symbole der Laster oder des Bösen, nicht als Sternbilder, auch nicht als bloße Spiele der Phantasie angesehen werden; die bedeutungsvolle Stelle, welche sie einnehmen, gestattet dies nicht. Ich vermuthe, daß die Schöpfung dargestellt sein soll. Jene menschliche Gestalt scheint, besonders auch wegen des die ganze Figur umgebenden kreisförmigen Nimbus, die Gestalt Gottes zu sein. Die vier großen Thiere möchten dann vielleicht die vier Elemente repräsentiren, und zwar der Eisbär das Wasser, die Schlange als Salamander das Feuer, der Stier die Erde, und das vierte, unkenntliche Thier, muthmaßlich ein Vogel, die Luft. Die Richtigkeit dieser Deutung kann ich freilich nicht verbürgen, und werde besserer Einsicht gern weichen. Sie würde aber die Verbindung dieser mystischen Gestalten mit den heiligen Scenen aus der Geschichte der Menschwerdung des Heilandes begreiflich machen, indem dadurch im Chore, also an der bedeutungsvollsten Stelle des Gebäudes, die erste Schöpfung und die zweite, die Natur und die Erlösung in Parallele gesetzt wäre.

Leichter ist es, die fehlenden Darstellungen des Gewölbefeldes vor dem Chore zu errathen. Da es von der Krönung der Jungfrau, der Auferstehung und der Himmelfahrt umgeben war, so mußte es sich an diese Gegenstände anreihen, und eine Scene geben, welche in ihrer Bedeutung die Auferstehung und Himmelfahrt noch überragte, und der Krönung gleichstand. Wahrscheinlich sah man hier also die höchste Glorie des Himmels, den Auferstandenen zur Rechten Gottes sitzend, oder die Trinität, von Engeln umgeben und gefeiert. Bedeuteten die Gestalten im Chorgewölbe die Schöpfung, so schloß sich auch an diese eine solche Darstellung sehr wohl an.

Jedenfalls, auch wenn wir die Deutung jener Thiergestalten und die Ergänzung dieser Lücke dahin gestellt sein lassen, ist der Gedanke, welcher durch die übrigen Bildwerke ausgedrückt wurde, verständlich. Sie geben einen Auszug der heiligen Geschichte in mehreren Abschnitten. Er begann, wenn nicht oben mit der Schöpfung, so unten in der Umgebung des Altars mit den vier freudenreichen Ereignissen von der Verkündigung bis zur Anbetung der Könige, also mit der Fleischwerdung des göttlichen Wortes. Von da schreitet unsere Bilderbibel weiter fort, indem sie, minder thatkräftige Jahre überspringend, sofort die andere Seite des Heilswerkes, den Opfertod Christi, darstellt. Als Gegenstände des Schmerzes sind diese Scenen in die Seitenchöre verwiesen, der Gang zum Altare ist dem Freudenreichen vorbehalten. Das Leiden ist aber nur die Vorbereitung zu höhern Freuden, und so gelangt der Heiland aus der Bestattung zur Auferstehung, aus dem Tode zur Himmelfahrt, vermittelst beider zum höchsten Himmel. Maria ist das Vorbild der Kirche; die ganze Heilsgeschichte enthält nur ihre Freuden und ihre Leiden. Ihre Krönung ist die höchste ihrer Freuden und der Mittelpunkt des Erlösungswerks; sie ist auch hier die Mitte des Ganzen. Dann endlich folgt die Vollendung, die Wiederkunft des Herrn. Der andächtige Besucher des Altars, wenn er befriedigt zu-

rückkehrt, wird zuletzt auf das Ende der Dinge, auf Lohn und Strafe angewiesen. Dies war ein ziemlich festes Herkommen, sehr häufig finden wir das jüngste Gericht auf der westlichen Wand dargestellt; mit dieser ernsten Scene schließt daher auch hier das Epos der Heilsgeschichte in seinem gedrängten Auszuge. Indem wir es noch ein Mal überblicken, sehen wir, daß auch die Heiligengestalten an den Wänden noch eine symbolische Bedeutung haben. Denn wenn jene Malereien am Gewölbe die verklärte Kirche darstellen, so wird durch die Gestalten der Heiligen die irdische Kirche angedeutet, deren Träger sie sind, gleich wie das Gewölbe auf den Mauern ruht.

Wir haben hier ein Beispiel von einer der schönsten Eigenthümlichkeiten der mittelalterlichen Kunst, von der Gabe bedeutsamer Verbindung einzelner Darstellungen zu einem Ganzen. Man begnügte sich nicht einen einzelnen Moment aufzufassen, man hatte das Bedürfniß, seine Verbindung mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden, seine innere Beziehung zu dem ewigen Rathschlusse Gottes oder seine symbolische Anwendbarkeit auf die irdische Gegenwart und auf das geistige Leben des Menschen anschaulich zu machen. Man gab diese Beziehungen, wie sie durch die scholastische Theologie vorbereitet waren, gern so vollständig wie es der Raum gestattete, man ging eigentlich immer darauf aus, ein Bild des großen Ganzen der göttlichen Weltregierung zu geben. Nach der modernen Auffassung der Kunst, wenn sie bloß auf die möglichst lebendige und naturgetreue Darstellung der Gegenstände gerichtet ist, könnte man geneigt sein, dies Bestreben als etwas eigentlich Unkünstlerisches zu betrachten, als ein frommes und vielleicht sinnreiches Spiel mit scholastisch-mystischen Gedanken. In der That hing es aber mit einer großen Feinheit des künstlerischen, namentlich des architektonischen Sinnes zusammen. Denn nur durch die Fähigkeit und Gewöhnung, die Verhältnisse der räumlichen Anordnung mit

Gefühl aufzufassen, war es möglich, vermöge der Stellung, welche man den einzelnen Figuren oder Compositionen gab, ihre innere Beziehung zu einander anschaulich zu machen. Wie kraftlos ist eine wörtliche Aufzählung der Hergänge gegen den Eindruck, welchen die Seele durch das Auge empfängt, wenn es, von oben nach unten geleitet, den Gegensatz von Irdischem und Himmlischem, oder in den symmetrischen Beziehungen die innere Verbindung verschiedener Gegenstände, ihre Vermittelung durch einen dritten Hergang wahrnimmt. Man besaß dadurch ein Mittel, die tiefsten Gedanken mit plastischer Klarheit auszusprechen, Gedanken, welche einer andern Kunstrichtung unzugänglich geblieben wären. Bekanntlich hatte die bildende Kunst des Mittelalters kein anderes Gebiet als das der heiligen Geschichte, sie mußte daher dieselben Gegenstände oft wiederholen. Vermöge dieser Gabe aber vermochte sie ihnen immer neue Beziehungen abzugewinnen. Da sie sich stets genau dem gegebenen architektonischen Raume anschloß und in demselben ihren Bildern eine solche Stellung zu geben wußte, daß der ganze Cyclus gleichsam aus der Architektur hervorwuchs, und das, was in ihr Bedeutsames lag, bildnerisch und poetisch weiter ausführte, so war der Gedankeninhalt und die bildnerische Aufgabe in jedem Raume eine neue und andere, und die Kunst des Mittelalters, die man oft als einförmig verschrieen hat, erscheint, wenn man auf diese Betrachtungsweise eingeht, sehr mannigfaltig und reich. In unserm Falle ist das Gebäude ein kleines und einfaches, und daher auch der Kreis der Bilder ein ziemlich beschränkter. Man muß aber anerkennen, daß die wichtigsten und thatkräftigsten Momente sehr sinnreich ausgewählt und an einander gereiht sind, und daß die Eigenthümlichkeit des Gebäudes mit feinem Tacte benutzt ist. So gab die gleiche Höhe und dadurch das Zusammenstoßen der Mittel- und Seitengewölbe zu einer Fläche den Gedanken der Scheidung von oben und unten, von Himmel und Erde, und den der Abtheilung des

ganzen Cyklus in mehrere einzelne Bilder; so führte ferner die Rundung der Nischen dazu, sie als die natürliche Stelle für das unmittelbare Wandeln des Herrn auf Erden zu benutzen. Auch bei den übrigen dargestellten Gegenständen ist es nicht schwer, die Beziehung ihrer örtlichen Stellung zu ihrer Bedeutung aufzufinden; man könnte den ganzen Bildercyclus als eine symbolische Anwendung der architektonischen Verhältnisse behandeln.

Diese Richtung der mittelalterlichen Kunst blieb natürlich nicht ohne Einfluß auf den bildnerischen Styl. Da jede einzelne Komposition und also noch mehr jede Figur nur einen Theil des Ganzen ausmachte, und der Gedanke, welcher durch die Verbindung und Gruppirung entwickelt war, das höchste Interesse in Anspruch nahm, so war die vollkommene Ausbildung der einzelnen Gestalten minder erforderlich. Sie hätte sogar diesen Einzelheiten eine zu große Wichtigkeit beigelegt, und dadurch den Beschauer abgehalten, den Zusammenhang des Ganzen zu suchen. Die Aufgabe begünstigte also eine nachlässige Behandlung der einzelnen Gestalten, auf die freilich auch andere Ursachen hinwirkten, oder mit andern Worten, das architektonische und symbolische Element waren überwiegend, und verhinderten eine vollkommene Entwickelung des plastischen. Man kann dies als eine nachtheilige Folge dieser Richtung bezeichnen, weil sie die Mängel der Zeichnung, die unser besser gewöhntes Auge leicht beleidigen, wenigstens zum Theil verschuldete. Es knüpfte sich aber auch eine günstige Wirkung daran. Denn dadurch, daß die Künstler auf eine vollkommene und kräftige Ausbildung des Körperlichen nicht Anspruch machten, wurde es ihnen möglich die Gestalten mit einer Leichtigkeit hinzuwerfen, welche ihnen wohl etwas Ueberirdisches verleihet, wenigstens für den, der durch Zeichnungsmängel hindurch die Absicht wahrzunehmen vermag. Ebenso wird es dadurch möglich, den Ausdruck der Bewegung und Handlung höchst sprechend und verständlich zu geben.

Diese Mängel und diese Vorzüge bemerkt man auch an unsern Malereien. Die Gestalten sind überaus leicht, fast skizzenhaft behandelt, die Verhältnisse der Körper nicht selten unrichtig, die Köpfe zu klein gegen die überaus langen Gestalten, Arme und Beine mager, die Finger lang und spitz. Die Perspective ist mangelhaft, die Verzierungen, welche sich häufig auf den Gewändern befinden, laufen darüber gradlinig fort, wie auf einer ebenen Fläche, ohne Berücksichtigung des Faltenwurfs und der Abründung. Dagegen ist die schwebende Haltung mancher Gestalten, die Innigkeit der Flehenden oder Anbetenden, die Würde des Weltrichters, die Kraft des Erzengels, der den Drachen besiegt, und manches Andre im Großartigen oder Zarten vortrefflich gelungen. Der Wurf der Gewänder ist, wenn auch nicht richtig, doch mit vollem Bewußtsein der anzudeutenden Haltung des Körpers, in freien, dreisten Linien gezeichnet. Das feine Oval der Gesichter und die Zeichnung der Körper im Allgemeinen sind oft von großer Anmuth und zeugen von Schönheitssinn. Eigenthümlich ist die Behandlung des Haares; es ist immer sehr stark, an beiden Seiten in dicken, symmetrisch gleichen Locken und fast wie auf Wappenbildern schematisch behandelt. So ist es selbst an der Gestalt des Heilands, die dadurch besonders in der Scene des Gerichts etwas dem Jupiter Aehnliches erhält.

Diese und einige andere Eigenthümlichkeiten geben uns näheren Aufschluß über das Alter dieser Gemälde. Daß sie erst ziemlich lange nach der Errichtung des Gebäudes ausgeführt sind, geht schon mit Sicherheit aus den architektonischen Verzierungen der gemalten Nischen hervor, in welchen die Heiligengestalten an den Wänden stehen. Sie zeigen den entwickelten Spitzbogenstyl und können daher schon dem vierzehnten Jahrhundert angehören. Näher ergiebt sich dies aus einem andren Umstande. Die erwähnten Heiligengestalten erinnern nämlich in vielen Einzelnheiten an ähnliche Gestalten, die sich auf den großen Wandgemälden im Innern des Kölner

Domchors befinden. Da nun diese durch die Einweihung des Chores im Jahre 1322 ein sicheres Datum haben, so werden auch unsere Heiligengestalten ungefähr dieser Zeit angehören; man kann vielleicht annehmen, daß sie etwas früher entstanden sind. Die Malereien der Gewölbe deuten in gewissen Zügen auf eine noch etwas frühere Entstehungszeit, man wird sie daher etwa um das Jahr 1300 setzen können. Daß die Malereien der Seitenchöre die spätesten sind, geht schon aus der erwähnten Verschiedenheit des Anwurfes, auf dem sie ausgeführt sind, hervor. Auch der Styl zeigt sie als spätere, die Gewänder haben mehr von dem Schwunghaften, welches das vierzehnte Jahrhundert liebte, die Haare sind freier behandelt, die Compositionen verwickelter und in minder symmetrischer Haltung, mit einem Bestreben nach Naturwahrheit bei sehr unvollkommener Kenntniß der Natur. Sie gehören indessen noch immer derselben Schule an.

Die Geschichte dieser, der Kölner, Schule erhält daher durch die Entdeckung von Ramersdorf eine neue Bereicherung. Sie darf künftig nicht mehr mit Meister Wilhelm beginnen, sondern kann vor ihm drei große Werke der Wandmalerei aufweisen. Den Anfang machen die vortrefflichen Gemälde im ehemaligen Capitelsaale von Brauweiler, die man ohne Gefahr eines zu frühen Datums mindestens in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verlegen darf. Von da entsteht dann freilich wieder eine große Lücke*), bis die heute betrachteten Gemälde und dann endlich die des Domchores eintreten. Auch so aber besitzt, außer Italien, kein Land eine solche Folge so bedeutender Malereien aus dieser Epoche. Ihre Bekanntmachung in sorgfältigen, wo möglich farbigen Nachbildungen würde eine große Lücke der Geschichte füllen, und als ein wahrhaft nationales Unternehmen aller Beförderung würdig sein.

*) Die auf Schieferplatten gemalten Apostelbilder von 1224 in St. Ursula in Köln sind zu unbedeutend, um als Zwischenglied aufgezählt zu werden.

Fragmente
zur Charakteristik Wilhelms von Schlegel.

Von J. W. Loebell.

August Wilhelm von Schlegel gehört zu den Schriftstellern, welche den ausgezeichneten Platz, den sie in der Litteratur einnehmen, nicht irgend einem großen Hauptwerke, welches in der Mitte ihres wissenschaftlichen Lebens steht, verdanken, sondern dem Erfolge, den die Vielseitigkeit ihrer Bestrebungen gehabt. Man kann kaum Jemand nennen, der sich untersuchend und nachbildend über die Redekünste so vieler Völker und Zeiten verbreitet hat. Es fehlt wenig, so hat er von allen Zweigen des überreichen indogermanischen Baumes Früchte gebrochen. Aber weit mehr als durch diese Ausdehnung seiner Arbeiten hat er durch seine scharfe, klare und faßliche Kritik, seine treffende Polemik, seinen feinen Geschmack, durch die Leichtigkeit und Anmuth seiner Sprache, durch seine unerreichte Uebersetzungskunst gewirkt. Von der Seite seines regen Eingreifens in das frische Leben der Litteratur und der vollendeten Form seiner Kritiken, die selbst wieder als Kunstwerke gelten können, ist er mit Lessing zu vergleichen, dem er sonst soweit nachsteht an der Großheit der Gesinnung, die sich vom Menschen auf den Litterator überträgt, an Schärfe, Kraft und Tiefe des Geistes, an Genialität, Originalität. Auch der Ruhm, ein Begründer der romantischen Schule gewesen zu sein, kann ihm in dem Maße, wie es gewöhnlich geschieht, nicht zugestanden werden.

Vorausgesetzt, wird hier Mancher denken, daß ein größerer oder geringerer Grad der Theilnahme an dieser Begründung überhaupt ein Ruhm ist! In der That ist seit Jahren so oft und von so vielen Seiten her versichert worden, diese ganze Romantik sei nichts gewesen, als eine verkehrte und schwächliche Ausgeburt, und noch überdies eine verderbliche, da sie ihre Anhänger in müßige Träumereien versenkte; daß man sich dem Verdacht der Beschränktheit oder einer seltsamen Hartnäckigkeit aussetzt, wenn man an der Wahrheit dieses Ausspruchs zweifelt. Was den Unbefangenen dabei nur etwas stutzig machen kann, ist der Eifer, mit dem man diese Angriffe unaufhörlich wiederholt, obgleich fast Niemand widerspricht, die Leidenschaftlichkeit, mit der man nicht müde wird, eine Erscheinung herabzuwürdigen, die nun schon fast ein Menschenalter hinter uns liegt, deren Standpunkt — so lautet ja wol der modische Ausdruck? — völlig überwunden ist. Es ist fast, als ob man seinem eigenen Erfolg und Siege nicht recht traute, und als fände man nöthig, dem todten Heißsporn von Zeit zu Zeit einen Schenkelstich zu versetzen, damit er nicht wieder aufstehe.

Doch ich wollte gar nicht von der romantischen Poesie, sondern von der Kritik der romantischen Schule sprechen. Diese Kritik feiert ihren größten Triumph darin, daß ihre Principien stillschweigend, und oft gewiß unbewußt, auch von den Meisten derer angenommen sind, welche die ganze Richtung schmähen und mit Geringschätzung behandeln. Daß diese Principien aber der romantischen Schule angehören, wird man so lange zugeben müssen, als man nicht nachweisen kann, daß sie vor dem Auftreten derselben ausgesprochen und angewandt worden sind.

Im Garten der Poesie antwortet Zerbino auf Shakspeare's Frage, was man auf Erden von ihm denke: „man hält dich für einen wilden, erhabenen Geist, der bloß die Natur studirt hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt, und nun darauf los dichtet.“ Und als der Dichter

entgegnet: „deine Bekannten irren; verkündige ihnen, daß die Kunst immer meine Göttinn war, die ich anbete"; sagt Zerbino: „man wird mir nicht glauben".

Der Prinz hatte Unrecht. Man hat ihm geglaubt. So viel begeistertes Lob von Deutschen seit Lessing über Shakspeare auch schon ausgesprochen war, er war doch immer nur ein großes, wunderbares Naturgenie; wie ein nicht minder echter Kunstgeist als die Größten der Alten wurde er erst seit den Aussprüchen jener Schule betrachtet. Und nicht er allein. Die großen Dichter der modernen Völker, die romantischen Dichter, wie sie von nun an hießen, wurden es nicht minder. Denn es wurde anerkannt, daß die begabtesten dieser Völker, in den Zeiten, welche die Bedingungen zu großen dichterischen Entfaltungen in sich trugen, für ihre Poesie eine von fremden Mustern nicht entlehnte, sondern ihnen eigenthümliche, aus ihrem innersten Wesen hervorgegangene Kunstform erzeugten, welche ihren Schöpfungen ein Siegel der Vollendung aufdrückte, wie die Nachbildung der antiken Form es nicht vermocht hätte, weil diese mit der Denk- und Anschauungsweise der Nation niemals zu einem Ganzen hätte verschmelzen können. Wo man sich der Erkenntniß dieser Wahrheit früher genähert hatte, war man immer auf halbem Wege stehen geblieben; die falschen Begriffe entweder einer allgemein gültigen Classicität, oder eines über alle Wirklichkeit hinausgehenden Ideals hatten den Blick verdunkelt. Aber von jener Zeit an wurde sie allmählich in ihrer Vollständigkeit anerkannt, auch für die Baukunst und die Malerei des endenden Mittelalters, wo jene falschen Vorstellungen sich ihr noch mehr in den Weg gestellt hatten. Sie liegt seitdem jedem bessern Geschmacksurtheil über die Werke der modernen Kunst zu Grunde, wenn auch die Sätze, welche sie in den Systemen der Aesthetik philosophisch begründen sollten, bald so bald anders gestaltet wurden. Woher sie aber stammt, das hat man entweder vergessen, oder vergessen wollen.

Von den beiden Schlegel aber kann man vor dem Athenäum auch nur sagen, daß sie auf dem Wege dazu waren. In Wilhelms schöner, mit Uebersetzungen einzelner Stellen vermischten Uebersicht von Dante's Hölle, im ersten Bande der Horen von 1795, regt sich in einzelnen Zergliederungen der treffliche Kritiker, aber vom Stil und der Art der dantischen Kunst ist nicht die Rede. In Friedrichs in demselben Jahre geschriebenen Abhandlung „Ueber das Studium der griechischen Poesie" wird Shakspeare, dem Ideal des Schönen in der Poesie gegenüber, nur eine „kunstreiche Manier" zugeschrieben, der neuern Poesie überhaupt Herrschaft der Manier und Mangel der Allgemeingültigkeit, welche letztere dem Verfasser also ein nothwendiges Erforderniß der Kunsthöhe ist; richtige Nachahmung der griechischen Urbilder sei die nothwendige Bedingung zur Wiederherstellung der echten schönen Kunst, welche bei den neuern Völkern in dem steten Streit der subjectiven Anlage und des objectiven Strebens in dem Kunstvermögen verloren gegangen sei.

Jener Gedanke einer dem innersten Bildungsvermögen der Völker entsprechenden Kunstform ging aus keiner bloß theoretischen Betrachtung hervor. Es war eine poetische Begeisterung, welche, weil sie sich selbst auf diesem Wege befand, das eigenthümliche Hineinspielen der geheimnißreichen Naturtöne in die Regionen des Geistes als zum innersten Wesen der modernen Poesie gehörend erkannte, und aus diesem Wesen die Nothwendigkeit, vermöge deren es sich zu einer eigenen Kunstform gestaltet, ableitete, weil das Naturgeheimniß nur in der Kunst Form und Gestalt gewinnen, nur durch die Kunst zum Geiste reden und vom Geiste vernommen werden kann. Auch die Ueberzeugung, daß die alterthümlich schroffen, eckigen, unbeholfnen Gestalten einer frühern Periode die Berechtigung haben, auf eine Stufe der Kunstleiter gestellt zu werden, weil sie nach einer Form, die sie noch nicht gefunden haben, ringen, konnte damals, wo der Flug nach dem Idea-

len die Köpfe einnahm, nur aus einem Geiste hervorbrechen, der vermöge der eigenen Poesie in das innere Mark fremder Dichtungen eindrang. Es war der größte Dichter der Schule, der durch seine Andeutungen und durch den Boden, auf dem seine Werke standen, auch der Begründer ihrer kritischen Auffassung der neuern Poesie wurde. Die Schlegel, durch die Art ihrer bisherigen kritischen Bestrebungen schon auf diese Auffassung vorbereitet, ergriffen das Dargebotene mit eben so lebhaftem Interesse als richtigem Verständniß, setzten es mit Kühnheit und Energie fort, und verschafften der neuen Ansicht Verbreitung, Anerkennung.

Bedeutsam schließt das erste Stück des Athenäums mit einer Beurtheilung der unter dem Namen Peter Leberecht erschienenen Volksmährchen. Es war die erste Begrüßung, welche Tieck erfuhr; in anderer Gestalt erschien sie auch in der Jenaischen Litteraturzeitung, so hat sie Schlegel in die Charakteristiken und Kritiken aufgenommen; man kann sich darüber wundern, denn im Athenäum ist sie reicher und gehaltvoller. Hier heißt es von den Liedern in den Volksmährchen: „In diesen klaren Thautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt, und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieses Helldunkel schwebt und wechselt darin: ein Gefühl, das nur aus der innersten Seele kommen kann, und doch leicht und lose in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen. Es ist der romantische Ausdruck der wahrsten Innigkeit, schlicht und phantastisch zugleich." Das Wesen der romantischen Lyrik ist hier eben so treffend als, bei aller Klarheit des Ausdrucks, poetisch bezeichnet. Aber in früheren Schriften Schlegels würde man diese Gedanken vergebens su-

chen. Es ist der große überwältigende poetische Eindruck, der den Kritiker fortgerissen, und über seine bisherigen Ansichten hinausgehoben hat.

In einem Zusatze zu jener Beurtheilung in den kritischen Schriften spricht Schlegel schön über sein Zusammenleben mit Tieck in den nächstfolgenden Jahren, wie gemeinschaftliche Begeisterung für Poesie und Kunst, meistens auch in den Gegenständen der Bewunderung übereinstimmend, ihren Umgang beseelt, die immer erneuerte Betrachtung vollendeter Geisteswerke ihre Lieblingsbeschäftigung, die verkannten oder in Vergessenheit gerathenen Urkunden des Genius zu entdecken, ihre größte Freude gewesen sei. Ohne Zweifel wirkte dieser Umgang auch für Tieck belehrend und anregend, daß er es aber nicht war, der bei dem Austausch am meisten gewann, ist eben so gewiß. Besonders möchte bei der Auffindung verkannter Urkunden des Genius das Uebergewicht ganz auf seiner Seite gewesen sein. Auf solche Entdeckungsreisen war Tieck, lange ehe er die Schlegel kennen gelernt, in dem Gebiete ausgegangen, wo sie sich vorzüglich machen ließen, in dem der romantischen Poesie; für die Schätze, die hier noch zu heben waren, besaß er in seinem verwandten Geiste eine unvergleichliche Wünschelruthe; und er war glücklich, Mittheilungen machen zu können aus dem reichen Ertrage. Es ist daher nicht bloß eine neue Betrachtungsweise, die er veranlaßte, er hat die Kunde des Stoffes außerordentlich erweitert. Das spanische Theater gehörte zu den damals in Deutschland fast unbekannten Ländern. Wie diese auf den Landkarten in ihren allgemeinsten Umrissen nach althergebrachter ununtersuchter Tradition eingetragen zu werden pflegen, so begnügten sich die Litteratoren lange das Drama der Spanier zu verzeichnen. Was Lessing in der Dramaturgie sagt, ist allerdings, wie Alles was er sagt, aus eigener Anschauung, aber tief eingedrungen scheint auch er nicht zu sein. Wenn man sich überzeugen will, daß die Schlegel noch im Jahre

1800 den Calderon nicht kannten, darf man nur auf Friedrichs damals geschriebenes Gespräch über die Poesie (im fünften Band der Werke) einen Blick werfen. Der Kenner findet da sehr leicht die Stellen, wo er seiner hätte erwähnen müssen, wenn er etwas Näheres von ihm gewußt hätte, er ist vermöge einer gewissen Divination nicht weit davon, eine solche Poesie zu beschreiben, aber doch ist es Cervantes, in welchem sich ihm die ganze Kunstgeschichte der Spanier zusammendrängt. Dazu nehme man denn Wilhelms Aufsatz von 1803 „Ueber das spanische Theater" in der Europa; man wird leicht inne, daß er die Spuren des Eindrucks trägt, den eine hinreißende, die Seele erfüllende, aber noch ziemlich junge Bekanntschaft macht. In der That war es Tieck, welcher Schlegel zuerst auf Calderon hinwies; auf dessen Wunsch machte er den Anfang der Lectüre mit der Andacht zum Kreuze, die ihn so begeisterte, daß er mit diesem Drama auch die Uebersetzung eröffnete, durch welche er die Theilnahme für den neuen Gegenstand, das Studium desselben, in Deutschland auf das förderlichste und wirksamste anregte. Was man bisher der spanischen Bühne etwa zugestanden, was auch Lessing hervorgehoben hatte, war das Sinnreiche der Verwickelung, der Situationen, der Theaterstreiche. Diese Eigenschaften glaubte man in den Nachbildungen der Dichter anderer Nationen, so weit man davon wußte, hinlänglich wahrzunehmen und anzuerkennen. Sollte nun aber diese Bühne in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Bedeutung, in ihrer Pracht und poetischen Glorie aufsteigen, wie sie den Kreis der romantischen Dichtung erst abschließt, und dem englischen Theater den Gegensatz giebt, durch den auch dessen Eigenthümlichkeit wieder noch stärker hervortritt und noch vollständiger begriffen wird: so mußte nicht mit einer kritischen Geschichte begonnen werden — diese konnte nachkommen, und ist nachgekommen — sondern mit einer Uebersetzung, welche die erotische Farbenpracht, den starken südlichen Duft, so viel es möglich war, wiedergab.

Ein solches Wagstück aber zu unternehmen, wer wäre damals dazu befähigt gewesen, als Wilhelm Schlegel!

Die ganze Natur und Art seiner poetischen Begabung war mit dem Talent zur poetischen Uebersetzung innigst verbunden. Man kann ihn, wie er selbst Klopstock genannt hat, einen grammatischen Poeten und poetischen Grammatiker nennen; Voß ist es auch gewesen, wie verschieden diese drei Männer sonst auch waren, darin kommen sie überein. Die Sprache ist ihnen nicht bloß das nothwendige Werkzeug der Dichtung, sie bilden an ihr nicht unbewußt, sondern die Absicht, das Poetische in das Sprachliche zu legen, dieses durch jenes weiter zu bringen, für die poetische Sprache neue Gebiete zu gewinnen, blickt überall durch. Kommt Schlegel in diesem Streben Jenen an Energie nicht gleich, so übertrifft er sie an Geschmack, feinem Tact und Anmuth bei weitem. Wenn hier von dem sprachlichen Elemente die Rede ist, so ist es im weitesten Sinne zu nehmen, so daß es auch das rhythmische mit umschließt; bei keiner andern modernen Nation waren in einer neuen Epoche für die Sprachgestaltung beide Elemente in einer so innigen Verbindung, wie bei der deutschen. Die Dichter, welche die deutsche Litteratur von neuem begannen mußten beide aus großer Barbarei ziehen. Die übrigen Völker, wenn ihre Sprache in eine neue Phase trat, fanden die Sylbenmaße und Versformen vor, denen sie nur eine weitere Ausbildung gaben; Klopstock verzweifelte daran das Feierliche und Pathetische, dessen Ausdruck in der Steifheit der bisherigen Formen lächerlich geworden war, in seine Würde wieder einzusetzen, wenn er Ton und Sylbenfall nicht auf ein ganz neues Gebiet versetzte. Wie Vieles ihm aber auch gelang, indem er begann uns die antike Metrik zu erobern, wie große Dankbarkeit ihm die Nation auch dafür schuldig ist; er hatte zu wenig Sinn für die Mannigfaltigkeit, deren die For-

men eines und desselben Sylbenmaßes eben so fähig sind, als sie ihrer bedürfen, dadurch wurden seine Hexameter schleppend und eintönig. Diese Mannigfaltigkeit gab den Versen Voß mit vielem Talent und großer Kunst; wie er aber eine durch und durch spröde Natur war, war es auch das Spröde nicht, dem er aus dem Wege ging, er suchte es vielmehr; und weit entfernt die Leichtigkeit zu gewinnen, welche die Uebung mit sich führt, gefiel er sich immer mehr in einer Schwerfälligkeit und Härte, von der die Versification seiner Jugend frei ist. In den Versen aus der Periode, wo er sein System ihres Baues und der Sylbenmessung ganz ausgebildet hatte, glich er eben so sehr einem Tonsetzer, der als kunstreicher Contrapunktist sich um das Melodische wenig kümmert, als einem Virtuosen, welcher in der Ueberwindung von Schwierigkeiten das Höchste der Kunst und des Ruhmes sieht. Schlegel legte sich für den Hexameter sogar ein noch strengeres Gesetz auf, und doch vermied er das Gezwungene, Spröde und Harte mit so sicherm Tact und so glücklicher Hand, daß seine Verse wahre Muster für nachfolgende Bestrebungen geworden sind.

Als Vertreter der romantischen Schule hatte er aber noch eine andere Aufgabe. Die Ueberzeugung, daß auch bei den modernen Völkern des Südens die Kunstform mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der Poesie hervorgeht, mußte den Bestrebungen ihre Versarten den Deutschen anzueignen eine ganz andere Bedeutung als die eines künstlichen, aber müßigen Spieles geben. Wieland, den die Richtung seiner Poesie dazu getrieben hatte, dem feierlichen Kothurnschritt der antiken Metra die leichte Beweglichkeit und weiche Fügsamkeit der Reimverse entgegenzustellen, hatte mit einer Aufhebung des Gesetzes, die an die Stelle der Freiheit völlige Willkür bringt, seine Absicht am besten zu erreichen geglaubt. Es galt jetzt die Lösung der Frage, ob die Oktave zu retten sei aus dieser Regellosigkeit, welche die Form in einen unbestimmten Nebel auflöst und dadurch ihre Bedeutung aufhebt; ob sogar im

Sonett, durch die Befolgung seiner eigensinnigsten und strengsten Regel, eine Form gefunden werden könne für eine Verschmelzung des Feierlichen und des Süßen, des Scharfen und des Weichen, des Verstandes und des Gefühls, des epigrammatisch Zugespitzten und des ahnungsreich Unbestimmten, wie sie kein griechisches Maß darzubieten vermag. Was hier Schlegel geleistet hat durch sein großes Talent, sein feines rhythmisches und Sprachgefühl, das hat seinen schönsten Lohn gefunden durch eine Acclimatisirung des Sonetts unter uns, vermöge deren eine gewisse Richtung und Wendung echt deutscher Gedanken in ihm den entsprechendsten Ausdruck gefunden haben. Oder könnte wirklich Jemand glauben, die geharnischten Sonette hätten in irgend einer antiken oder rein germanischen Form den Gedanken urkräftiger ertönen und in einem lautreren Strome fließen lassen, den Muth feuriger aushauchen können? Wenn Schlegels Sonette die Vergleichung mit diesen und denen einiger andern seiner Nachfolger nicht aushalten, so ist es nicht der grammatische Poet, welcher die Schuld trägt. Denn weit hinaus über dessen Gebiet reichte seine Begabung nicht; der unversiegbare Strom von Erfindung, Phantasie und Begeisterung, den der wahre Dichter besitzen muß, quoll nicht in seinem Innern. Da in allen seinen Dichtungen die von der Begeisterung nicht bewältigte Reflexion fühlbar ist, sind auch die die schönsten, in welchen der Gegenstand die nicht aufgelös'te Reflexion erheischt. Daher unter den Sonetten die, welche der poetische Ausdruck einer kritischen Charakteristik sind. Wie das mit der Ueberschrift „Shakspeare's Sonette und übrige Jugendgedichte" sind überhaupt nicht viele gedichtet. Es enthält die feinsten anmuthigsten Witzesspiele mit dem Inhalt der einzelnen Poesien, zuletzt mit dem Namen Shakspeare's, während ein hindurchklingender Ton inniger Rührung die Antithesen in eine wahrhaft poetische Region erhebt.

Wer mit so ungemeinen Gaben die Verwandlungsfähigkeit auf dem Gebiete der Formen verbindet, welche nach innen

gerichtet den dramatischen Dichter macht, ist zum poetischen Uebersetzer geboren. Schlegel war es im seltnen Maße; wie sehr sie Voß fehlte, hat die Welt erfahren, als er sich beigehen ließ, mit ihm auch für den Shakspeare um den Preis ringen zu wollen; ihm war nach so ungemeinen Proben erlaubt, über einen Mann, dessen große Verdienste er anerkannt hatte, das scharfe, aber weil er die Grenze seines Talents verkannte, nicht unverdiente Witzwort auszusprechen: Voß habe den Deutschen einen steinernen Homer, einen hölzernen Shakspeare und einen ledernen Aristophanes gegeben. Freilich werden die Deutschen darüber nicht vergessen, daß Voß es war, der durch das glückliche Wagniß, dem fremden Dichter bis in die feinen Eigenthümlichkeiten des Wortausdrucks und der Rhythmik zu folgen, allen Nachfolgern ein hohes Ziel aufsteckte und den Weg bahnte. Aber für die dramatische Poesie schien dies, als Schlegel sich zum Shakspeare wandte, noch so wenig begriffen, ja die Nothwendigkeit, die Nachbildung der Form überhaupt auf fremde Schauspieldichter auszudehnen, so wenig anerkannt; daß er sich über sein Unternehmen im voraus ausführlich rechtfertigen zu müssen glaubte. „Ich wage zu behaupten, ruft er aus, daß eine solche Uebersetzung in gewissem Sinne noch treuer als die treueste prosaische sein könnte. Denn nicht gerechnet, daß diese eine entschiedene Unähnlichkeit mit dem Original hat, welche sich über das Ganze verbreitet, so stellt sich dabei sehr oft die Verlegenheit ein, entweder den Ausdruck schwächen, oder sich in Prosa erlauben zu müssen, was nur der Poesie und auch ihr kaum ansteht." (Etwas über William Shakspeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters, Horen von 1796. St. IV.) Gewiß lies't die junge Welt 1846 nicht ohne Erstaunen, daß vor fünfzig Jahren eine solche Behauptung von dem, der sie aussprach, eine gewagte genannt wurde. Er selbst hat erlebt, daß das Streben, seine Treue noch viel treuer zu machen, Variationen seiner Arbeit mit und ohne Grazie

in infinitum erzeugt hat. Keine derselben hat dem beredten Lobe, welches Tieck der Uebertragung seines Freundes in der Vorrede zu der von ihm veranstalteten Ergänzung spendete, etwas an Wahrheit und Stärke zu nehmen vermocht. Unter allen Tonarten der Shakspeare'schen Leier ist das höchste Pathos wol die einzige, wo Schlegel den Kenner nicht ganz befriedigt. Hat er hier vielleicht selbst das nicht ganz Ausreichende seines Talents gefühlt, so wäre erklärt, warum, obschon er sich beim Uebersetzen an keine bestimmte Ordnung band, doch drei der bekanntesten und beliebtesten Stücke, auf welche die Erwartung besonders gespannt war, Lear, Macbeth und Othello, von ihm hinausgeschoben, und dadurch ganz übergangen wurden.

Auf dem Felde der Kritik zeigt sich Schlegels Talent am bedeutendsten und fruchtbringendsten in der Betrachtung und Würdigung des Einzelnen. Der Aufsatz über Bürger würde allein hinreichen, ihm einen Platz unter den vorzüglichsten Kritikern anzuweisen. Nichts Treffenderes kann man lesen als die Erörterungen über den Gegensatz, von welchem er bei der Beurtheilung jenes merkwürdigen Dichters ausgeht, von dem Unterschiede nämlich zwischen Volkspoesie und derjenigen, welche zu ihrem Verständniß feine Geistesbildung erfordert. Wie ganz anders ist hier der Nagel auf den Kopf getroffen, als in der Kritik Bürgers von Schiller, der mit seiner geforderten Idealistrkunst nur ins Abstracte und Blaue schießt. — Die Darstellung und Sprache dieser und ähnlicher Abhandlungen, fast aller kleinen Schriften Schlegels, die natürliche Grazie, die Durchsichtigkeit, der helle Silberton derselben bedurften, um bewundert zu werden, der Vergleichung mit der Schreibart nicht, in der sich jetzt so Viele gefallen. Und doch muß Schlegels Prosa die Bewunderung, die sie verdient, mit diesem ihrem Gegenbilde theilen, mit einer nur nach Effect haschenden Manier, deren gesuchter Schmuck, bilderreiches Blendwerk, Gekräusel, Geklingel nur zu sehr an die

Ausartung der Zeit Vespasians erinnern, welche der Verfasser des Gesprächs von den Rednern straft.

In der Polemik darf man bei Schlegel die erschöpfende Gründlichkeit Lessings, welche die Waffen nicht niederlegt, bis sie den Gegner aus seinem letzten Schlupfwinkel getrieben hat, nicht suchen. Er vertraut hier seinem Witz und seiner komischen Laune, und nicht mit Unrecht, sie haben ihm eine Reihe von Siegen erkämpft. Ja diese Siege wurden von ihm und seinen Genossen zuweilen so ganz im Vorbeigehen und mit so erstaunlich geringer Anstrengung gewonnen, daß man Mühe hat, das Schlachtfeld nachzuweisen, wo sie erfochten wurden. Dennoch waren sie vollkommen nachhaltig, und bekehrten allmählig die entschiedensten Gegner. Als Bouterweck im Jahre 1819 in seiner Geschichte der Poesie bis zu Wieland gekommen war, glaubte er noch von dem „schamlosen Uebermuthe" sprechen zu müssen, mit welchem die Brüder Schlegel zwanzig Jahre vorher den berühmten Mann „zum Gegenstande des öffentlichen Gelächters zu machen gesucht". Und doch steht die ganze nun folgende Beurtheilung Wielands nicht wenig unter dem Einflusse des Gedankenumschwungs, welchen „die neue Partei, die ihn zu herabwürdigen fortfuhr", hervorgerufen hatte; kein Kenner des deutschen Schriftenthums jener Tage kann bezweifeln, daß Bouterweck vor den Zeiten des Athenäums zum Lobe Wielands in eine ganz andere Posaune gestoßen haben würde.

„Man wird — schreibt Schlegel im Jahre 1828 — in allen meinen kritischen Schriften kaum ein Dutzend Zeilen finden, welche Wieland betreffen: was konnten diese gegen einen so weit verbreiteten und auf der Grundlage von fünfzig Bänden aufgebauten Ruhm ausrichten? Wenn die Lorbeern seitdem heruntergefallen sind, so kam es vermuthlich daher, daß sie welk und mürbe waren." Nicht sowol daher, als weil man durch Göthe und Schiller zu einer ganz andern

Art von Poesie geführt worden war, und nun auch auf dem Gebiet der romantischen, als deren Meister Wieland betrachtet wurde, einen ungleich höhern Ton vernommen hatte. Was Wieland geleistet, ist seitdem sogar — mit Ausnahme des Oberon etwa, der noch häufig gelesen zu werden scheint — in unbillige Vergessenheit gerathen.

Die leichte Art seiner Angriffe, sein kecker Humor, sein großes Talent für die Parodie führten Schlegel von selbst zu einer poetischen Form der Polemik. Und wie der Humor die Poesie hob, hat auch die sorgfältige Durchführung diese poetische Polemik gründlicher gemacht, als was er auf diesem Felde in Prosa schrieb. Ich rede hier von den Spottgedichten seiner frühern Periode, wo es ihm um die Sache, nicht um die Person zu thun war; die seines Alters, die über die Befriedigung des Muthwillens und verletzter Eitelkeit hinaus keinen Zweck hatten, können als boshafte Epigramme belustigen, polemischen Gehalt haben sie nicht. Den unvergleichlichen Wettgesang zwischen Voß, Matthisson und Schmidt aber hat der Dichter gewiß nicht überschätzt, wenn er von ihm sagt, er mache die Verwandtschaft und Abweichung der Manieren anschaulicher, als es durch die umständlichste Entwickelung geschehen könnte. — Und mit wie vollständiger Genauigkeit würde ein künftiger Kritiker aus der Ehrenpforte die ganze Leichtfertigkeit, Verderbtheit und alle Abwege der Kotzebue'schen Muse schildern können, und wenn alle Dramen, die sie eingegeben, verloren gegangen sein sollten.

Aus jener auf einzelne Erscheinungen der Litteratur gerichteten Betrachtung tritt nur ein Werk Schlegels heraus: die Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Ihre Erscheinung fällt in die Zeit der drückenden Fremdherrschaft, durch welche die geistige Thätigkeit der Nation, zur Gegenwirkung getrieben, allerdings gestählt, das Interesse für die Litteratur aber auch wieder in den Hintergrund gedrängt

wurde. Dennoch waren die Theilnahme und der Beifall, welche diese Vorlesungen, als sie im Druck erschienen, fanden, ungewöhnlich groß. Denn Viele, welchen die bisherigen Aussprüche der neuen Schule, wie sie damals noch genannt wurde, räthselhafte Andeutungen geschienen hatten, zu welchen nur die Adepten den Schlüssel besäßen, betrachteten diese Vorlesungen als die endlich gegebene Mittheilung eines Systems der Principien der neuen Schule, über einen bedeutenden Theil der Poesie wenigstens, im Zusammenhang. Sie wunderten sich, diese Grundsätze und ihre Anwendung bei weitem einfacher und faßlicher zu finden, als die Gegner es dargestellt, und bedachten dabei freilich nicht, daß eben jene Andeutungen seit einem Jahrzehend, durch einen zwar heftig bestrittenen und abgeläugneten, in der That aber sehr wirksamen Einfluß, den Geistern schon eine große Empfänglichkeit für die hier vorgetragenen Ansichten mitgetheilt hatten. Auch die besseren Köpfe des Auslandes, obschon keinesweges so vorbereitet, aber der über die Geschichte und Theorie der Poesie überlieferten seichten Vorstellungen längst müde, fanden hier nicht Weniges, was sie sich aneignen konnten; und da überdies ein Fluß, eine Eleganz der Darstellung anlockten, die gegen die Trockenheit, durch welche deutsche Erzeugnisse zurückzuschrecken pflegten, außerordentlich abstachen, wurden Uebersetzungen veranstaltet und mit großer Anerkennung aufgenommen. Durch sie wurde Schlegels europäischer Ruf — ein Ausdruck, dessen er sich selbst mit vieler Selbstgefälligkeit zu bedienen pflegte — begründet.

Die deutsche Kritik aber muß anstehen, dieser großen Anerkennung innerhalb und außerhalb des Vaterlandes wegen die Geschichte der dramatischen Kunst über die früheren Leistungen des Verfassers, ja auch nur ihnen gleich zu setzen. Ihre Wirksamkeit mag größer und eindringlicher gewesen sein, aber für den objectiven Werth wissenschaftlicher und künstlerischer Erzeugnisse kann die Größe der Wirksamkeit nicht der rechte Maßstab sein. Selten oder nie hatte Schlegel in jenen

Erörterungen über einzelne Gegenstände von Dingen gesprochen, in die er sich nicht ganz hineingelebt, die er sich nicht ganz angeeignet hatte; hier aber, indem er die Theorie des Drama's, den Gegensatz der antiken und modernen Kunst auf philosophische Grundanschauungen zurückführen wollte, spielte er die Betrachtung auf ein Gebiet, in dem er nicht zu Hause war. Man weiß, wie siegreich Solger in seiner mit seltener Gründlichkeit abgefaßten Recension des Werkes ihm das Ungenügende mancher seiner allgemeinen Erörterungen, die Widersprüche, in die er sich durch den Mangel eigener klarer Anschauungen verwickelte, nachgewiesen hat. Auf eine so scharfe Prüfung war Schlegel nicht gefaßt gewesen; er vermied, nach der Versicherung eines seiner genauesten Freunde, jedes Eingehen auf die Solger'sche Recension, und brach das Gespräch darüber kurz und verstimmt ab.

Es ist aber nicht der speculative Theil des Werkes allein, dem man mehr Bündigkeit und Schärfe wünscht. Wenn Schlegel den Calderon früher zum Gegenstand einer Beurtheilung gemacht hätte, wie die über Bürger, Romeo, Hermann und Dorothea, würde man ohne Zweifel etwas mehr erhalten haben, als eine begeisterte Lobrede auf die Phantasie, den Duft und Glanz jenes Dichters, mit der man sich hier zufrieden stellen muß. Wegen der vielen Lücken und überkurzen Erwähnungen wichtiger Punkte wollte Schlegel wahrscheinlich gerechtfertigt sein durch die Form des Buches, da man an gedruckte Vorlesungen nicht die Forderungen zu machen berechtigt ist, die man an das wissenschaftliche Werk eines Meisters stellen darf. Aber aus so flüchtigen und abgeblaßten Erinnerungen hätte doch Schlegel nicht schreiben sollen, daß er in der ohnehin ganz tumultuarischen Abfertigung der als unächt verworfnen Stücke Shakspeare's den Thomas Cromwell wie den John Oldcastle unter die reifsten und vortrefflichsten Werke des Dichters stellt, da doch der Unterschied zwischen beiden Stücken nach Gehalt und Form sich

auf den ersten Blick ergiebt, und der Cromwell in jedem Fall nur unter seinen Jugendversuchen und zwar unter den schwächeren derselben seine Stelle finden kann.

Seit dem Jahre 1812, wo Schlegel einige Arbeiten das Nibelungenlied und Gedichte auf Rudolf von Habsburg betreffend in dem deutschen Museum seines Bruders Friedrich erscheinen ließ, hat die altdeutsche Philologie unermeßliche Fortschritte gemacht, und manche seiner damals aufgestellten Behauptungen werden sich nicht mehr rechtfertigen lassen. Dennoch ist es zu bedauern, daß er dieses Gebiet schnell wieder verließ. Er versprach damals eine Wort- und Sacherklärende Ausgabe der Nibelungen, er wollte „dies uralte Denkmal deutschen Sinnes und Ruhmes ohne Schaden seiner Echtheit Allen zugänglich machen, deren Gemüth nicht dafür verschlossen ist.“ Und bei seinem ungemeinen Talente zu popularisiren, ein nicht gelehrtes, aber fein gebildetes Publicum in gefälliger, leicht verständlicher Weise auch mit schwierigeren Dingen vertraut zu machen, und ihm Theilnahme dafür einzuflößen, würde eine solche Ausgabe großen Nutzen gestiftet haben.

Diese große Popularisirungsgabe hat er auch bei dem Gebiete, dem er seine Bestrebungen zuletzt und mit nicht geringer Beharrlichkeit zuwandte, vollkommen bewährt. Vermöge derselben können auch die Laien die Anerkennung dessen, was sie ihm im Verständniß der altindischen Cultur verdanken, aussprechen, indem sie die eigentliche Würdigung seiner Leistungen in der Sanskritphilologie den Kennern überlassen. Doch können sie hinzufügen, daß der Eifer, den er für diese Studien erweckt, die trefflichen Schüler, die er für sie gewonnen und gebildet, kein geringes Zeugniß ablegen für den Umfang seiner Verdienste auf diesem Felde.

Und nun kann man noch einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß diese Verdienste auch die größten waren,

die er sich als Lehrer in Bonn überhaupt erworben. Nicht als ob er nicht auch andere gehabt, aber schwerlich kann man sagen, daß sie den zuversichtlichen Hoffnungen seiner Verehrer entsprachen, den Erwartungen, gegründet auf die anerkannte Bedeutung seiner Gaben, mit welchen die neue Hochschule zu zieren und ihren Ruhm gründen zu helfen er berufen worden war.

Die Gründe, warum diese Hoffnungen nicht in dem Maße, in dem sie gefaßt waren, in Erfüllung gingen, sind aus dem Leben, nicht aus den Schriften Schlegels herzunehmen. Ich habe mich aber bei diesen fragmentarischen Bemerkungen an die Letztern halten wollen; über die persönlichen Verhältnisse des berühmten Mannes zu der hiesigen Hochschule zu reden, dürfte schicklich einer spätern Zeit überlassen bleiben. Nur auf die mit dem eifrigen Streben seiner frühern Jahre im schärfsten Contrast stehende erstaunliche Theilnahmlosigkeit seines Alters für die weitere Entwickelung des litterarischen Lebens der deutschen Nation darf hingewiesen werden, weil sie auch in der Ferne sehr gut wahrgenommen werden konnte, und wahrgenommen worden ist.

In der oben angeführten Beurtheilung sagt Solger: „Auf den Ruhm bei fremden Nationen wird der Verfasser selbst gewiß den geringsten Werth legen, wohl überzeugt, daß man für die Welt im Ernste nur etwas seyn kann, wenn man die Welt in seinem Vaterlande sieht. Das Herumschauen nach dem Fremden thut immer unserer edelsten Eigenthümlichkeit Abbruch."

Ob diese Worte nicht schon damals mit einer gewissen Ironie ausgesprochen wurden? Man möchte es fast glauben.

Annette von Droste.

Eine Charakteristik.

Von Levin Schücking.

Annette von Droste zu Hülshoff füllt als die zujüngst gekommene die Dreizahl von glänzenden Dichtergenien, um deren Stirnen das Eichenlaub ihrer westphälischen Heimath als schönster Schmuck liegt. Die beiden andern sind Freiligrath und Grabbe. Ich glaube, es würde eine lohnende Arbeit sein, in den literarischen Charakteren aller Drei dem gemeinsamen Grundzuge nachzuspüren, und die Einflüsse westphälischer Eigenthümlichkeiten auf die Dichter Westphalens zu verfolgen. Es käme darauf an, die gemeinschaftlichen Eigenschaften der Grabbeschen, Freiligrathschen und Drosteschen Dichtung herauszustellen und dann den Bezügen dieser Eigenschaften zu der Natur, zu dem Volkscharakter und zu der Geschichte Westphalens nachzuforschen. Die hervorstechendsten jener Eigenthümlichkeiten scheinen mir: vor allem zuerst eine, ich möchte sagen, eigensinnige Originalität, welche dem Kritiker es zu einer eben so leichten als angenehmen Aufgabe macht, sie zu charakterisiren. Dann Vorliebe für das Gewaltige und Groteske, das Phänomen, das Dämonische, jenes in Grabbe, das zweite in Freiligrath, das letzte in Annette von Droste am meisten ausgesprochen. Grabbe liebt das Excentrische im Menschen, Freiligrath das Wunderbare in der Natur, Annette von Droste das Gespenstige, das Wunderbare der Geisterwelt. Hierzu tritt bei allen Dreien der Hang zu

schildern und zu malen: und wenn Grabbe dabei gigantische Conturen, schneidende Licht- und Schattencontraste, grellstes Colorit liebt, wenn er der Rubens und Salvator Rosa dieser Gruppe in einer Person ist, so tritt Freiligrath an die Seite eines Gudin, des beredten Darstellers fabelhafter Meereswunder. Annette von Droste aber führt den Pinsel des Mieris, den glatten, feinen, jedes Fältchen nachziehenden Pinsel der Niederländer. Fernere gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten dieser westphälischen Dichternaturen sind die Scheu vor allem hohlen Pathos und schönem Klingklang bloßer Phrasen: Gewalt der Bilder, Frischheit der Sprache und der Auffassung, und Ergriffensein von mächtiger Aufregung. Diese Aufregung entspringt bei Grabbe aus der historischen Auffassung, aus der Anschauung geschichtlicher Verhältnisse und Charaktere — bei Freiligrath aus der Betrachtung der Naturphänomene, des äußerlich sich gestaltenden und zur Erscheinung kommenden praktischen Momentes; — bei Annette von Droste aus den tieferen Bewegungen ihres Gemüths, aus den Inspirationen einer sibyllinischen, innern Gefühlswelt. Diese Höhe der Aufregung ist hauptsächlich ein Grundzug westphälischer Naturen — Ruhe, aber Heftigkeit der Bewegung, wenn diese letztere einmal eintritt.

Als charakteristisch Gemeinsames zeigt sich noch bei Allen ein gewisses tiefes Erfassen der Wirklichkeit, wodurch es ihnen schwer wird, sich von derselben loszureißen und von dem Vorhandenen zu abstrahiren, oder aus sich selber sich aufzuschwingen, um freie Standpunkte zu gewinnen. Damit hängt die Sucht zu malen und zu schildern zusammen — die Abneigung vor allem Generalisiren, die liebende Auffassung des Individuellen aber auch. Ein westphälischer Dichter wird schwerlich jene ätherische, über alle irdische Schwere leicht dahinschwebende Grazie erreichen, welche den kühnsten Lerchentriller einer vollendeten Lyrik auszeichnet. Aber er wird auch nie auf den Gedanken kommen, hohle Abstraktionen in die

Poesie zu bringen, und den Mangel plastischer Wahrheit durch die Wirkungen der Ideen zu ersetzen. Darum steht er der anakreontischen Harmlosigkeit und dem heitern Daseinsgenusse Goethe's, der leichtfertigen und keckgeschürzten Muse Heine's so fern, wie der tiefsinnigen Schwärmerei und dem abstrakten Pathos Shelley's, oder gar der modernen Tendenzmacherei der „politischen Poesie." Westphalen hat zwar einen Dichter, einen großen, zu früh vergessenen Dichter hervorgebracht, der Seiten bietet, welche an Shelley erinnern könnten. Ich meine Franz von Sonnenberg, den Verfasser des Donatoa. Aber Sonnenberg gehört nicht eigentlich und ursprünglich Westphalen an, und jenes rein-sächsische Blut, auf welches wir stolz sind, jene derbe Selbständigkeit, welche sich in dem Charakter unsrer Landsleute wiederfindet, waren ihm fremd. Er gehörte durch seine ursprüngliche Herkunft einem andern Volksstamme an und zeigte, von Klopstock angeregt, einen ausschließlichen Hang zum Erhabenen und Pathetischen, der ihn bald über die Kreise hinaushob, in welchen es einer ächten, das Plastische und Concrete liebenden Westphalennatur gewährt ist, sich mit Erfolg zu bewegen.

Ich will dies Thema hier nicht erschöpfen, da es mich zu weit von meiner eigentlichen Absicht abführen würde. Diese ist keine andere, als das Glied der eben angeführten Dichtertrias, welches noch am wenigsten beachtet und besprochen wurde, näher zu charakterisiren.

Wenn man einen Band Gedichte von einer Frau zur Hand nimmt, so erwartet man gemeinhin nicht viel anderes als höchstens einen wohlthuenden Eindruck von Gemüthsinnigkeit, Tiefe des Gefühls, Anmuth der Form, daneben aber auch wohl Ergehen in ausgefahrenen Geleisen, ein Spiel stereotyper Wendungen und Anschauungen zu finden. Bei den Gedichten von Annette von Droste aber ist der Eindruck ein ganz anderer: hier sind erhabene Schönheiten, große Gedanken, geniale Fehler, kühne Häßlichkeiten — kurz hier ist

eine Welt für sich; hier hat ein Geist gebaut und geschaffen, der originell und eigensinnig von der Alltäglichkeit abgewendet seines Weges gegangen ist, der sich von Niemand hat Regeln geben lassen und dessen starrer Unabhängigkeitssinn lieber eignes Unkraut auf seinen Beeten zog als civilisirte Pflanzen aus dem Saamen Andrer.

So entstand dieser Band Gedichte, so eigenthümlichen Gepräges, so gedankenschwer, so reich an neuen Bildern und Vergleichen, so mannigfaltig an neuer Wendung aller Empfindungen, so seherartig tiefsinnig, wie nie eine Frau in Deutschland dichtete; aber oft auch so sibyllinenhaft wirre und unverständlich in Gedanken und Form, so sorglos abgewendet von der gewöhnlichen Denk- und Ausdrucksweise, so hartnäckig abgeschlossen gegen die Stimmen und Rufe der Zeit, wie wieder nur die Gedichte einer Frau sein können, einer Frau, die abseits vom Strom der Zeitbewegung sich auf eine stille Insel sinniger Betrachtung zurückgezogen hat. Diese Insel ist nach und nach zu der Atlantis ihrer Träume geworden; dazu hat die Dichterin sie ausgeschmückt mit jener glücklichen Anlage der Frauen, auf alle Lockung der Ferne zu entsagen und die nächste Nähe zu einer lieben trauten Heimath des Gemüths einzurichten.

In irgend einem abgelegenen Waldschlosse Westphalens lebend, von der äußeren Einförmigkeit der Tage auf die Beobachtung der innern Ereignisse des Seelenlebens, den Wechsel aller Beziehungen und Verhältnisse geleitet, umgeben von den Traditionen alter patriarchalischer und glücklicher Sitte, an deren eigenthümlichem Gepräge die Zeit reibt, glättet und zerstört, mußte der Gedanke, der sich vor allen der Dichterin Betrachtung aufdrängte, der Gedanke der Vergänglichkeit sein. Alte wohlthuende Verhältnisse des Landlebens schwinden, die Freundschaften der Jugend lockert die Zeit, die eins dahin, das andre dorthin reißt. Die Kronen uralter Eichen, die einst stolz um die feudale Herrlichkeit des väterlichen Herrn-

hauses mit seinen Pfefferbüchsen und Wappenschildern rauschten, wurden kahl wie das Haupt eines treuen alten Wächters: in der Dorfkirche ist nach und nach mehr als ein rautenförmiges schwarzes Sterbewappen zu den vorhandenen alten gehängt worden. Die mächtige gewölbte Ritterhalle, wo einst die Väter in dem eichenen Ehrensitz thronten und richteten und schlichteten, ist in kleine, elegant eingerichtete Zimmer verbaut; der alte Burgdonjon ist abgebrochen und an seiner Stelle steht eine kränkelnde junge Linde über den verschütteten geheimnißvollen Verließgewölben, aus welchen die Phantasie des Kindes seine ersten Mährchenschauer zog. In solcher Umgebung denken wir uns die Dichterin, von ihr scheint sie inspirirt, wenn sie ihre Poesien niederschreibt. Sie sieht den Verfall, den Abbruch, die Zerstörung; sie sieht nirgends dagegen den Neubau und den Ersatz; sie sieht auch die Liebe und das Gefühl schwinden und keine andre Errungenschaft an deren Stelle treten:

Nun aber sind die Zeiten,
Die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
Zerhaun wir was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände,
— Sie bleiben kalt und leer. —
Nichts liebend, achtend Wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich!

In solcher Weise geht durch die meisten dieser Gedichte eine elegische Klage über den raschen Wechsel und das Schwinden der Zeit, und überall spricht sich der Wunsch aus festzuhalten, was einmal errungen ist. So erhält der Gedankengang der Dichterin von vorn herein das conservative Gepräge, das jedoch fern von aristocratisch-politischer Färbung sich lediglich in den Sphären des **Gemüths** und der **Sitte** geltend zu machen sucht. In den hierhin gehörenden Gedichten wechseln die melancholische Klage, die weiche Fürbitte für das von der Zeit Verurtheilte, die ernste Mahnung und der edelste Zorn wider allen Frevel, den der melancholische Uebermuth und die trostlose Lustigkeit unserer Zeit begeht, in reichster Eigenthümlichkeit und Gedankenfülle ab.

Eine zweite Seite des Wesens unserer Dichterin ist der **Natur** zugewendet. In diese, zumeist in eine einfache bescheidene Natur, wie es die der westphälischen Heimath der Sängerin ist — eine Natur ohne Prunk und Pracht, aber voll Lohnes für die theilnehmende Betrachtung, die auch dem einfachen Reize sich hingibt — hat sie sich versenkt und mit einem fabelhaft scharfen Blicke, mit einem außerordentlich innigen Verständniß sich eingesponnen. Sie hat sich eingelebt mit allen Sinnen in das Weben und Leben, das Schaffen und Treiben der Natur; sie versteht ihre leisesten Stimmen, sie verfolgt ihre zartesten Farbennuancen; sie spinnt ihre Träumereien in die flatternden Seidenfäden ein, welche die Elfen beim nächtlichen Ringeltanz um Blumen und Halme

schlingen, schaukelt sie in dieser Verpuppung eine Weile am schmalen Blatt des Schilfes hin und her und läßt sie dann als farbenglänzenden Tagfalter eines schönen Gedankens aus dem Gespinnst entschlüpfen. Jeder kleine Erdfleck, jeder duftige Knospenzweig, jede flatternde Libelle bietet ihrem scharfen Auge so vieles dar was sie fesselt, daß sie oft Mühe hat, sich loszureißen und zu größern Anschauungen sich aufzuschwingen. Hier und da führt weibliche Neigung zur Beschäftigung mit dem Detail in der That viel zu weit in's Einzelne ab. Aber immer fordert Annette v. Droste unsere Bewunderung für ein eminentes Talent der Beobachtung, das von einem ebenso großen Talente lebendiger Darstellung begleitet wahre Meisterwerke schafft, z. B. die Poesien: „die Lerche", „der Weiher" und andere.

Wie die Sphäre des Gemüthslebens, wie die Segnungen treuer Pietät für die Sitte einer gefesteteren Vorzeit, wie ferner die Natur die Dichterin beschäftigen, so zieht auch die Geschichte ihre Blicke auf sich. Sie hat mit epischen Darstellungen begonnen, sie gibt ein umfassendes Gemälde der Niederlage des Herzogs Christian von Braunschweig, sie liebt alte Geschichten zu erzählen, sich in Familientraditionen zu ergehen, die feudalen Herrlichkeiten einer verschollenen Zeit heraufzubeschwören, und wir finden hier eine Bildung, welche sich hauptsächlich an den Werken Walter Scotts und an seiner Geschichtsanschauung groß gezogen haben mag. Im Ganzen, wie unübertrefflich durch Lebendigkeit der Schilderung, durch originale Wendung, durch Kühnheit und Kraft des Ausdrucks viele ihrer Balladen auch sind, z. B. der Graf vom Thal, die Vorgeschichte u. s. w., finden wir die Dichterin auf diesem Gebiete doch minder groß, als auf den andern Gebieten ihrer Muse. Es fehlt zu oft hier die Klarheit der Diktion; jener Eigensinn sich selbst die Form zu schaffen, welche dem Gedanken am meisten analog ist, und die Sprache in cavalierem Uebermuthe zu diesem Ende zurecht zu biegen,

wird hier mitunter bis zu einem Grade getrieben, daß dem Leser nicht allein das Verständniß einzelner Stellen sondern auch der ganzen Intention der Dichterin schwindet. Doch bleibt hier immer und überall das Gepräge des außergewöhnlichen Talents sichtbar, und einzelne Stellen sind von unnachahmlicher Schönheit.

Ich will hier zwei Stellen neben einander folgen lassen, um zu zeigen, welchen weiten Umfang die Darstellungskunst dieser begabten Frau beherrscht. In dem Gedichte: „die Krähen“ erzählt eine alte „Krähenfrau“, die dem jüngern Nachwuchs ihre Memorabilien aus einem bewegten Leben mittheilt, Folgendes von dem „tollen“ Christian von Braunschweig, dem Champion der unglücklichen Elisabeth von der Pfalz:

Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt er schießen;
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

An einem Sommertag, — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reuter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als Kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch' Geschrei, Geschnaub', Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaußt, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut', noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.

In welchem Contraste zu dieser Kraft des Ausdrucks, zu dieser kühnen Skizzirung eines Wouvermann's, die vielleicht keiner unserer heutigen donnerschmetternden Poeten erreicht, steht die zarte frauenhafte Milde der Gedichte: „die junge Mutter“, „Nach fünfzehn Jahren“, „das vierzehnjährige

Herz", „die beschränkte Frau", „junge Liebe", und endlich das folgende Bruchstück eines Gedichtes an einen Freund:

Schon seh ich ihn, im gelben Licht,
Das seines Ofens Flamme spielet,
Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.
Ich seh ihn, wie, die Stirn gestützt,
Er leise lächelt in Gedanken;
Wo weilen sie? wo blühen itzt
Und treiben diese zarten Ranken?

Baun sie im schlichten Haidekraut
Ihr Nestchen sich aus Immortellen?
Sind mit der Flocke sie gethaut
Als Thräne, wo die Gräber schwellen?
Vielleicht in fernes fernes Land
Wie Nachtigallen fortgezogen,
Oder am heiligen Meeresstrand,
Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald steiget;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Säuseln lind
Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt, so vorgebeugt,
Die hohe Stirn vom Schein umflossen,
Das Ohr wie fremden Tönen neigt,
Und lächelt geistigen Genossen,
Ein lichter Blitz in seinem Aug',
Wie ein verirrter Stral aus Eden, —
Da möcht' ich leise, leise auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden.

Besonders verdient eine Dichtung hervorgehoben zu werden, welche „Ein Sommertagstraum" überschrieben ist. Die Dichterin liegt träumend während eines schwer heraufziehenden Gewitters, und umgeben von allerlei Gegenständen, welche auf Sammlerliebhabereien deuten, hört sie im Traume diese zusammen flüstern und reden; ein Autograph — es sind die Schriftzüge des abentheuerlichen Königs Theodor von Corsika —, ein römischer Denar, eine Erzstufe und eine Muschel sind es, welche die Unterredung führen; und so verschieden die Dinge sind, von denen jedes zu erzählen hat, so lastet doch auf jedes Worten und Bildern schwüle Gewitterluft, und endlich langt jedes in überraschend gut motivirter Wendung bei Blitzen und dem Rieseln von Tropfen an, bis das Erwachen der Träumenden zeigt, daß während ihres Schlafs ein Gewitter mit seinen Blitzen und Schauern sich entladen hat.

Charakteristisch ist noch eine vierte Sphäre, worin Annette v. Droste sich zu bewegen liebt. Dies ist die dämonische, die Welt des Jenseits in ihrer Berührung mit der diesseitigen. Die Dichterin sucht vorzugsweise gern das Unheimliche auf, und einen Geist nach dem andern läßt sie vor uns auftauchen, die grauenerregend durch ihre Balladen gehen, stumm und schweigend, oft hartnäckig allen Aufschluß über Zweck und Ziel ihres Kommens weigernd, und dann nichts als ein rohes Wunder darstellen ohne dichterische Bewältigung und Gestaltung zu künstlerischem Werke. Dies leitet uns auf die schwache Seite dieser Gedichte überhaupt. Man sieht nur zu oft, die Dichterin glaubt sich ein völliges Genüge gethan zu haben, wenn sie ein Phänomen irgend einer Art genau wie es dem äußern Sinne erscheint abcopirt hat; das Nachmalen der Natur ist ihr Kunst; hinter dem Phänomen oder der seltsamen Erscheinung einen Gedanken zu suchen fühlt sie nur zu oft kein Bedürfniß. Je seltsamer und wunderbarer etwas ist, desto lieber muß es ihr mithin sein, und das

nichts wunderbareres gibt als Ahnungen, Geister und Erscheinungen, so ist es natürlich, daß sich diese vielfältig ihr als Stoffe aufdrängen. Die Beschäftigung damit gibt ihrer Seele nach und nach die Richtung auf das Dämonische; ein Entferntbleiben vom frischen Leben und Kämpfen der Gegenwart befestigt diese Richtung, und so ist jener charakteristische Zug ihrer Muse entstanden, dem einige sehr kalt lassende, aber auch manche tief ergreifende Gedichte ihre Entstehung verdanken, z. B. das erschütternde „Spiegelbild", worin der Verfasserin beim eigenen Anblick dämonisch-unheimliche Gefühle erregt werden und wo sie schließt:

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,
Ein fremdes Daseyn, dem ich mich
Wie Moses nahe, unbeschuhet;
Voll Kräfte, die mir nicht bewust,
Voll fremden Leidens, fremder Lust;
Gnade mir Gott, wenn in der Brust
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht sich einen.
Ja, trätest aus Kristalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd ich, und
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

Trotz einzelner schöner Poesien wie diese aber können wir die Neigung todte Geister heraufzubeschwören nur da gelten lassen, wo sich zugleich ein Verständniß des lebendigen Geistes zeigt. Daher mußten wir schon oben ihre geschichtlichen Darstellungen zurückstellen hinter diejenigen ihrer Gedichte, welche der Sphäre des Gemüths angehören. Sie begnügt sich bei der Geschichte zu oft mit der Malerei der äußeren Conturen des Ereignisses; sie geht immer auf eine unkünstlerische mate-

rielle Wahrheit, auf eine arithmetische Genauigkeit aus, sie macht aus dem Historienbild ein Genrebild, und ohne lebhaftes Organ für die Forderungen des Idealen muß sie consequent ein Daguerreotyp noch über die erhabenen Schöpfungen eines Raphaelischen Genius stellen. Ihre Weise, die Natur mikroskopisch zu beobachten und bis in's genaueste Detail zu verfolgen, welche sie so oft am kleinen Raume fesselt und von der Anschauung des Gesammtbildes abhält, wird von ihr auch auf die historische Person, überhaupt auf den Menschen, den sie schildert, übertragen. Der einfache und große Grundgedanke einer Existenz geht ihr zu oft in der Betrachtung aller kleinen Nebeneigenschaften, im Gewirre des Untergeordneten und Vergänglichen verloren. Soviel sie auch das Schwinden des Respekts vor der Autorität und den Mangel an Pietät unserer Zeit beklagt, so bringt sie selbst doch nirgends ein Opfer der Pietät oder einen Ausdruck des Respekts vor irgend einer historischen Größe; und die Vertreter der größten Gedanken der neueren Geschichte müssen vor ihr untergehen im Gewirr kleiner menschlicher Schwächen. Diese Art der Anschauung zeigt sich nicht allein bei der Auffassung des Einzelnen oder des individuellen Verhältnisses, sondern der Zeit im Ganzen; ihre elegisch-conservative Klage über die Zeit beweist eigentlich nichts Anderes als ein großartiges Mißverständniß der Zeit. Die Geschichte der Gegenwart ist der Verfasserin dieser Gedichte unbekannt, und aus den kleinen Schattenseiten, die sie beobachtete, hat sie sich ein Bild der Gegenwart zusammengesetzt, welches dieser gleicht wie der Esel dem Pferde. Von dem Wehen des öffentlichen Geistes in Deutschland abgesperrt, glaubt sie den ungeheuern Aufschwung unsers politischen Bewußtseins nicht; diese Ketzerei hat der Verbreitung ihrer Gedichte unendlich geschadet, denn wir verlangen heute stürmisch von unsern Dichtern, daß sie erfüllt seien von unsern Gedanken und daß sie mitziehen an dem großen politischen Karren, der freilich zu tief festge-

fahren sitzt, als daß man einer aristocratischen Damenhand zumuthen könnte in seine Speichen einzugreifen. Aber die Dichterin wird deßhalb verzichten müssen, je den Beifall der großen Menge zu gewinnen, deren Aesthetik sich nach dem Winde der literarischen Mode richtet; desto tiefer wird der Eindruck sein, den ihr sittlicher Ernst, die cristallhelle Lauterkeit ihres Wollens und die ureigenthümliche Welt ihres Dichtens und Trachtens auf Menschen von poetischer Organisation machen wird.

Karl Simrock.

Von Gottfried Kinkel.

„Ich gieß aus vollem Horne der Sage flüßiges Gold.“
Amelungenlied.

So stark gegenwärtig bei uns die poetische Produkzion an Masse und Umfang erscheint, giebt es doch grade jetzt auffallend wenige Persönlichkeiten von denen das Vaterland mächtige Dichterwerke erwarten darf. Die meisten Häupter die schon weißes Haar schmückt sind verstummt oder wuchern bloß noch mit früherem Ruhm. Von den Männern mittlern Alters ist uns der Einzige der auf dem Wege zu gewaltiger Wirkung war recht mitten in seiner Kraft gestorben; einen Andern, heiß als Lyriker, begeistert als Epiker, hat ein noch schwereres Schicksal geraubt. Von den Jüngeren aber schweigen Viele die gute Hoffnung gaben, weil sie das praktische Leben für wichtiger halten als das der Idee; Andere haben das Lied zur Waffe gemacht und verstummen in Unmuth, weil es ihnen nicht gelang damit blutende Wunden zu schlagen; gar oft auch zerbröckelt bei wahrem Talent die Schöpferkraft durch falsche Vielseitigkeit des Arbeitens, durch aufgezwungenes journalistisches Handwerkern oder durch heftige, über das Maß hinausstrebende leidenschaftliche Aufregung. Da thut es denn wohl, auf einen Schriftsteller zu blicken der sein Lebensziel klar ins Auge faßt und mit Fleiß und Ausdauer verfolgt, der zugleich an Umfang wie an Tüchtigkeit des Schaffens zu unsern Ersten gehört, der endlich unter all den kurzathmigen Eintagswerken der Literatur mit einer ausgedehnten, viele

Jahre ausfüllenden und in ihrer Art ganz einzigen Schöpfung hervortritt. Dieß ist Karl Simrock. Unsere Literaturgeschichten nennen ihn noch nicht einmal alle, in den Schulen lernen die Knaben seine Heldensage noch nicht, und unsere Düsseldorfer werden noch Jahre lang zum zwanzigsten Male Hagen und Kriemhilt, den Zank der Königinnen und sentimentale Tassosche Jerusalemsszenen malen, ehe sie aus Simrocks Amelungenlied den Fang der blühenden Schwanjungfrauen und Wachildens Minne oder die Wisentjagd oder die Verlockung der Pfleglinge Eckarts durch Frau Venus und durch den wilden Jäger schildern! Und doch — wer sich losgemacht hat von dem Vorurtheil daß jetzt keine Dichter mehr aufstehen, wer dann diese in tausend bunten Blumen und Dolden hervorschießende Blüte des Abenteuers in Wieland und Dietleib, oder die kunstfertige Geschlossenheit des Wittich, oder endlich jene furchtbar sich steigernde Bosheit, jenes mit dramatischer Stärke fortschreitende Verderben in Sibichs Verrath, wer diesen unermeßlichen Reichthum von erfindender und gestaltender Fantasie wägt, dem kann hinfort kein Zweifel daran sein daß diese tendenzlose Poesie, die nichts sein will als ruhiges Epos, ihre sichere Ewigkeit in sich trägt und zahllose Namen überleben muß, die freilich jetzt im Sturm der Parteien hüben und drüben lauter erschallen als der des friedlichen rheinischen Epikers.

Der Vater unseres Dichters, Nikolaus Simrock, kam noch vor der französischen Revoluzion vom Oberrhein nach Bonn und trat als Musikus in die kurfürstliche Kapelle ein. Zunächst auf Herausgabe von Musikstücken, die dort ausgeführt wurden, gründete er einen musikalischen Verlag, den er durch Rastlosigkeit und Ordnungsliebe bald zu einem der bekanntesten und bedeutendsten Geschäfte dieses Zweiges erhob. Er hinterließ bei seinem 1832 erfolgten Tode eine begüterte und zahlreiche Familie. Der Dichter hat seinem Vater, dem

eigentlichen Gründer des Hauses, außer der Dedikazion seines „Armen Heinrich" auch, in den Gedichten einen Denkstein gesetzt der Beide ehrt.

Hier in Bonn wurde am 28. August 1802 Karl Josef Simrock geboren. Er scherzt in den Gedichten darüber daß er seinen Geburtstag mit Goethe zusammen feiert. Den zweiten Vornamen Josef hat er noch in den Tenzonen mit Wackernagel und Andern beibehalten, die man am Schlusse der Gedichte findet. Es scheint, daß in den nächsten Umgebungen des Knaben jene lebhafte Begeisterung für das Franzosenthum waltete, mit der das Rheinland den Eroberern entgegen kam denen es seine Erlösung von einem Jahrtausend der Priesterherrschaft, von Zunftzwang, Ideenarmuth und Erbärmlichkeit aller merkantilen und bürgerlichen Verhältnisse dankte. Wie die Söhne fast aller begüterten und gebildeten Familien, erhielt auch Karl Simrock seinen Jugendunterricht im französischen Lyceum: aber schon der Knabe trug mit Verdruß den Zwang der hier die Muttersprache entfernt hielt, und las lieber heimlich die Heimonskinder als die Henriade: später, als Jüngling, wandte er sich mit Unmuth von der Fremdherrschaft ab und begrüßte freudig in dem neuen Anschluß des Rheines an Deutschland das Morgenroth einer größern Zeit. Im Eingang zu seinem „Dietleib" spricht daher Saga zu ihm:

Denkst du der Jugendträume, der frühen Eide nicht mehr?
Da zu des Auslands Götzen sich alles Volk verlief,
Im Rausch von welscher Größe den deutschen Sinn verschlief,
Schier wollte dir verbluten das Herz ob solcher Schmach.

Diese Richtung seiner frühen Jugend mag ihn später den Studien deutscher Sprache und Schrift in die Arme geführt haben, welche unter dem Antrieb des jungen Vaterlandsgefühls eben damals, nach den Befreiungskriegen, so rasch in die Blüte schossen, und sicher hat diese Entscheidung

zwischen zwei großen Prinzipien, in welche schon der Knabe hineingestoßen wurde, dem Manne jene entschieden deutsche Gesinnung verliehen die in Form und Gehalt seiner Poesie wie in seinem Charakter so unerschütterlich fest steht. Das damalige Rheinland in seiner Ideenlosigkeit, seiner lustigen aber geistesarmen Gemüthlichkeit war freilich nicht geeignet sein dichterisches Talent zu wecken: er begann an der eben gegründeten Universität seiner Vaterstadt die juridischen Studien. Aber er näherte sich doch bald an Heinrich Heine, der als unbekannter, zurückgezogener und blöder Student in Bonn lebte und beim Abgang von der Universität einem bonner Buchhändler vergeblich den Verlag jener Lieder antrug die hernach einen Verleger reich gemacht haben. Ferner wurde Simrock damals (1818) der erste Zuhörer A. W. von Schlegels in der ersten Vorlesung die dieser in Bonn hielt, nämlich dem Kolleg über deutsche Literatur und Sprache. Bei der ungemeinen Ungründlichkeit des berühmten Gelehrten in diesem Fache konnten die Vorträge wenig belehren, aber doch sicher vielfach anregen. Auch stammen aus jener Zeit schon zahlreiche Gedichte Simrocks, denen er später in der Sammlung keinen Platz gegönnt hat. Zunächst um die Rechtswissenschaft zu vollenden, ging er nach Berlin, und begann auch dort im Jahr 1826 die Staatslaufbahn als Referendar beim Kammergericht. Daneben hat er, wie fast Alles was damals in Berlin lebte, die filosofischen Vorlesungen Hegels besucht, welche einen starken Einfluß auf manche seiner persönlichen Ansichten scheinen gewonnen zu haben. Aber neben diesem Allem brach hier, wo die reichsten Hülfsmittel und die mächtige Förderung durch Karl Lachmanns Forschungen ihr entgegen kamen, jene Grundneigung seiner Seele sich die Bahn, welche ihn zu Literaturstudien, vorzüglich zu dem deutschen Mittelalter hinführte. Diese Studien sind die Unterlage seines Wissens, der Hintergrund auch seines dichterischen Schaffens geworden. Die Uebersetzung des

Nibelungenliedes, welche 1827 erschien und seitdem noch drei Auflagen erlebte, führte ihn rasch in die Gunst des lesenden Publikums ein, und erweckte bekanntlich noch des greisen Goethe Anerkennung: das Werk gemahnte ihn nach jenem bekannten Ausdruck, „als ob ein verdunkelnder Firniß von einem Gemälde weggenommen wäre, und die Farben in ihrer Frische uns wiederum ansprächen." Jetzt trat Simrock auch mit eignen Gedichten hervor. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften und Almanachen gab er mit seiner Uebersetzung des Armen Heinrich von Hartmann von Aue eine kleine Sammlung von Romanzen verwandten Stoffes heraus. Dieß berliner Leben war überhaupt reich an mannigfacher Erregung und Thätigkeit. Die von Hitzig begründete Mittwochsgesellschaft brachte die schriftstellerischen Notabilitäten der Hauptstadt mit den anwachsenden Talenten in freundliche Berührung. Chamisso, damals selber im frischesten Schaffen, näherte sich stets mit Vorliebe dem jugendlichen Poetentreiben. Oft kam er sogar zu Simrock um von ihm Stoffe für poetische Bearbeitung zu erhalten, und er verschmähte nicht als entscheidender Richter eine Tenzone zum Abschluß zu bringen, welche nebst vielen andern damals aus der Freundschaft Simrocks mit Wilhelm Wackernagel hervorging. Man findet diese und einige andere Streitgedichte, zu denen als Dritter einmal auch Franz Kugler hinzutritt, in der Sammlung unsres Dichters: ein gleich großer Vorrath solcher heitern Spiele steckt noch in der Handschrift. Mit Curtius und später mit Coppenhagen gab Simrock endlich seit 1827 die berliner Stafette heraus, welche später den Namen „Oppositionsblatt" annahm und durch die Rastlosigkeit der jungen Redakteure besonders für die Theaterkritik bald ein sehr gelesenes Blatt wurde. Man traf sich nach Tische bei Stehely und vertheilte die Theater der Residenz unter sich: nach dem Schluß derselben wurde die Kritik aufs Papier geworfen, der Setzer holte sie um Mitternacht ab, einige Stunden später begannen die Drucker ihre Arbeit, und

der Abonnent der am Orte wohnte fand Morgens 6 Uhr an seinem Bette das Urtheil über die Aufführung, die ihn acht Stunden vorher noch gefesselt hatte.

Mitten in dieß rege Leben fiel die Katastrofe, welche Simrocks ausschließliche Hingabe an seine Lieblingsneigungen entschieden hat. Er war der erste deutsche Dichter, welcher die Julirevoluzion mit Begeisterung begrüßte: noch unter dem Brausen ihrer Stürme brachte der „Freimüthige" sein berühmt gewordenes Gedicht zum Preise der drei Farben. Mit Recht hat Gödeke in seiner Sammlung der Dichter von 1813—1843 hervorgehoben, daß sich für die politische Gesinnung Simrocks kein juridisch haltbarer Schluß aus diesen Gedichten ziehen ließ. Aber der Schreck des großen Ereignisses waltete: eine Kabinetsordre entfernte ihn aus dem preußischen Staatsdienste. Er verweilte noch zwei Jahre in Berlin, bis der herannahende Tod des Vaters ihn in die Heimat forderte. Drei Tage vor dem gefürchteten Ereigniß verließ er Berlin, drei Stunden zu spät kam er an. Und es ging ihm wie er selbst es besingt: obwol er nicht in der Meinung dazubleiben gekommen war, ließ ihn der Rhein nicht mehr los.

Die Literatur hat sich beim Staate für jenes Einschreiten zu bedanken. Seitdem ruhte Simrocks juridisches Studium, und die volle Muße des begüterten Grundbesitzers in einer kleinen, aber vom Wellenschlag des Völkerlebens und aller weltlichen Dinge nicht unberührten Stadt kommt seinen Dichterarbeiten zu Gute. Seine schaffende Thätigkeit ist hier am Rhein mächtig gewachsen, hier hat er auch zuerst Athem geschöpft für die größte Aufgabe seines Lebens, für die Umdichtung und Vollendung unserer Heldensage. Am 22. Juli 1843 verheiratete er sich mit seiner Landsmännin Gertrud Ostler, der er als Gatte und Vater das schönste häusliche Glück dankt. Was sie ihm ist, drücken in seiner Sammlung die vier Gedichte „Mit einem Kranz" aus; aus dem letztern unter ihnen dürfte man folgern, daß diese Liebe an eine frühe

Neigung sich schloß die schon vor des Dichters Abreise nach Berlin in Blüte stand. So lebt er, stets thätig, abwechselnd zwischen der Stadt und seinem Weingut Menzenberg, das auf dem klassischen Boden seiner Heldenpoesie liegt: es schaut auf das blühende, im Schlachtlied gefeierte Thal von Honnef, dessen Gleichen an Fruchtbarkeit, Quellenreichthum und Nachtigallenschlag das ganze Rheinland nicht hat; nordwärts schließt der Drachenfels, vom Zauber der glänzendsten Sage umflossen, den weiten Blick; gegen Osten aber dehnen sich im Bergwald die Schluchten, in welchen nach alter Volksüberlieferung Dietrich von Bern den Ecke und dessen Brüder erschlug. Dorthin folgt ihm Saga, „die Freundin Odins, der huldigend und opfernd er seine Zeit weihet", und er selber preist im Eingang der „Ecken Ausfahrt" dieß sein glückliches Geschick:

Du winkst mir, Saga, wieder, o Lust, ich folge gern
Wohin Du mich auch führest, und wär es noch so fern.
Sie sprach aus goldnem Munde: Du bist mir hold, ich weiß
Und giengst in eine Wüste auf deiner Göttin Geheiß.

Das will dir heute lohnen die Herrin deiner Wahl:
Sie will am Rheine wohnen, in dein geliebtes Thal,
Dein trautes, dich begleiten, wo dir die Rebe blüht
Und an den sieben Bergen die Sonne scheidend verglüht.

Und so ist durch jene Wendung seines Lebensgeschickes Simrock ganz und ausschließlich in die Thätigkeit des Poeten und Schriftstellers geworfen worden. Nach allen Seiten hin hat er hier Anerkennung erworben, wenn er sie auch manchmal erst spät erzwang: manche gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Mitgliede, die filosofische Fakultät in Tübingen zum Doktor der Filosofie ernannt. Nur der Staat hat bisher nichts gethan, um jenen Schritt vergessen zu machen. Niemand leugnet daß Simrock jetzt zu den ersten Kennern der deutschen Literatur gehört; jede seiner einleitenden Abhandlungen über ältere Dichterwerke, die er herausgab, lieferte

einen neuen Beweis für sein ungemeines Talent, die Wissenschaft zu popularisiren, scharf und klar das Wesentliche der Dinge hinzustellen, mit Einem Worte: lehrend zu wirken — und diesen Mann hat man nun sechszehn Jahre in einer Universitätsstadt leben und schreiben lassen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ob er für ein Lehramt zu gewinnen war!

Der bloße Titel-Ueberblick der Schriften, welche Simrock seit seinem ersten Auftreten vor etwa zwanzig Jahren veröffentlichte, läßt alsbald in ihm eine Kraft und Ergiebigkeit des Talents verbunden mit einer Ausdauer des Schaffens erkennen, die schon allein ihn zu einer unserer ersten schriftstellerischen Persönlichkeiten erheben. Es sind drei Kreise in denen sein literarisches Arbeiten sich bewegt hat, als Uebersetzer und Herausgeber, als Prosaist und als selbstschaffender Dichter.

Simrocks Prosa zeigt sich uns außer kleinern Aufsätzen und Kritiken, die er für verschiedene Zeitschriften lieferte, besonders in den literargeschichtlichen Abhandlungen, die er seinen Uebersetzungen des Wolfram, des Orendel und anderer Dichtungen beigegeben hat. Sie zeichnen sich durch methodische Klarheit der Untersuchung, durch leichte Sprache und gefällig-heitre Wendungen aus. Sein umfangreichstes Werk aber in dieser Gattung bleibt der Text zum „malerischen und romantischen Rheinland" (Leipzig 1840), ein Buch vom reichsten Inhalt. Man findet hier treffliche Forschungen über Geschichte und Sage in anziehendster Form dargestellt; auch die landschaftlichen Schilderungen sind erfreuend; weniger genügt das Kunstgeschichtliche, weil in diesem Fache die Wissenschaft seit dem Erscheinen des Buchs schon bedeutend weiter geschritten ist. Durch den gefälligen Stil, die große Mannigfaltigkeit und das Fernhalten alles trocknen oder bloß gelehrten Notizenwesens eignet es sich vorzüglich zum Reisebegleiter an dem schönen Strom.

In jener andern Eigenschaft als **Uebersetzer** hat Simrock sich ein größeres, ein wahrhaft nazionales Verdienst erworben. Die deutsche Dichtung seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ging auf gefährlichen Pfaden. Was Herder in den Liederstimmen der Völker begonnen hatte, die Ausweitung der deutschen Poesie durch das Gefühl und die Formen aller fremden Nazionen, das wurde durch die romantische Schule zum Grundsatz erhoben und in Hinsicht der südlichen Versmaße praktisch durchgeführt. Goethe beförderte diese Richtung, wollend oder nichtwollend, durch den sehr misverständlichen Ausdruck einer Weltliteratur, und erweiterte den Kreis dieses Gedankentausches, indem er noch den Osten hinzubrachte. Auf diesem neuen Kreuzzug sind Platen und Rückert ihm nachgefolgt. Die deutsche Dichtung rückte endlich über China hinaus, bis wir gar von Chamisso Lieder in malayischer Form erhielten. Die Weitherzigkeit, das Weltbürgerthum des Deutschen — sie spiegeln sich mit all ihrem Guten und Schlimmen in diesem Prozeß der Literatur wieder. Jene Bestrebungen entsprechen genau der Zeitperiode in der sie auftauchten: sie sind hervorgegangen aus der Zerfahrenheit in welche die Nazion durch die Sprengung des Reichs und die Fremdherrschaft hineingestürzt worden war. Darum mußte auch mit der erneuten Sammlung und Spannung unseres Volksbewußtseins in der Literatur nicht minder wie im Leben der Kampf gegen diese Ausländerei beginnen. Schon die Dichter des Befreiungskrieges kehrten zu den deutschen Liederformen zurück, mit denen sie denn auch gleich einen ganz andern Effekt bei dem eigentlichen Volk hervorbrachten als jenen Kunstpoeten gelungen war, und mit gleicher Entschiedenheit und Allgemeinheit wie damals haben in den letzten Jahren die nazionalen Tendenzen in Buch und Leben den Sieg davongetragen. Wir erkennen es jetzt daß all jenes Fremde, so trefflich es unsre Sprache in die Schule nahm, doch von den untern Schichten der Nazion nicht verstanden noch empfunden worden ist,

sondern bloß auf die Aristokraten des Geistes eingewirkt hat. Wir wollen entweder keine Poesie oder eine solche die Gemeingut Aller sei, die von der Bühne herab Galerie und Parkett gleich tief erschüttere, die wie in Goethes beßter Zeit ein Einheitsband der durch Bildung und Rang getrennten Stände abgebe. Soll sie das, so muß sie auch das Sprachgewand tragen, in welchem Allen warm und wohl zu Muthe ist: das Gewand ächter, von Alters her einheimischer Versform. Man darf es kühn aussprechen, daß grade beiden Dichtern der Gegenwart, welche am mächtigsten gewirkt haben, sowol das südliche und orientalische als selbst das antik-klassische Formelement am entschiedensten ausgestoßen war.

Es leuchtet ein daß diese Rückkehr zu den ächt deutschen Formen durch nichts so sehr ermöglicht worden ist, als durch Zurückgehen auf die großen mittelaltrigen Muster unserer Literatur. Hatten doch schon manche unserer neuern Dichter halb unbewußt aus diesem Quell sich verjüngt, indem sie dem Volke nachsangen, dessen alte, mit rührender Treue bewahrte Lieder noch einen Abglanz jener gesangreichen Zeit auf uns gerettet haben. Gewiß, ein Arndt, Eichendorff, Heine verdanken diesem Jungbrunnen einen guten Theil ihrer Gunst. Ernster aber und umfassender leitete zu solchen Versuchen die junge Wissenschaft deutscher Sprach- und Sagenforschung ein, welche schon im Anfang unsers Jahrhunderts die Nibelungen in die Erinnerung des Volkes emporhob, seitdem aber die bedeutendsten Dichter aus der Jünglingszeit Deutschlands an das Tageslicht förderte. Der erste Preis in der Forschung, der erste Dank des Volkes gebührt Andern, unter denen der Name Grimm hervorglänzt; die rascheste Anwendung auf die neue Dichtung machte Uhland. Aber das Verdienst jene mittelaltrigen Werke selbst uns Spätgebornen wieder zu mühelosem Genuß dargeboten, die großen Sängergeister aus dem Kreis der Forscher in die Versammlung des Volks wieder eingeführt zu haben — dieß Verdienst hat Simrock. Er ist der eifrigste,

der gewandteste, der treueste Dolmetsch unserer alten Heldenzeit und wieder unseres ritterlichen dreizehnten Jahrhunderts für das neunzehnte geworden, und selbst Die, welche der Gegenwart keine selbstständige und eigene Poesie gönnen, werden ihn von dem Breiten Stein nicht hinabstoßen wollen, auf den er sich durch jene Thätigkeit emporgeschwungen hat.

Nicht als hätte es vor ihm an Versuchen der Art gemangelt: Manches aus der Zeit des Minnegesanges hatte Tieck erneuert, vom Nibelungenlied bestanden neudeutsche Ausgaben. Was aber vor Simrock nicht bestand, das waren richtige und zugleich lesbare Uebersetzungen: gestützt auf die sprachlichen und metrischen Untersuchungen Grimms und Lachmanns begriff er daß man die mittelhochdeutschen Dichter in unsere neuere Sprache vollständig übersetzen müsse und daß es mit dem sogenannten Erneuern, mit dem Hinstellen neuer Wörter an die Stelle der alten, nicht gethan sei. „Zu solchen Erneuerungen," so sagt er selbst in der Vorrede zum Armen Heinrich, „welche die Gleichgültigkeit des großen Publikums gegen diese Gedichte nur zu steigern vermochten, verleitete die Ansicht, als seien dieselben in einer Sprache geschrieben, die zwar veraltet und schwer verständlich, aber doch die unsrige sei, in einer Sprache, die überdies nur eine unausgebildete und völlig gesetzlose gewesen. Hiernach hielt man eine eigentliche Uebersetzung aus derselben in unsere, in welche doch aus allen Mundarten der Welt soviel übersetzt wird, für unstatthaft, glaubte sich aber berechtigt, die alte Sprache an der doch einmal nichts zu verderben sei, der heutigen Rechtschreibung zu unterwerfen, die dunkelsten Worte durch bekanntere zu ersetzen, und übrigens Alles stehen zu lassen, was noch heutzutage verständlich schien. Hieraus entstand unter dem Namen Erneuerung ein Gemischgemäsch, weder neuhochdeutsch, noch mittelhochdeutsch, den Gesetzen der einen wie der andern Sprache gleich sehr zuwider. Leider mußte einer unserer geistreichsten Dichter diese Zwittersprache sogar

in eigenen Gedichten vernehmen lassen. Jetzt, nach so großen Fortschritten in der deutschen Sprachforschung, weiß man, daß die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts so gut wie die heutige ihre Grammatik hatte, und daß sie wegen der Verschiedenheit dieser grammatischen Bestimmungen nicht mit der unsrigen identisch, sondern so weit von ihr entfernt ist, als etwa die Töchtersprachen der lateinischen von einander. Wer aber ins Französische aus dem Italienischen, Spanischen u. s. w. bloß für die Verständlichkeit übersetzen und so viel von dem fremden Idiom beibehalten wollte, als ein Franzose zur Noth verstehen könnte, würde mit Recht verhöhnt und der Barbarei bezüchtigt werden. Und was würden wir zu einem Uebersetzer des Shakspeare sagen, der bloß die selten vorkommenden Worte und Redensarten mit gangbareren, uns näher liegenden vertauschte und übrigens hoffte, der sinnige Leser werde sich nun wol hineinarbeiten?" Besonders auch der äußersten Konsequenz der hier bekämpften Ansicht, der Behauptung Schlegels über die Nibelungen, daß es bei ihnen allenfalls nur einer Erneuerung der Aussprache beim mündlichen Vortrage bedürfe, tritt Simrock entgegen und nennt dieß mit Recht eine durchaus unzulässige Versündigung an dem Charakter des Gedichts und der Sprache. „Ich konnte mich, fährt er fort, da ich so glücklich war Herrn von Schlegel die Nibelungen nach der heutigen Aussprache vorlesen zu hören, selbst überzeugen, daß für ein durch die Lachmannsche Aussprache des Mittelhochdeutschen gebildetes Gehör keine größere Folter erfunden werden könne, als diese erneuerte Aussprache des Herrn von Schlegel."

Gleich stark erklärt sich Simrock aber auch gegen das andre Extrem desselben Kritikers, daß mit Ausnahme der Nibelungen die alten Gedichte ganz neu zu bearbeiten seien: wenigstens fordert er daß derjenige, der an ein solches Werk die umdichtende Hand legt, einen höhern Dichterberuf aufweisen müsse, als sein mittelaltriges Vorbild besessen habe.

„Umdichtungen," so wiederholt er noch in den Anmerkungen zu Wolframs Parzifal, „halte ich nur dann für erlaubt, wenn der neue Dichter dem alten an poetischer Kraft überlegen ist, und so durfte wol Wolfram den Kiot, aber weder St. Marte noch K. Simrock den Wolfram umdichten wollen."

Ich habe den Schriftsteller hier selbst reden lassen, um recht scharf die Grundsätze hervorzuheben an welche er sich bei allen Arbeiten dieser Art so streng gehalten hat. Der Uebersetzung der Nibelungen und des Armen Heinrich ist schon oben mehrfach gedacht worden. Jene ist noch unübertroffen und hat sein eigenes poetisches Vermögen bedeutend gefördert. In dieser Schule lernte er nämlich die Nibelungenstrofe behandeln, in der er jetzt unter uns Deutschen der erste Meister ist. Er hat ihr den glücklichsten und regelrechtesten Wechsel von Ruhe und Bewegung wieder verliehen, der dieß Maß, ähnlich wie den Hexameter, zum epischen Maß stempelt, während sie bei Grün durch die Willkür in der Silbenzahl der Senkungen oft ins unruhig Malerische zerflattert, bei den meisten Andern aber, und selbst in Balladen wie Uhlands Eberhard, manchmal zu eintöniger Gleichförmigkeit erstarrt. Wer aber an dem ächten Gehalt jenes großen Epos sich erfreuen will, dem möchten noch mehr als jene vollständige Uebertragung die „Zwanzig Lieder von den Nibelungen" (Bonn 1840) behagen. Hier hat Simrock nach Lachmanns Andeutungen die ächten Stücke des alten Volksgesanges von den erweiternden und lückenfüllenden Zusätzen des spätern Epikers abgelöst, von dem der Text unseres gegenwärtigen Nibelungenliedes herrührt, und eine lehrreiche Einleitung über den Versbau dieses Epos vorausgestellt.

Mit Wilhelm Wackernagel gab er sodann 1833 die Uebersetzung des Walther von der Vogelweide nebst trefflichen erklärenden Anmerkungen heraus, die wiederum zu seinen verdienstlichsten Arbeiten gehört. Allerdings lehnt sich auch hier die Uebersetzung an Lachmanns Bestrebung an,

dessen gesichtete Ausgabe des Walther dafür den festen Boden gab. Aber auch dieß zugestanden, wieviel war hier zu thun! Lachmann hatte sich, wie fast bei allen seinen Ausgaben, diplomatisch genau nach den Handschriften gerichtet. Da finden sich oft Gedichte von ganz verschiedenem Inhalt ungetrennt hinter einander fortlaufend, weil sie zufällig dasselbe Versmaß haben; außerdem ist an eine Sonderung bestimmter Massen nach dem Inhalt, Staat, Frauendienst, Glaube, dort noch keine Hand gelegt und für Sacherklärung erst wenig gethan. Man muß diesen schwierigsten, mannigfachsten, genialsten unserer Minnesänger, den einzigen in welchem sich eine wahre Allseitigkeit des Stoffes und zugleich ein innerer Fortschritt durch mehrere dichterische Perioden und Manieren unterscheiden läßt, in der ursprünglichen Gestalt kennen und sich an Lachmanns streng wissenschaftlicher Ausgabe abgemüht haben, um den Fleiß und Scharfsinn würdigen zu können mit denen die Uebersetzer getrennt und zusammengestellt, erläutert und die künstlichsten Maße genau wiedergegeben haben; aber auch darum muß man den Walther kennen, um richtig zu schätzen welch eine große Gabe in diesem edeln Geiste hier zum zweitenmal der Nazion zu Theil geworden ist.

Das dritte große Werk dieser Gattung ist die 1842 herausgegebene Uebersetzung des großen Epos Parzifal und des Titurelfragments von Wolfram von Eschenbach. Die dunkle, oft gesuchte Sprache dieses Dichters, für deren Aufhellung gleichfalls noch wenig geschehen ist, machte hier die Hauptschwierigkeit, und Simrock selbst gesteht daß er eine Zeile für Zeile wiedergebende Uebersetzung lange für unmöglich gehalten habe, wenn eine genießbare Lektüre zu Tage gefördert werden solle. Trotzdem ist es seiner Formgewandtheit gelungen sogar ein leicht lesbares Werk hinzustellen, obwol er natürlich das viele Barocke im Geschmack und in der Fantasie seines Vorbildes nicht mindern durfte. Auch hier sind denn die vom Uebersetzer zugegebenen Inhaltsverzeichnisse

und Anmerkungen dem Verständniß Wolframs sehr nützlich geworden, und besonders die Untersuchung über die Quellen jener wunderlichen Ueberlieferungen, namentlich der Gralsage, findet man hier mit meisterlicher Klarheit und Verständlichkeit geführt.

Von viel geringerer poetischer Bedeutung ist das Gedicht vom ungenähten Rock zu Trier oder König Orendel, das Simrock in der Zeit als man über diese Dinge stritt (1845) in Uebersetzung gab. Die ungemeine Rohheit, Wundersucht und Möncherei dieses dem zwölften Jahrhundert angehörigen Werkes wird nur durch dessen Wichtigkeit für heidnische Mythologie und deutsche Heldensage sowol als christliche Legende vergütet; letztere veranlaßte daß es in den gelehrten Kampf hineingezogen wurde. Auf die Einleitung des Uebersetzers ist bereits hingewiesen worden.

Am passendsten reiht sich hier die von unserm Dichter begonnene Uebersetzung Shakspeares an, von welcher mehrere Stücke in der Wigandschen Taschenausgabe vorliegen, der Macbeth aber abgesondert nebst dem englischen Texte unter dem Titel: „Shakspere als Vermittler zweier Nationen, Probeband", 1842 bei Cotta erschienen ist. Für diesen Dichter war Simrock schon in seiner berliner Zeit thätig. In der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, welche er im Verein mit Echtermeyer und Henschel in vier Bänden 1831 und 32 herausgab, enthalten die ersten Bände unter dem besondern Titel „Quellen des Shakspeare" in deutscher Uebersetzung die den Ueberlieferungen verschiedenster Völker entnommenen Stoffe, deren Shakspere besonders für seine so kunstvoll zusammengewobenen Lustspiele oft drei bis fünf verwendet hat. Wer dieses Buch durchliest, dem öffnet sich ein tiefer Blick ins Wesen der Poesie. Vom Epos ist zugestanden daß es auf der Ueberlieferung ruhen müsse: auch für das Theater ist bei den Griechen eine gleiche Grundlage erwiesen und anerkannt. Simrocks Buch überzeugt uns daß es bei dem

größten der modernen Dichter auch nicht anders steht, daß nicht die Erfindung sondern die Auffassung des Stoffes den Genius ausmacht, und daß Shakspere nie den künstlichen Reiz eines überraschenden Ausgangs suchte, sondern ganz bekannte rührende oder scherzhafte Geschichten aus dem Volksmunde lieh. Hieran schlossen sich denn schon damals die Arbeiten Simrocks für eine neue Verdeutschung des Dichters selber, aber die 1830 bereits unternommene, hernach ganz umgearbeitete und durch Revision beständig verbesserte Bearbeitung des Macbeth wurde erst 1842 veröffentlicht. Wer jetzt noch mit dem Anspruch vor das Publikum tritt den Shakspere zu verdeutschen, muß beinah eine förmliche Rechtfertigung voraussenden, und dieß thut Simrock in der Vorrede. Er erklärt gradezu daß von manchen Stücken, welche Schlegel nicht übertragen hat, eine neue Uebersetzung, weit entfernt für Vermessenheit zu gelten, ein unabweisbares Bedürfniß bleibe. Die dramatische Sprache, hiervon geht er aus, ist die des Lebens: sie darf die kühnen Wendungen, besonders jene Wortumstellungen in den Sätzen nicht wagen welche der epischen und höchsten lyrischen Poesie Schwung geben. Mit solchen undramatischen Versen haben sich die frühern Uebersetzungen mit Ausnahme der Schlegelschen allerdings stark versündigt, meist indem sie der englischen Wortfolge zu treu blieben, und in der That ist es hierdurch, um ganz von der Bühnenaufführung zu schweigen, schon beim Vorlesen des deutschen Shakspere oft ganz unmöglich geworden dem Zuhörer den Sinn faßlich zu machen. Grade für die theatralische Darstellung ist nun Simrocks Macbeth eingerichtet: die Verse leicht, die Sprache schlicht und doch meist poetischer als in jenen steifern Uebertragungen, manchmal sogar wörtlicher. Von der deutschen Bühne versteht es sich freilich von selbst daß sie dieß eigens für sie bestimmte Unternehmen gänzlich unbeachtet ließ.

Unter den Schätzen älterer Literatur, um welche Simrock nur als Herausgeber sich verdient gemacht hat, ragen vor Allem die Volksbücher hervor: auch sie, wie Volkslied und Märchen, dem Stoffe nach meistens ein Erbe unsrer alten großen Kunstperiode, ja zum Theil noch ältern Ursprungs, aber in ihrer jetzigen Form erst am Schlusse des Mittelalters aufgezeichnet. Selbst nachdem Tieck das unsterbliche Verdienst erworben hatte sie aus den Kreisen des Landvolks wieder unter die Gebildeten einzuführen, haben sie bisher nur noch traurige Schicksale erlebt. Man las sie in Jahrmarktsausgaben auf Löschpapier mit jenen ganz verwilderten Holzschnitten, wo die Helden bis ans Brustbein im Sattel sitzen, wo dem Siegfried wirkliche Hörner durch den Helm wachsen und der Ritter Peter mit Stock und Degen, Haarbeutel und Klackhut zur schönen Magelone eintritt. Die geistliche Censur hatte in katholischen Ländern alles Naive, in protestantischen mehr die Derbheiten weggeschnitten, wo denn besonders Eulenspiegel seine Strafe für das viele Gottlose erhielt was er im Leben begangen hatte. Zuweilen wurden auch schlechte neue Erfindungen eingeschoben, um jene Lücken einigermaßen zu büßen, oder man modernisirte durchweg die Sprache. Ja der Misverstand der ältern Ausdrücke führte die wunderlichste Verballhornung mit sich, wie denn Tieck erzählt daß ein Volksbuch zwei Ritter, statt mit Geleien, Turnierlanzen, mit Klavieren gegeneinander rennen ließ. Solchen Uebelständen abzuhelfen machte man denn Ausgaben für die Jugend, wo die Schere freilich noch stärker spielte, oder man druckte die schlechten Texte auf etwas besseres Papier ab: Simrock ging auf die ältesten, zum Theil sehr seltenen Ausgaben zurück, die er durch seine Verbindungen mit den bedeutendsten Germanisten sich zu verschaffen wußte, und gab so nicht allein von den bekannten Büchern einen ächten und unverstümmelten Text, sondern konnte auch mehrere dieser Bücher, die nicht mehr in die gemeinen Ausgaben aufgenommen wurden, als ganz

neue Sünde hinzuthun. Unter diesen sind einige noch in dem alten Gewande mittelaltriger Verse gerettet worden. Jenes prächtige karolingische Vasallenepos von den vier Heimonskindern mit seiner knabenhaften Faust- und Prügelderbheit und dazwischen mit den großen, heroisch-edelmüthigen Zügen, die an bunten Abenteuern reiche Geschichte von Fortunatus, die mit so tief angelegtem Plane aufweist, wie das Gold dem verständigen und muthvollen Manne treu bleibt, aber die Erben, den Feigling sowohl als den Sklaven der Leidenschaft, treulos verläßt und ins Verderben stürzt, und daneben wieder unser altes Dekameron, die warnenden Geschichten der sieben weisen Meister — alle diese und so manche andre treffliche Werke die schon unsre Jugendfantasie begeisterten, wir verdanken es Simrock daß wir sie endlich in einer von allem Modernen befreiten Gestalt mit neuem Genusse lesen können. Nicht minder aber danken wir ihm den ernsten Gregorius auf dem Stein, diese ergreifende Predigt des Mittelalters von der Gnade die noch größer ist als der Sünden größte, die Legende Johanns von Hildesheim von den heiligen drei Königen, von der noch Goethe erfreut und Schwab zu einer schwungvollen Dichtung begeistert worden ist, die aus dem griechischen Alterthum vererbte Historie vom König Apollonius, die Quelle des dem Shakspere zugeschriebenen Dramas Perikles von Tyrus, die wehmüthige in guten alten Versen gerettete Legende von der Meerfei und dem Ritter Staufenberg, welche als die Muttersage aller modernen Undinenerzählungen erscheint, und so noch Manches was uns hier zum ersten Male als Volksbuch dargeboten wird. Zugleich ist an dieser Stelle der Reineke Fuchs zu erwähnen, den Simrock im Maße des Originals, in einfachen Reimzeilen, übersetzt hat. Die zuerst erschienenen Volksbücher, welche die Vereinsbuchhandlung in Berlin veröffentlichte, haben meisterliche Holzschnitte von Gubitz Hand. Auch die Holzschnitte der ersten Bändchen des neuen Verlags und die zum Reineke sind nicht zu tadeln; aber in den zuletzt

gedruckten Stücken sind sie leider nicht bloß äußerst homöopathisch vertheilt sondern auch an Kunstwerth bedeutend gesunken. Man braucht nur die Bilder in einem der wohlfeilen Volksbücher anzusehen welche jetzt die Fläminge aus dem Deutschen übersetzen, z. B. den kostbaren Bürgermeister in den Schildbürgern, und man wird einsehen wieviel solche Technik dem Erfolg der Bücher nachhilft.

Eine bedeutende Bereicherung unserer Literaturgeschichte ist Simrocks Versuch das Volksschaustück und Puppenspiel Faust wiederherzustellen. Die Geschichte unserer Hoftheater seit mehreren Jahrhunderten liegt ziemlich hell vor uns: die Volksbühne ist unbeachtet geblieben. Dieser Faust, den der Herausgeber aus sehr verschiedenen Quellen herstellen und in ganzen Szenen ergänzen mußte, wird an Wirkung und Bedeutung schwerlich von einem andern deutschen Volksstück übertroffen, und da der noch vor Shakspere verfaßte englische Faust von Marlowe halb auf ihm, halb auf dem gleichnamigen Volksbuch zu ruhen scheint das so eben in der Ausgabe der Volksbücher erschien, so ist zugleich sein hohes Alter erwiesen, während er als Quelle Goethes noch einen höhern Reiz für uns gewonnen hat.

Zu den eignen Dichterschöpfungen Simrocks führen uns einige von ihm veranstaltete Sammelwerke hinüber. Für die Jahre 1840 und 1841, als besonders zahlreiche dichterische Kräfte am Rheine siedelten, gab er mit Freiligrath und Matzerath das rheinische Jahrbuch heraus, in welchem das Beckersche Rheinlied und die frühsten Stücke von Immermanns Tristan zuerst gedruckt erschienen. Hernach zerstreuten sich die Herausgeber; einzelne Beiträge misfielen, das Publikum am Rhein zeigte sich, wie gegen alles Literarische, lau: man ließ das Unternehmen, den Freunden der Poesie zum großen Leidwesen fallen. Desto mehr Gunst und Verbreitung erwarben sich die von Simrock allein veranstalteten Rheinsagen, deren

dritte stark vermehrte Auflage 1841 erschien. Das Meiste gehört hier lebenden Dichtern, Vieles dem Sammler selbst, Einiges alten Reimchroniken an. Unter den poetischen Flözgebirgen, welche die rheinischen Sagenjäger diese letzten dreißig Jahre her aufgeschwemmt haben, ist mit Kenntniß und Geschmack das tönende Metall ausgeschieden und aufgesammelt worden, und es hat sich dasselbe mittels steter Vermehrung durch neue oder doch besser bearbeitete Sagen zu einem wahren Schatze von erzählender Poesie vergrößert.

Hier erschienen denn zum erstenmale in größerer Anzahl Romanzen und kleine poetische Erzählungen Simrocks, in denen alsbald eine starke dichterische Eigenthümlichkeit sich zu erkennen gab: freilich hätte man ihn schon früher um seines König Robert und Gelimer willen zu unsern beßten Balladendichtern zählen sollen. Simrocks Haupttalent in diesem Fache besteht darin daß er die richtige Form für jeden Stoff greift und die Sage, auch wenn sie epischer und lyrischer Ausweitung fähig ist, so kurz zu fassen versteht daß sie als Ballade möglich wird. In Letzterm geht er bisweilen zu weit: bemüht das knappste Gewand zu finden verfehlt er den schönen poetischen Faltenwurf, und die Ballade verliert durch zu strenge Kürze ihre Fülle. Hin und wieder stört auch den Genuß ein zu geringfügiger Stoff oder ein Ausdruck der dem feineren Sinn und Geschmack widerstrebt. Aber dieß sind Ausnahmen, und in den meisten Fällen ist jenes Sparen mit dem Lyrischen, das wir auch bei allen ächten Volksromanzen finden, Mittel zu großer Wirkung: indem in der Regel alles Ueberschwengliche vermieden wird, springt in den gehobenen Stellen die gesteigerte Schilderung und Empfindung desto leuchtender hervor. Der Versbau ist höchst gewandt, die Reime rein, die Sprache oft durch Aufnahme älterer Ausdrücke und Wendungen glücklich bereichert; besonders wirksam macht sich manchmal die humoristische Spitze in welche unser Dichter gerne die Erzählung auslaufen läßt.

Jene Romanzen nebst vielen außerrheinischen, auch frei erfundenen Dichtungen derselben Gattung bilden denn auch den Hauptkern von Simrocks Gedichtsammlung, welche er erst 1844 erscheinen ließ. Daneben stehen Lieder, Tenzonen und einige Zeitgedichte. Die letztern sind nicht eben zahlreich und gehören, mit Ausnahme des Liedes auf den Vertrag mit Belgien und des Polenliedes, nicht zu den Kronen der Sammlung: aber es bleibt merkwürdig daß Simrock der erste Dichter war der 1830 die politische Leier wieder anschlug. Auch in diesen lyrischen Sachen prägt sich nun ein sehr bestimmter Charakter aus. Simrock ist eine ruhige Natur: die mächtigen, von der Sonne der Leidenschaft gereiften, welterschütternden Gedanken darf man in seiner Lyrik nicht suchen, und andrerseits geht ihm auch das musikalische Element und das nachttiefe Gemüth ab das den großen Lyriker macht. Hiermit hängt aufs genaueste zusammen daß man auch bei seinen epischen Figuren nie Großheit und plastische Charakterschärfe, hin und wieder aber die Glut der Farbe vermißt, an welche uns nicht etwa bloß Grün und Lenau, sondern alle moderne Dichtung gewöhnt hat. Dagegen besitzt Simrock das glückliche Erbtheil des Rheinfranken, die Klarheit, die heitere Weltanschauung, den Humor: seine Lieder sind gesund, warm, innig, aber zwischen diesem milden Empfinden liebt er den Schalk hervorsehen zu lassen. Dieser Zug seiner Natur hat ihn in der lyrischen Gattung vor allen andern Mustern auf Goethe hingewendet; wie bei diesem ist das gesellige Lied, zu Wein und Lebensfreude auffordernd, eine Hauptstärke von ihm; der Scherz der Liebe gelingt ihm mehr als der Ausdruck ihres Grames, und sein geliebtes Rheinland preist er in dem schönen Liede: „Mein Sohn, mein Sohn, zieh nicht an den Rhein", indem er schalkhaft vor ihm warnt. Diese verständige Auffassung des Lebens und der Dichtkunst befähigte ihn ganz vorzüglich zu den mehrerwähnten Tenzonen, wo zwischen verschiedenen Dichtern Fragen zur Verhandlung kommen wie die, ob es besser

sei von der Kunst zu leben oder neben ihr ein Amt zu haben, ob Schwert oder Feder, ob Wein, Weib oder Gesang den Vorzug verdienen, in welcher Art wir kaum etwas Aehnliches in unserer neuen Literatur besitzen. Da jedoch, wo es gilt ein einfaches unverkünsteltes Gefühl in schlichtestem Tone auszusprechen, ist unser Dichter wieder sehr glücklich, und man braucht hier beispielsweise nur auf den Liederkreis „Schweizerreise" von 1833 hinzuweisen, welcher sich durch Innigkeit der Liebesempfindung und frische Naturschilderung auszeichnet. Was endlich die technische Behandlung des Verses und die Mannigfaltigkeit der Maße angeht, so kann hierin kaum einer der lebenden Lyriker mit Simrock wetteifern.*)

Ich komme zu derjenigen Dichtung zuletzt, welche Simrock selber als das Werk seines Lebens und als seinen Denkstein in der deutschen Literatur betrachtet, jenes „Lied das ihm zu singen ward" und zu dem immer und immer wieder der Geist ihn treibt:

Die heitre Jugend schwindet, ernst blickt die Welt dich an,
Als fragte sie, was hast du geleistet und gethan?
Du must zum Werke greifen, das du zu fördern hast,
Läßt du die Jahre schleifen, du bist ein unnützer Gast.

Es ist mit diesem umfassenden Werke auf nichts Geringeres abgesehen, als auf den Versuch: die ganze volksthümliche Heldendichtung unseres frühen Mittelalters in der Sprachform der Gegenwart dem deutschen Volke wiederzuschenken, so daß die Stücke davon, welche schon in der mittelaltrigen Blütezeit unsrer Poesie gute Bearbeiter gefunden haben, bloß übersetzt, die eben so große Hälfte aber, welche einzig in prosaischem Be-

*) Es ist hinzuweisen auf das ausführlichere Urtheil über Simrock als Lyriker von Dr. Mönnich im Album des literar. Vereins in Nürnberg für 1846.

richt oder loser Andeutung auf uns gekommen ist, im Geist der alten Dichtung poetisch neugeboren, sich zum großen Ring zusammenschließen sollen.

Die deutsche Heldensage ist das köstlichste Erbgut das aus dem fantastereichen und thatlustigen Jünglingsalter unseres Volkes uns übriggeblieben ist. Wie sie entstand, worauf sie sich stützte, darüber haben wir bei ihr so wenig als bei jedem ursprünglichen und naturwüchsigen Volksepos eine völlig klare Anschauung. Nach den ältesten Quellen steht sie noch in nächster Berührung mit dem altgermanischen Götterglauben. Jener Zwergenschatz unseres Nibelungenliedes, dessen frühere Geschichte dieß Epos vergessen hat, erscheint in der ältern Edda noch deutlich als Lösegeld dreier Götter für einen Jüngling den einer von ihnen ermordet hat, und der Fluch den der frühere Besitzer auf das geraubte Gold legt erklärt jenen tiefen, im Nibelungenlied ebenfalls bloß angedeuteten Zug daß es hinfort jedem Besitzer den Tod bringt. Erst an jenes mythologische Vorspiel schließt die Edda ihre Siegfriedssage an. Auf jene in der Heidenzeit unsrer Väter schon entsprungenen Sagen übte dann aber die Geschichte mächtigen Einfluß. Die Völkerwanderung brachte einen bis dahin noch unerhörten Glanz des Heldenlebens hervor, und an die Gestalten der Sage schlossen sich geschichtliche Züge, weil die Geschichte hier einmal ein Jahrhundert hindurch Weltveränderungen schuf, die größer waren als was die Einbildung hervorbrachte. Jener Atli, den die Edda als Fürsten eines südlichen Reiches und als Bruder der Brunhild bezeichnet, den sie für diese seine Schwester an Siegfrieds Mördern Blutrache nehmen läßt, verschmilzt durch jenen Einfluß der Völkerwandrung mit dem geschichtlichen Attila und erscheint daher im Nibelungenliede als Herrscher im Osten, abwärts an der Donau: mit Brunhild ist er nicht verwandt, und so nahm hier die ganze Sage vom Untergang der rheinischen Könige jene völlig neue Wendung die den ganzen Ausgang der Eddaüberlieferung umstößt.

Während aber so die Sage von der Wirklichkeit Einflüsse erlitt, ließ sie auch die Geschichte im Gemüthe des Volks nicht zum vollen Siege kommen: vielmehr verschoben die großen Erinnerungen an diese Weltumwälzer der Völkerwanderung im sagengewohnten Volksmund ihre festen Umrisse, um ein neues abenteuerliches Gewand anzuziehen. Von dem großen Ostgothen Theodorich nahm die Ueberlieferung nicht seine Prachtbauten die uns noch Bewunderung einflößen, nicht sein Streben römische Bildung zu retten, nicht sein Verhältniß zum byzantinischen Kaiser auf, sondern sie knüpfte ihn an die uralte Sage von dem bösen König Ermenrich, sie ließ ihn von einem Schwarzelfen abstammen und lieh ihm als mythologisches Erbtheil den verzehrenden Flammenathem der beim zornigen Kampf aus seinem Munde bricht: ein ganz geschichtlicher Mann wurde so zur sagenhaften Gestalt, der Ravennate Theodorich zum Dietrich von Bern. Gar manche Gestalten erschuf dann die einmal auf diese Bahnen geworfene Einbildungskraft völlig neu, ohne alle Anknüpfung an wirklich Lebende, wie man denn von König Rother und Ortnit schwerlich einen geschichtlichen Kern wird aufweisen können. Und nun kommt ein Drittes hinzu, das diese Sagen noch mehr von der festen Erde weg und als Nebelbilder in die Luft hebt. Wir besitzen sie nicht einmal mehr in derjenigen Gestalt die sie nach der Völkerwanderung angenommen hatten, denn die Zeiten nach Karl dem Großen wandten sich theils aus klassischem Eifer theils aus christlicher Frömmigkeit von jenen Erfindungen der Heidenzeit ab, und erst das Alter der Hohenstaufen ging wieder mit Begeistrung auf deutschen Gesang aus. Die meisten deutschen Bearbeitungen der Heldensage gehören dem zwölften und dreizehnten, manche noch spätern Jahrhunderten an. In dieser Epoche aber war das Volksgefühl bei uns so stark daß man sich nicht mit schlicht überliefernder Erzählung begnügte, sondern den alten Recken das Kostüm des Ritterthums umgürtete, wie es den Dichtern dieser späten Zeiten täglich vor

Augen war. Es ging damit wie bei Homer der auch auf seine Helden vor Troja die Kultur seiner Epoche überträgt, und mehr oder weniger wird jeder Epiker es so machen der aus unmittelbarem Drang ans Dichten geht, gerade wie die alten Maler burgundische Pelzmäntel ihren Heiligen umhingen. Und selbst damals fanden nicht alle Sagen ihre Bearbeiter, manche nur einen mittelmäßigen: die großen Talente wandten sich vom Volksgesang zum höfischen Minnelied und zum Ritterepos, welches ausländische, romanische oder bretonische, Stoffe vorzog. Die Stoffe der Heldensage gingen in prosaische Erzählungen der Skandinavier, in deutsche Volksbücher und selbst umgestaltet ins Kindermärchen über. Die poetische Kraft, welche kurz hintereinander das aufblühende Ritterthum, die Kreuzzüge und die Thaten der Hohenstaufen unserm Volke eingehaucht hatten, erlosch ohnehin in den seit dem Falle des großen Kaiserhauses rasch eintretenden kühlen Jahrhunderten allzubald als daß man den ganzen Stoff der überlieferten Sage im Geiste dieser reichen Zeit hätte schichten und gestalten können. Hier blieb einem spätern Dichter eine große Aufgabe, und Simrock ist es der die Lösung versucht.

Es galt dabei ein Doppeltes. Zuerst mußte der nicht bearbeitete Theil der Sage aus den mannigfaltigsten Quellen zusammengestellt und gesichtet werden, um alle spätern, ihrem Geiste widersprechenden Erfindungen abzuschneiden. Hier hatte Wilhelm Grimm in seinem kritischen Werke: „die deutsche Heldensage" schon trefflich vorgearbeitet: ihm ist nach Verdienst das Amelungenlied vom Dichter gewidmet. Alsdann war der Stoff in Geist und Form derjenigen Theile weiter zu dichten, welche vollendet vor uns liegen. Es gehörte eben so sehr ein Forscher wie ein Dichter zu diesem Werke: beides findet sich in seltener Weise gerade in Simrock vereinigt.

Sein Heldenbuch beginnt mit den bloß übersetzten Stücken. Den ersten Band bildet das dem Kreise der Nordsee angehörige Epos G u d r u n, ein Arm unserer Heldensage der sich

fast ganz vom Hauptstrom gelöst hat. Dann folgt als zweiter Arm die Siegfriedssage, enthalten in unserm Nibelungenlied: die Uebersetzung desselben macht den zweiten Theil aus. Indessen ist jene Sage hier nicht ganz vollständig erzählt: es fehlen die wesentlichsten Züge aus Siegfrieds Jugend und seine ersten Abenteuer bis zur Bewerbung um Kriemhild, unter denen der Drachenkampf und die Sage von der schlafenden Walkyrie Brunhild, die er mit dem kühnen Ritt durch die Webeglut erweckt und zur Braut gewinnt, als die bedeutendsten erscheinen. Jener ist später als kleines Epos und als Prosa-Erzählung vom Hörnen Siegfried in den Volksmund gekommen: diese, die in den Liedern der alten Edda an Tiefe und Fantasie zu dem herrlichsten Gold unsrer alten Dichtung gehört, hat sich bei uns nur in abgeschwächter Gestalt, als Märchen vom Dornröschen erhalten. Alles hierher Gehörige mußte also der Dichter in andere Epen seines Werkes verweben.

Einiges davon finden wir nun sogleich im dritten Bande, welcher unter dem Namen des kleinen Heldenbuchs mehrere kürzere Epen in Uebersetzung zusammenfaßt. Diese gehören meist dem Zeitalter der Nachblüte an, und zeigen in einzelnen Partien sogar schon die Geschmacksverwilderung, Abenteuerlichkeit und konvenzionelle Form, die bereits im dreizehnten Jahrhundert an die Stelle der frühern großartigen Volksdichtung traten. Einzelne ergötzliche Erfindungen beweisen immerhin daß die Erfindungsgabe noch lebendig blieb: der kriegerische Grobian und Mönch Ilsan im Rosengarten, der neckische Zwerg Elberich in König Ortnits Meerfahrt und Tod, letzterer ein naher Verwandter vom Oberon des Hüon, sind prächtige Figuren. Aber wie ein Stern hebt sich aus diesem Nebel das erste dieser Epen, Walther und Hildegunde, in welchem zum erstenmal die eigne Hand des neuen Dichters gewaltet und eine vollständige Umdichtung vorgenommen hat. Dieß war nöthig, denn wir besitzen dieses Stück nur in latei-

nischen Hexametern, welche einem in St. Gallen lebenden Mönche des zehnten Jahrhunderts angehören. Mag sein Name Eckehard oder Gerald geheißen haben, er war unstreitig der größte Dichter seiner Zeit, obwol sein Stoff dem deutschen Volke, seine Form dem Virgil entliehen ist. Da er noch vor dem Erblühen des eigentlichen Ritterthums schrieb, so hat in ihm der Stoff sich reiner vor späterer Mode gerettet als alles Uebrige, und hier tritt daher jenes todeskühne Leben der ältesten Heldenzeit noch mit homerisch großen Zügen heraus. Mächtig ist in diesem Gedichte der Wechsel der Szenen und die Steigerung der Kraft, das Einzelne großartig, die Charakterzeichnung meisterlich. Der innere Kampf in der Seele Haganos, in welchem die beschworne Waffenbrüderschaft mit Walther der Vasallentreue gegen den König und der Blutrache für den gefallenen Neffen endlich unterliegen muß, wiederholt in gedrängterer Gruppe den Widerstreit zwischen Nöthigung und Neigung, der auch den letzten Zweikämpfen des Nibelungenliedes das große menschliche Interesse leiht, und jene stille Szene, wo der fromme Held Walther in der schweigenden Nacht den erlegten Feinden die letzte Pflicht erweist und entblößten Schwertes, gen Osten gewendet, bei den Leichen niederkniet um für das Heil ihrer Seelen zu beten, diese Szene ist so erhaben und durch einfache Seelengröße so wahrhaft menschlich daß sie von keinem Gedicht des klassischen Alterthums überboten wird. Die ächte Heldenpoesie und Heldenzeit ist hier noch erhalten im großen Unterschied von dem spätern romantischen und ritterlichen Geschmack, und mit aller Rohheit dieser Zeit versöhnen uns die edeln Züge einer kraftvollen und unverbildeten Menschheit, bei der Haß und Liebe noch von aller Wunderlichkeit und Konvenzion frei sind. Der neuere Dichter hat diese Vortheile trefflich benutzt: durch die blühende Sprache, die er ihm lieh, schwingt sich dieß kleine Epos bedeutend über die andern Stücke dieses Bandes empor.

Aus dem kleinen Heldenbuch treten wir nun in die Sagenkreise herüber, in welchen Simrock noch mehr als bisher aus eignem Vermögen geschaffen hat. Die Reihe verketteter Epen die jetzt noch übrig sind umfaßt unter dem Namen des Amelungenliedes den umfangreichen Sagenkreis des Dietrich von Bern. Dieser dritte Hauptstrom unserer Volksdichtung ist ausgetrocknet ehe ein dessen würdiger deutscher Sänger des Mittelalters ihn erschöpfte, und doch ist gerade Dietrich, der erst wenn er im Zorne lodert unwiderstehlich wird und selbst Siegfrieden zum Fliehen zwingt, der ächteste deutsche Held,

des Deutschen Sinnes Bild,
Der lange lau und läßig im Zorn erhaben schwillt.

Dietrich, erblicher König des obern Italiens, unter seinem Waffenmeister Hildebrand in alter guter Zucht erwachsen, gewinnt durch Güte und Tapferkeit frühen Heldenruhm. Es sammelt sich um ihn eine Tafelrunde der wackersten Helden aus allen Landen, deren theils frühere, theils mit Dietrich bestandene Abenteuer sich zu vollständigen Epen abrunden. So beginnt Simrocks Amelungenlied mit dem Epos von dem kunstreichen Waffenschmied Wieland, weil später dessen Sohn Wittich einer der ersten Dietrichsrecken wird. Jenes Wielandslied ließ unser Dichter als erste glänzende Probe schon 1835 ausgehen und erwarb damit wo nicht die Gunst der Masse, so doch den lauten Beifall der Urtheilsfähigen, die es alsbald für eins der ersten Epen der neuern Zeit erklärten. Daran schlossen sich die Abenteuer von Wittich Wielands Sohn, welcher ausreitet mit Dietrich zu kämpfen und diesen wirklich durch die Schärfe seines vom Vater ererbten Schwertes bezwingt, und das kleinere Epos Ecken Ausfahrt, ein Abenteuer das Dietrich beim Siebengebirge mit drei Riesenbrüdern erlebt. Ein viertes Epos bezieht sich auf einen andern Jüngling, den Dietleib, der von seinem Vater und hernach von Dietrich lange herabgesetzt wird, plötzlich aber, sobald Tag und Stunde des Handelns gekommen ist, als herrlichen Helden sich bewährt.

Von hier ab beginnen nun die harten Prüfungen Dietrichs. Sein Oheim Ermenrich, der Kaiser von Rom, wird ihm feind, vertreibt ihn sammt seinen Helden aus dem Lande und zwingt ihn zu Etzel zu fliehen. Die Geschichte dieser Flucht erzählt Simrocks Gedicht von Sibichs Verrath. Hier an Etzels Hofe finden wir Dietrich im Nibelungenlied, wo er nach dem Falle aller seiner starken Genossen in tödlicher Betrübniß die letzte Wendung der Dinge hervorbringt; hier auch bricht unsers Dichters Arbeit mit dem zweiten Bande des Amelungenliedes ab. Uebrig sind jetzt noch ein Abenteuer aus Dietrichs Aufenthalt bei Etzel, das ihn in seiner Treue gegen die gastliche Fürstin Herka schildert, dann der erste in der Rabenschlacht gescheiterte Versuch sein Land wieder zu gewinnen, und die endlich doch gelungene Rückkehr. Erst wenn diese drei Epen fertig sind, ist das Gold unsrer Sage vollständig ausgemünzt.

Sowol die ganze Komposizion als Ausführung der Dietrichssage gehört Simrock an; denn nur den ungefähren Umriß brachte ihm die nordische, aber aus deutschem Munde aufgezeichnete Wilkinasaga entgegen. An unzähligen Stellen reicht der ungeordnete Stoff nicht einmal aus: Lücken waren zu füllen, verschiedene Auffassungen auszugleichen; besonders oft wiederholte sich der Fall daß eine Thatsache überliefert aber ihr Zusammenhang vergessen war, und hier galt es denn im Geist der Sage die Motive der Handlungen neu zu schaffen. Hierin bewährt unser Dichter mehr als einmal hohe Meisterschaft in poetischer Erfindung und Seelenkunde: was bei andern Dichtern in selbstständige Romanzen zerbröckeln würde, braucht er in seinem Reichthum nur als einen einzelnen Faden des großen Teppichs. Es verhält sich also hier nicht so wie wol Manche beim Erscheinen des Wielandsliedes gemeint haben, daß hier nur eine Uebersetzung eines älteren Gedichtes vorliege: so ehrenvoll auch für den modernen Dichter diese Täuschung ist, bleibt sein Verdienst des Selbstschaffens doch

ein viel größeres. Und in der That merkt ein scharfes Auge, besonders im Vergleich mit den auch von Dietrich handelnden Liedern des kleinen Heldenbuchs, sogleich die unberechenbaren Vorzüge die das neue Werk voraus hat. Sie bestehen vor Allem in der größern Kürze der Erzählung, in der spannendern Anlage der Situazionen, in der reicher entwickelten Sprache: Dinge die wir zum guten Theil dem Studium der in sich geschlossenen Poesie des klassischen Alterthums verdanken. Es ist als ob der Dichter erst in diesen größern Stücken zum vollen Odemzug käme. Hier fehlt ihm Fülle der Form nicht: wo ein belebtes Bild, eine rasche That, eine kraftvolle Leidenschaft aus den Reimzeilen aufblitzt, da hallt auch die Sprache mit mächtigem vollem Reim, mit kräftig anschwellendem Donner dem Wetterstral nach. Aber für den gewöhnlichen Lauf der Erzählung hält sie sich in strenger epischer Einfachheit, denn das hat der Dichter von seinen altdeutschen Mustern gelernt daß man im epischen Gemälde (das Drama hat andre Gesetze) nicht bloß mit Licht sondern auch mit Schatten wirken soll, und daß in aller Erzählung einfacher Fortschritt auf die Dauer weniger ermüdet als blendender Schmuck. Uebrigens kam ihm für die Spannung noch ein besondrer Umstand zu Gute. Ich erwähnte oben, daß er in sein Gedicht noch Manches aus verwandten Sagenkreisen zu verweben hatte was in jenen früher genannten Epen ausgelassen war. Hierdurch konnte er dem deutschen Epos einen Reiz geben den sonst das Epos der antiken Völker vor ihm voraus hat, nämlich die Durchbrechung des Hauptfadens durch eingelegte Episoden. Ich rechne dahin die Einwebung des König Rother, den Simrock vom Mittelmeer und von Konstantinopel wieder an seine einheimische Nordsee versetzt, ein Muster der gegenseitigen Treue zwischen Lehnsherrn und Vasallen; ferner die durch List gewonnene Minne der schönen Sigrid, die herrliche Erweckung Brunhilds durch Siegfried, die Sage von Dietrichs Ahnherrn Amelung und vieles andre. Nicht bloß sind diese Stücke, die

zum Theil selbst wieder gerundete Epen bilden, voll blühender Poesie, sondern sie tragen auch wesentlich dazu bei, die Theilnahme an der Haupterzählung stets wieder frisch anzuregen.

Ein bedeutender Prüfstein für das Epos sind die Charaktere. Sie dürfen nicht die feine Schattirung der dramatischen haben; ihre Handlungsweise muß von kraftvollen und einfachen Triebfedern ausgehen, wobei es denn für die poetische Wirkung gleich ist ob sie aufs Edle oder Arge sich wendet. Ich halte diese Seite für eine der glänzendsten in Simrocks Gedichten. Mit welch inniger Herzenswärme zeichnet er das Verhältniß von Mann und Weib! Wie lieblich und herrlich stehen seine Frauenbilder da, und vor Allem, wie scharf und rein setzen sich die Männercharaktere von einander ab! Da erscheint uns die ganze graubärtige Besonnenheit, Ehrenhaftigkeit und Klugheit im alten Meister Hildebrand neben der tollen Schlachtlust seines Neffen Wolfhart, und wiederum als Gegenbild der tyrannische Jähzorn und Eigensinn des Greisen im Kaiser Ermenrich, und daneben, die ihn benutzt und in's Verderben stachelt, die unermüdliche heuchelnde Hinterlist Sibichs. Wielands listige, nicht bösartige, aber in der Rache furchtbare Elfennatur, wie scharf ist sie von der biedern Tapferkeit seines Sohnes geschieden! Wie prächtig dieser derbe Dithmarse Dietleib, der seine Jugend durch mit Bauerlümmeln sich rauft und am Spieß in der Küche lungert, der später bei Dietrich bereitwillig als Stallknecht in Dienst geht, dann aber, gereizt und herausgefordert, den Vater aus den Räubern heraushaut und selbst Walther von Aquitanien im Wettkampf bezwingt: eine Partie die denn auch mit unvergleichlichem Humor vom Dichter ausgeführt wurde. Adlicher tritt eine verwandte Natur in Dietrich hervor, bei welchem „Herrn der Avanture" weislich das Malen ohne Flecken vermieden ist. Aber der schwierigste und feinste Charakter möchte der starke Heime bleiben, weil er ähnlich wie der Hagen der Nibelungen ein zweideutiger ist. Heime ist gewinnsüchtig bis zur Untreue und Gemeinheit: es kommt

ihm nicht auf eine falsch ausgelegte Wette und selbst nicht auf Räuberei an: um so reiner ist hernach der Sieg der Heldennatur in ihm, als er dem in Noth schwebenden Dietrich mit einem schweren großen Entschluß seinen ganzen erbeuteten Schatz und all die darauf gebauten Träume freiwillig zum Opfer bringt.

In der Gesammtauffassung der Stoffe begegnen wir denn auch hier nicht selten jenem Humor, der diesen Dichter ebenfalls im Lyrischen auszeichnet. Im Allgemeinen zwar ist der Ton ernst: wie der Weihe voll klingen die Eingänge der einzelnen Epen, in denen der Dichter zu Saga um ihren Beistand fleht, und die blühende, fast schreckende Schönheit einer Szene, wie die wo die Ahnfrau umsonst aus den Wellen taucht um des Enkelsohnes todbringenden Schwur zu verhindern, wird nie durch unzeitigen Scherz gekreuzt. Aber alles Heldenleben wagt mit dem Furchtbarsten, dem Tod, so kühnen Scherz, daß schon hieraus bei zahllosen Abenteuern ein Klang des Humors hervorbrechen muß und der Dichter, der Fabelhaftes berichtet kann das Allerunwahrscheinlichste nicht völlig ohne schalkhafte Ironie erzählen. Hierin geht unser Dichter wol nicht so weit wie Ariosto: aber wo er den Spaß in den Situazionen schon angelegt findet, da verschmäht er nicht ihn auszubeuten, und zuweilen wagt er sogar eine komische Wirkung durch Anspielung ans Moderne hervorzubringen. Von letzterem giebt im Dietleib der Haupt- und Hofjude Schwarzschild und dessen Belohnung durch die Freiherrnkrone ein Beispiel. Dieser Humor, obwol anders gewendet, ist bereits dem mittelaltrigen Epos eigen, ja ein Anflug von ihm liegt schon über dem heitern Fabuliren des homerischen Odysseus von all den See- und Landwundern die ihm kund geworden sind.

Und so führt uns Simrocks großes Epos durch alle Stämme hindurch, welche das Drama der Völkerwandrung durchgespielt haben. In Norwegen mit Wielands Wohnsitz beginnend und bald nach Schweden zu König Rother vor-

schreitend führt es uns zu dem Diethmarsen Biterolf und über Hildburghausen auf die große Jagd des Auerstiers im Spessart: Seitenblicke nach Byzanz und Pannonien fehlen nicht, den Rhein berührt Dietrich im Kampf mit Ecke und das kaiserliche Heer bei der Erstürmung von Breisach, bis zuletzt alle Stralen in Italien zusammenlaufen, wo der Kampf zwischen Dietrich und Ermenrich seinen letzten Ausgang gewinnen muß. Aehnlich wie in den Nibelungen ist auch hier das ganze deutsche Land zur Bühne der Handlung geworden.

Ich habe bisher von dem Dichter und Schriftsteller geredet; es wäre Unrecht von dem Menschen darum ganz zu schweigen weil ich sein Freund bin. Wie im Gesange ist Karl Simrock auch im Leben ruhig und schlicht: wer ihn zum ersten Mal sieht, mag ihn eher kühl heißen. Fleiß, Ernst, Besonnenheit sind die Grundzüge die zuerst an ihm hervortreten. Aber trifft er die Kreise in denen sein Geist oder sein Gemüth verwandte Luft athmet, dann schlüpfen die kleinen Schlängelchen um den Mund aus dem Versteck hervor, der Scherz wird frei, und das Antlitz nimmt den Ausdruck an, an dem seine Freunde das Portrait erkennen werden welches dieß Buch ziert. So muß man ihn unter den Kindern, so in erregtem Kreise wo Lebensansichten streitig sich austauschen, so als Wirth beim „Eckenblut" auf seinem Menzenberg gesehen haben, um auch in seinen Helden ganz diese unverbildete Frische, diese unzerstörbare Heiterkeit ihres Schöpfers wiederzuerkennen. Unbeschränkt von amtlichen Geschäften, trotz allem Arbeiten jetzt gesunder als wol je vorher, geliebt, geachtet, und von dem was alle Männer dieser Tage zu tragen haben bewegt aber nicht verbittert — so steht er in der kräftigen Mitte des Lebens, in rüstiger Schöpferkraft da, voll von Entwürfen. Eine Sammlung von Sprüchwörtern wird bald erscheinen, die Volksbücher vervollständigen sich rasch, ein Sammelwerk dich-

terisch aufgefaßter deutscher Sagen ist in Arbeit. Möge es ihm vor Allem gelingen den großen Heldengesang zum Schlusse zu führen: dann wird das stolze Wort Wahrheit sein das die Sage im Beginn des Dietleib profetisch an ihren Sänger richtet:

Was ich dir eingegeben, das spült die Welle nicht fort!

Episches und Idyllisches.

Bertha die Spinnerin.

Kerlingische Heldensage.

Von Karl Simrock.

Pipin der Franken König war
Noch ohne rechten Erben.
Die Großen sprachen: Die Gefahr
Bedenkt, ihr könntet sterben.
Wer soll des Reichs Verwalter sein
Vom Mittelsee zum Niederrhein,
Wenn, Herr, ein Pfeil euch träfe?

Ihr schlagt der Schlachten alsoviel
Mit Wasken und mit Sachsen.
Da steht ihr stäts dem Feind zum Ziel
Mit euern blonden Fachsen.
Nun kiest euch bald ein hold Gemahl
Und zeugt der Kinder eine Zahl,
Dann haltets nach Belieben.

Wär ich wie Ihr, begann geschwind
Ein edler Gast aus Schwaben,
So wollt ich unser Königskind,
Die lichte Bertha haben.
Ihr saht euch nie ein edler Bild,
Sie ist so gütig, ist so mild
Und zählt erst vierzehn Winter.

Da sprach Pipin: Mir läßt der Feind
Zum Freien nicht die Weile;
Doch weil es Noth thut wie ihr meint,
Betreib ichs in der Eile.
Schickt mir ihr Bildniſs, werther Gast,
Und einen Goldschuh, der ihr paſst,
So läßt sich weiter sprechen.

Da fuhr der Gast aus Schwabenland
Zur Heimat mit Behagen
Und kam, von seinem Herrn gesandt,
Zurück nach kurzen Tagen.
Und daß man säh wie schön sie sei,
Bracht er des Mägdleins Conterfei
Und Goldschuh, zwei für einen.

Und als Pipin das Bild ersah,
Der edle Fürst der Franken,
Er wuste nicht wie ihm geschah
In Sinnen und Gedanken.
Er sprach: Du liebes, gutes Kind,
So rein wie Gottes Engel sind,
Voll süßer Huld und Demuth!

Da nahm er eins der Goldschühlein
Und sprach in sich vergnüget:
Das Füßchen muß wohl zierlich sein,
Dem solch ein Schuh sich füget.
Wie ist das gar ein knapper Raum:
Die kurze Spanne mißt er kaum
Von Daum und Zeigefinger.

Da nahm er auch den andern Schuh
Und maß ihn an dem einen:
Noch kleiner der? wie geht das zu?
Ich kann es nicht vereinen.
Da sonst doch Fuß dem Fuße gleicht,
Fehlt hier ein Theil, ein Zoll vielleicht
Dem linken zu dem rechten.

Da sprach der Gast: Herr König hehr,
Des laßt euch nicht verdrießen:
Es kommt vom Spinnen. Saht ihr mehr
Die feinen Fäden fließen,
So wißt ihr wie der rechte Fuß
Mit Tritt um Tritt sich mühen muß,
Daß sich das Rädchen umschwingt.

Der linke mag derweile ruhn,
Der hat für nichts zu sorgen.
Doch sollt euch an den beiden Schuhn
Der Fehl sein unverborgen.
Es sei ein Fehl, doch wiegt ihn auf
Des Mägdleins Fleiß: drum dünkt der Kauf
Mich eben gut, ja beßer.

Der König sprach: Das dünkt auch Mich,
Drum bin ich kurz entschloßen:
Sieh, heim geleiten heiß ich dich
Drei meines Reichs Genoßen.
Die laßet dort das Fräulein sehn:
Gleicht sie dem Bild, so mags geschehn,
Daß sie hier trägt die Krone.

Da kor aus der Genoßen Zahl
Pipin drei werthe Männer.
Er sprach: Ich weiß, ihr seid zumal
Bewährte Frauenkenner.
So fahrt dahin mit diesem Bild
Und seht ihr sie so lieb und mild,
So werbt sie mir zur Frauen.

Die Dreie waren bald bereit
Zu fahren mit dem Gaste;
Doch Einem füllte bleicher Neid
Das Herz, das gottverhaßte.
Der legt' es mit den Andern an,
Und wäre was er rieth gethan,
Weh Bertha dann dir armen!

Den rothen Ritter hieß man ihn,
Dem eine Tochter blühte
So jung und schön als die Pipin
Bezwang Sinn und Gemüthe.
Er sprach: Wir haben Töchter auch;
Der Franken Fürst nach Frankenbrauch
Soll keine Fremde freien.

Der König kennt die Schwäbin nicht,
Noch kennt er unsre Kinder.
Wir bringen ihm ein blond Gesicht,
Ein schönes auch nicht minder.
Sie sterbe, die wir dort erfrein;
Wes Tochter Königin soll sein,
Das laßt das Looß entscheiden.

Das war fürwahr ein schlimmer Rath,
Doch er gefiel den Schlimmen.
Sie hofften so den steilen Pfad
Der Ehren zu erklimmen.
„Wir sind uns Alle nah verwandt:
Dein Kind soll herrschen und dieß Land
Einst unserm Stamm gehorchen."

Sie kamen bald zu König Flor
Und warben um die Schöne.
Der sprach mit Freuden: Nur ein Thor
Haßt solche Schwiegersöhne.
Ich gäb euch Berthen heut am Tag,
Doch harrt bis ich beschicken mag
Ein stattlich Brautgeleite.

Sie sprachen: Herr, es thut nicht Noth,
Wir haben selber Leute.
Zu eilen war des Herrn Gebot,
Drum gebt sie uns noch heute.
Die Hochzeit soll schon ehstens sein:
Geliebt es euch, so stellt euch ein,
Wenn man euch Boten sendet.

Mit Weinen gab er hin die Braut,
Die weinend scheiden muste,
Auch weinte Blanschflor leis und laut
Ob ihres Kinds Verluste.
Ihr gieng der Tochter Glück so nah;
Sie wuste nicht was bald geschah
So heißer Thränen würdig.

Von Vaterarmen, Mutterschooß
Riß man die Thränenblinde.
Die Boten fuhren mitleidslos
Hin mit dem Königskinde.
Und als sie kamen in den Wald,
Der Wölf und Bären Aufenthalt,
Da galt es, sie zu tödten.

Der rothe Ritter schwang das Schwert
Schon nach den goldnen Locken;
Sie sah die Andern auch bewehrt
Und rief zu Gott erschrocken.
Zusammen brachen ihr die Knie,
Mit weißen Händen flehte sie:
Erbarmt euch eines Kindes!

Der dritte spürt' in grimmer Brust
Des Mitleids einen Funken,
Als er sie sah wie unbewust
Zu Füßen ihm gesunken.
Er sprach: Sie ist uns anvertraut;
Wer tödten will die zarte Braut,
Der muß erst Mich ertödten.

Da deckt' er sie mit blanker Wehr
Vor der Gesellen Streichen.
Sie waren nicht so kühn als er
Und musten endlich weichen.
Da ward ein Frieden ausgedacht:
Wir laßen sie in Waldesnacht
Zum Raub den wilden Thieren.

Wenn sie der Bär, der Wolf verschont,
Der Hunger wird sie tödten;
Sie ist der Speise nicht gewohnt,
Die wilde Wurzeln böten.
Sie findet sich auch nie heraus
Zu ihres Vaters Hof und Haus,
Der Wald ist tief und öde.

Dein Mund, des schwör uns Eide drei,
Soll Stand und Namen hehlen,
Was je mit dir geschehen sei,
Das sollst du nicht erzählen;
Zu deiner Heimat sollst du nie. —
Sie schwur den Eid, da ließen sie
Im Wald allein das Mädchen.

Ja öde war der Wald und tief,
Ihr Herz verzagt und traurig;
Wenn sie um Menschenhülfe rief,
Es widerhallte schaurig.
Auch war ihr Gott im Himmel taub;
Hier regte sich doch nicht ein Laub,
Er konnt ihr Flehn wohl hören.

Er hört' es nicht, kein Engel schwang
Sich von den Wipfeln nieder,
Kein Hifthorn klang, kein Vogel sang
Sie zu ermuthgen Lieder.
Verglommen war des Tages Schein:
Nun brach die schwarze Nacht herein
Mit Schrecken und mit Grausen.

Die Nacht ist keinem Menschen hold,
Wär sies dem zarten Kinde?
Sie hört wie fern ein Wetter grollt,
Es naht gepeitscht vom Winde.
Der Donner scheucht den Bären auf,
Der Eber schießt vorbei im Lauf,
Die Augen glühn den Wölfen.

Und Nachtgevögel schwirrt umher,
Die Fledermaus, die Eule,
Die Stimme mischt der Kauz, der Här
Ins wilde Sturmgeheule.
Von Regengüßen schwillt der Bach,
Des Waldes sichres Wetterdach
Entlauben schwere Schloßen.

Nun Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag,
Zerschmettert krachts zusammen,
Und rechts und links der dürre Hag
Glüht auf in hellen Flammen.
Nun ströme, Regen, Himmelsflut!
Doch nein, die Windsbraut schürt die Gluth:
Wohin entfliehn dem Brande?

Sie zwingt den müden Fuß zum Lauf,
Die Flamme folgt mit Zischen.
Sie muß entsetzt sich in den Hauf
Der Ungeheuer mischen.
Ihr droht des wilden Auers Horn,
Ihr seiden Kleid zerreißt der Dorn
Und ritzt ihr tausend Wunden.

Dort wird es frei, die Krone beugt
Vereinsamt dort die Fichte;
Dahin den Lauf, das Feuer fleugt
Nicht hin aus Waldesdichte.
Sie eilt wie ein gehetztes Reh
Durch dürre Ginster, braunen Klee
Und sinkt am Ziel ermattet.

Die Sinne schwanden, leblos liegt
Die Königin am Boden.
Die Schläfe starrte, weh, es biegt
Kein Hälmchen nur ihr Odem.
Die Krähe kreißt und hackt nach ihr;
Die scheucht der Wolf, das grimme Thier
Und wirft sich auf die Beute.

Da schwebt ein heilger Engel sacht
Herab mit Glanzgefieder,
Der wehrt dem Wolf, hält treulich Wacht,
Gießt Leben in die Glieder.
Und heilt die Wunden, fächelt Ruh
Ihr mit den bunten Schwingen zu
Und Labung süßen Schlummers.

Am Morgen, da es perlend thaut,
Erwacht sie reich an Segen.
Wie duftet Gras und Haidekraut
Nach dem Gewitterregen!
Sie denkt der Schrecken nicht der Nacht,
Sie sieht den Wald in frischer Pracht
Und ferne Strom und Wiesen.

Da springt sie auf, kniet wieder hin,
Dankt Gott dem Herrn von Herzen.
Ihr ist so leicht, so froh zu Sinn
Als giengs zu Spiel und Scherzen.
Sie tanzt hinab den Bergeshang,
Sie folgt des Bächleins munterm Gang
Und liest sich bunte Kiesel.

Ihr klaren Wellchen frisch zu Thal
Warum so eilig hüpfen?
Ihr lieben Vöglein allzumal,
Warum mir stäts entschlüpfen?
Ich thät' euch wahrlich doch kein Leid:
Mir schwimmt das Herz in Seligkeit
Um Gottes Lieb und Güte.

Er hat sein Kind am bösen Tag
Gar wunderbar erhalten;
Ich weiß was seine Kraft vermag
Und laß ihn gerne walten.
Nach Kronen trag ich nicht Begehr,
Ein Kranz von Blumen ziemt mir mehr,
Die ich mir selber pflücke.

Du tiefer Wald, mein Aufenthalt,
Wo sind nun deine Schrecken?
Es mag in deiner Felsen Spalt
Kein Graus sich mehr verstecken.
Erfahren hab ich deinen Grimm,
Der Waldbrand selbst ist nicht so schlimm
Und Mörder fühlen Mitleid.

Sieh, Sonne leuchtet durch das Grün,
Aufrauschen stolz die Kronen.
Du schöner Wald, ich mag wohl kühn
In deinem Schimmer wohnen.
Mir sind die wilden Thiere zahm,
Der Wolf ist nur dem Jäger gram;
Wir thun uns nichts zu Leide.

Und gestern hab ich doch gezagt,
Das sollst du, Herr, vergeben.
Ich will hinfort als deine Magd
Ohn alle Sorge leben.
Ich geh getrost in deiner Hut,
Du nährst die junge Rabenbrut,
Du weist für mich auch Speise.

Dir wimmeln Erde, Luft und Strom
Von frohen, satten Gästen.
Du weihtest dir den Wald zum Dom,
Da ehrt man dich am besten.
Da schallt dir ewger Lobgesang
Den Berg empor, das Thal entlang
Aus hunderttausend Kehlen.

Das Eichhorn hüpft von Baum zu Baum,
Kann dich nicht anders preisen;
Die Mücke tanzt im sonngen Raum,
Der Käfer summt dir Weisen.
So jauchzt dir Alles, Klein und Groß;
Dem Menschen fiel das schönste Looß:
Und soll sein Dank verstummen?

So gieng sie freudig durch den Tann
Gebet war all ihr Denken
Sie fragte nicht (sie gieng voran).
Wohin die Schritte lenken.
Doch Ruhe bot der moosge Fels,
Sie mocht auch wohl des süßen Quells,
Des wilden Honigs kosten.

Am Abend bot ein Buchenast
Gemach und süßen Schlummer.
So lebte sie als Gottes Gast
Sorglos und ohne Kummer.
Wohl eine Woche schwand ihr froh;
Sie hätte willig immer so
Gelebt in grüner Wildniss.

Doch einst vernahm sie fernen Hall
Wie eines Beiles Schläge
In ihrer Brust ward von dem Schall
Ein süß Verlangen rege.
Fänd ich ein menschlich Angesicht
Und schlichte Leute, sollt ich nicht
Sie um Gesellschaft bitten?

Sie gieng hinzu und fand den Mann,
Der junge Heistern fällte;
Ein weißblau Wammes hatt er an,
Dem sie sich zugesellte.
Doch Wunder nahm ihn ihrer Tracht:
Wo kommst du her in solcher Pracht?
Sie schwieg und gab nicht Antwort.

Sie sah ihm zu und freute sich
An allen seinen Sitten,
Und als er müde heimwärts schlich,
Sie folgte seinen Schritten.
Vor einer Mühle stand er still:
Sie sprach: O, nimm mich auf, ich will
Dir gar getreulich dienen.

Der Müller, dem sie wohl behagt,
Sprach: Sei mir Gott willkommen.
Die Königin als niedre Magd
Ward in sein Haus genommen.
Gern that sie jegliches Geheiß;
Auch wirkte sie mit stillem Fleiß
Am Rädchen und am Webstuhl.

Der Faden floß ihr gleich und glatt,
Sie webt' ein feines Linnen.
Sie bat den Müller, in der Stadt
Ihr Seid und Gold gewinnen:
Sie stickte schöne Borten draus,
Die lobte man gar überaus
Und zahlte sie auch reichlich.

Der Müller war des Kaufes froh
Und bot dem Schützling Ehre.
Nun hatt er junger Töchter zwo,
Die nahm sie in die Lehre.
Da wirkten diese Drei gesellt,
Und wirkten einst ein Kriegsgezelt
Mit eingewebten Bildern.

Als das zur Stadt der Müller trug,
Da ward es viel bewundert.
Der Kronen bot man ihm genug,
Der funfzig, Jener hundert.
Als das der Müller ward gewahr,
Er gab es nicht, bis man ihm baar
Hinzahlte tausend Gulden.

Das laßen wir ein Weilchen ruhn,
Vom König zu erzählen.
Dem will der rothe Ritter nun
Sein eigen Kind vermählen.
Pipin ersah die falsche Braut
Und rief im Unmuth überlaut:
Sie gleicht dem Bildniſs wenig.

Die Goldschuh sind ihr allzuklein,
Das sähe wohl ein Blinder,
Den rechten zwingt sie nie hinein,
Den linken noch viel minder.
Wohl hoch und hehr ist ihr Geschlecht,
Doch that der König Flor nicht recht
Mir Schönheit vorzuspiegeln. —

Die Maler schmeicheln, sprach der Fuchs,
Und zählen sichs zur Tugend.
Daß sie den alten Schuhn entwuchs,
Das kommt von ihrer Jugend.
Und daß ihr gleich die Füße sind,
Das dünkt mich an dem Königskind
Zu loben, nicht zu schelten.

Da sprach der König: Das ist wahr,
Und nahm die falsche Schöne.
Nun hieß sie Bertha und gebar
Dem König drei der Söhne.
Da ward Pipin ihr hold und mild,
Doch konnt er stäts das edle Bild
Der Schwäbin nicht vergeßen.

Da bot man ihm das Kriegsgezelt
Zu Kauf, das jene webte.
Sie selber war da vorgestellt
Recht wie sie leibt' und lebte.
Erst in des Vaters Haus und dann
Mit dreien Mördern in dem Tann,
Die schon die Schwerter zuckten.

Der König sah des Zeltes Pracht
Und wägt' es auf mit Golde.
Da hat vor mancher Heidenschlacht
Auf ihn geblickt die Holde.
Das deucht ihn Alles wunderlich
Und das zumal: der Mörder glich
Dem rothen Ritter Einer.

Darauf im Frieden zog Pipin
Zur **Karlsburg** an dem Maine.
Man sah ihn oft den Wald durchziehn
Mit Jägern und alleine.
Einst hatt er Abends sich verirrt,
Da ward ihm ein gefällger Wirth
Der Müller in der Mühle.

Nun fügt' es sich, daß bei ihm war
Sein Arzt und Sterndeuter
Der gieng hinaus, der Mond schien klar,
Und suchte kräftge Kräuter.
Da sah er ob ihm einen Stern
Und lief zurück zu seinem Herrn
Und sagt' ihm große Wunder.

Ich sah an des Gestirnes Pracht,
Sie kann mich nicht betriegen,
Ihr sollt noch heut in dieser Nacht
Bei eurer Hausfrau liegen.
Davon empfängt die Frau ein Kind,
Dem Heiden einst und Christen sind
In Furchten unterthänig.

Du spottest, sprach er: kann ich heunt
Zu meiner Hausfrau kommen?
Das sollt ihr, sprach der Sterne Freund,
Der Stern ist hell entglommen.
Mir sagt es nicht mein wirres Hirn,
Kund thut untrügliches Gestirn,
Sich heben große Dinge.

Ein neues Weltenjahr beginnt
Mit dieser Nacht zu laufen.
Das ihr gewinnt, das Degenkind
Wird einst die Sachsen taufen.
Wird allen Kaisern übergleich
Und gründet deutschem Volk das Reich,
Das tausend Jahre währet.

So schick den Müller zu mir her,
Er soll mir Wahrheit sagen.
Der Müller kam, der König hehr
Begann ihn zu befragen:
Hast du ein fremdes Weib bei dir?
Nein, Herr, kein Fraunbild findet ihr
Als meine beiden Töchter.

Dem Meister winkt da Herr Pipin:
Was sollten die mir frommen?
Der sprach: Wer weiß? laßt immerhin
Der Dirnen Eine kommen.
Und ist sie euch nicht angetraut,
Sie soll vielleicht einst eure Braut
Und rechte Hausfrau heißen.

Wohl, ihrer Eine schick herein
Bei Tisch uns zu bedienen.
Da war die ältre von den Zwein
Alsbald vor ihm erschienen.
Sie deckte säuberlich den Tisch
Und brachte Brot und Fleisch und Fisch
Und was das Haus vermochte.

Der Meister las die Himmelsschrift
Und sprach zum Herrn bescheiden:
Ihr seid nicht auf der rechten Trift,
Hier dürftet ihr nicht weiden.
Des lichten Sternes Glanz ward blind. —
So hast du Urlaub, gutes Kind;
Doch schick uns deine Schwester.

Die Eine gieng, die Andre kam
Und nicht mit leeren Händen.
Sie soll dem durstgen Bräutigam
Zuvor den Nachttrunk spenden.
Sie bringt den edeln Leistenwein
Und schenkt den Gästen beiden ein
Und spricht: Den laßt euch munden.

Der Meister, der zum Himmel schaut,
Hebt wieder an zu munkeln:
Das ist noch nicht die rechte Braut,
Der Stern verbirgt sein Funkeln.
Da spricht der König: Habe Dank,
Du gutes Mädchen, für den Trank;
Doch schick uns her den Vater.

O Müller, Müller, wahr' den Leib,
Was hast du uns verhohlen?
Ich weiß, noch weilt ein ander Weib
In deinem Haus verstohlen.
Ich bin dein König, bin Pipin,
Gesteh die Wahrheit auf den Knien
Und bitt uns ab die Lüge.

Erschrocken fiel ihm vor den Fuß
Der Wirth und rief mit Flehen:
Ich will gestehen, weil ich muß,
Was ich nicht soll gestehen.
Es kam zu mir vor sieben Jahr
Ein edel Mägdlein schön und klar,
Doch hehr und keusch und spröde.

Die schick herein, sie wird es sein,
Die Hehre, die ich suche.
Da fiel der Meister freudig ein:
Ich les im Himmelsbuche:
Gefunden ist das Königskind,
Gefunden, die ihr lange minnt,
Des großen Kaisers Mutter.

Der Müller gieng, da währte lang
Dem König noch ihr Kommen.
Ihm schlug das Herz so freudig bang,
Von Lieb und Angst beklommen.
Ob sie dem schönen Bilde gleicht,
Wär es ein ander Weib vielleicht?
Wie mag mir die gefallen?

Wär ihm die Ungeduld gekürzt!
Noch regt sich nichts im Hause.
Nur draußen auf das Mühlrad stürzt
Die Flut sich mit Gebrause.
Doch horch! es naht, das ist die Maid.
Sie tritt herein im schlichten Kleid,
Die Haube birgt das Goldhaar.

Ein Linnen hängt ihr überm Arm,
Sie trägt geschickt die Wanne.
Die setzt sie nieder ohne Harm
Vor dem erstaunten Manne.
Ihr habt euch heute müd gejagt,
Erlaubt Ihr, sprach die reine Magd,
So wasch ich euch die Füße.

Da sprach der König: Ach, ihr wollt —
Nicht weiter mocht er sprechen.
Schon ist er ihr von Herzen hold,
Mag sich des nicht entbrechen.
Sie gleicht dem Bilde Zug um Zug,
Das er so lang im Sinne trug,
Das ihn im Traum entzückte.

Da kniet sie hin und hilft gewandt
Des Schuhwerks ihn entkleiden.
Die Füße wäscht ihm linde Hand,
Das must er Alles leiden.
Dann trocknet mit dem weißen Lein
Ihm Fuß um Fuß das Mägdelein
Und fügt ihm Strümpf und Schuhe.

Ich komme wieder, sprach sie, dort
Dem andern Herrn zu dienen.
Und geht mit Wann und Linnen fort
Schnell wie sie war erschienen.
Pipin fuhr auf wie aus dem Traum:
Da sah er sich im öden Raum
Allein mit seinem Meister.

Der Meister sprach: Sie kommt zurück
Die Füße Mir zu waschen.
Doch laßt nicht wieder fliehn das Glück,
Ihr müßt die Stunde haschen.
Euch ist sie günstig und der Welt.
Seht wie der Stern die Gluthen hellt
Und spielt in tausend Farben.

Da sprach Pipin: Sie ist mein Weib,
Gott weiß, seit sieben Jahren.
Sie darf den wundersüßen Leib
Nicht länger vor mir sparen.
Die Stunde drängt, die Zeit verrinnt;
Doch weh, wo säumt das schöne Kind?
Will sie nicht wiederkehren?

Ein Zweifel freilich bleibt mir noch,
Den muß ich erst zerstreuen.
Ich darf mich jetzt des Glückes noch
In ihrem Arm nicht freuen.
Ist Sie mein Weib, wer ist denn Die,
Der sie bis heut den Namen lieh?
Doch horch, sie kommt gegangen.

Sie kam und brachte reine Flut
Dem Meister hin getragen.
Der aber sprach: Du bist zu gut,
Ich darf kein Fußbad wagen.
Ich weiß mich jetzt nicht so gesund.
Das hätt ich dir gesagt zur Stund,
Allein du warst zu eilig.

Nimm selbst das Fußbad, sprach Pipin,
Dir wird es wohl bekommen.
Trag nicht das Waßer wieder hin,
Das du vom Quell genommen.
Du gutes Kind, du pflegtest mein,
Laß Mich nun Deinen Diener sein,
Daß Dienst den Dienst vergelte.

Sie sah den Herrn befremdet an;
Er schien doch nicht zu scherzen,
Er war ein ernster, strenger Mann,
Sein Wort gieng ihr zu Herzen.
Doch sprach sie, eine scheue Maid:
Habt Dank, daß ihr so gütig seid,
Der Diener wär zu kostbar.

Der Meister, der den Herrn verstand,
Begann ihr zuzusprechen:
So züchtig ist des Königs Hand,
Sie wird sich Nichts erfrechen.
Auch hielt er immerdar den Brauch,
Wer ihn bedient, dem dient er auch:
So darfst du dich nicht weigern.

Betroffen stand sie bei dem Wort,
Das sie vernommen hatte.
Die Ahnung stieg ihr auf sofort:
Wär es Pipin, mein Gatte?
Jetzt hebt sich stolz der Jungfrau Brust;
Sie sprach des eignen Werths bewust:
Herr, thut wie euch geliebet.

Sie saß; ihn sah man vor ihr knien,
Den edeln Herrn der Franken,
Die Nestel lösen, niederziehn
Den Strumpf vom Fuß der Schlanken,
Und wie sie ihn ins Waßer taucht,
Und bald den andern, seht was braucht
Der König mehr zu wißen?

Er hatt ihr unterm Schirm der Flut
Die Füße bald gemeßen.
An diesem, sprach der König gut,
Ist schier ein Zoll vergeßen.
Das ist gar seltsam, liebes Kind.
Wie kommts, daß sie so ungleich sind?
Sie sprach: Das kommt vom Spinnen.

Vom Spinnen? Mir aus Schwabenland
Eh ich ein Weib genommen,
Hat man ungleiche Schuh gesandt;
Sollt auch vom Spinnen kommen.
Doch gleicht nun Fuß dem Fuß genau;
Auch hab ich nie bei meiner Frau
Ein Spinnrad noch gesehen.

Da so der König sprach, Pipin,
Ihr tagt' es klar und lauter.
Sie weiß den Gatten vor ihr knien,
Ihr Herr ists, ihr Getrauter.
Da füllt ihr Lust und Leid die Brust;
Doch fragt sie noch wie unbewust:
Seid ihr Pipin der König?

Ich bin es; aber thu mir kund
Wer Du bist, Wundersüße
Verräth dich nicht dein rother Mund,
Verrathen dich die Füße.
Ja Bertha bist du, Blanschflors Kind,
Du bist mein Weib, du bist die spinnt
Und webet Kriegsgezelte.

Du schweigst und weinst, laß diesen Fuß
Laß mich sie beide küssen.
Nur Einen Blick, Ein Wort zum Gruß!
Und wehr den Thränengüßen.
Sprich, daß du bist, die man mir stahl,
Und sei mein Weib, mein süß Gemahl
In dieser hehren Stunde.

Die Rede war ihr gar versagt
Vor Schluchzen und vor Zähren.
Da schloß er in den Arm die Magd,
Die sich nicht darf erklären.
Erwiedern darf sie seinen Kuß,
Sie darf ihm Liebesüberfluß,
Die höchste Gunst gewähren.

Der Meister schlich sich still hinaus
Und ließ die Zwei beisammen.
Er sah die Sterne vor dem Haus
In Brunst und glühen Flammen.
Er sprach: Das Weltenjahr beginnt.
So heil dir Deutschland! Königskind
Liegt nun in Königsarme.

Und drinnen sprach sie zum Gemahl:
Eins laß dir, König, sagen:
Ob ich es bin, die man dir stahl,
Das darfst du mich nicht fragen.
Ich folge dir auch nicht hinaus,
Mein Reich ist in des Müllers Haus;
Sonst thu ich deinen Willen.

Ich will dich lieben arm und schlicht,
Des laß dich, Herr, genügen.
Nach fernen Dingen forsche nicht,
Es würd uns Unheil fügen.
Drei Siegel schließen mir den Mund,
Und drängst du mich, zur selben Stund
Hat mich der Wald verschlungen.

Pipin vernahm das ernste Wort,
Das ihm die Sorg erneute;
Doch bannt' er sie für heute fort,
Der holden Glücks sich freute.
Er hielt im Arm so süßen Leib:
Wie sie nun heißt, sie ist mein Weib,
Mein Weib allein auf ewig.

Lieb, willst du nicht aus diesem Wald,
Das giebt ein bitter Scheiden.
Das Heerhorn ruft den König bald
Zum Kampf mit wilden Heiden.
Wer weiß wann ich dich wieder schau;
Doch dieser Stunde, süße Frau,
Gedenk und unsrer Schwüre.

Und scheidend spricht er als es tagt
Zum Müller unverhohlen:
Die Nichts dem König hat versagt
Sei deiner Hut befohlen.
Sie ist mein Weib und ist es nicht:
Mich bindet jetzt noch andre Pflicht,
Doch trägt sie einst die Krone.

Sei wenn sich füllt der Wochen Zahl
Der Pflege treu beflißen.
Trägt mir ein Kind mein hold Gemahl,
Das laß den Vater wißen.
Es sei lebendig oder todt,
So sollst du reiches Botenbrot
Aus Königshand empfangen.

Und liegt mir nach dem langen Weh
Ein Mädchen in der Windel,
So komm, daß ich ein Zeichen seh,
Mit Rocken und mit Spindel.
Doch hüpft ein Knäblein ihr im Schooß,
So wird die Freude doppelt groß,
Kommst du mit Pfeil und Bogen.

Da zog mit seinem Meister hin
Pipin der Fürst der Franken.
Gehoben war ihm Herz und Sinn
Zu herrlichen Gedanken.
Und als ihn bald das Heerhorn rief,
In seinem Kriegsgezelte schlief
Er manche Nacht als Sieger.

Wenn Morgens auf ihn niedersah
Die es mit Fleiß gewoben,
Die Bilder prüfend blickt' er da
Gar unverwandt nach Oben.
Da macht' ihm eins das andre klar,
Und was noch unverstanden war
Blieb ihm kein Räthsel länger.

Drei Siegel schloßen ihr den Mund,
Die Siegel sind drei Eide.
Das Bildwerk thut es deutlich kund
Wie ich mich jetzt bescheide.
Drei Mörder staben ihr den Stahl,
Sie kniet und schwört das erste Mal
Aufs Schwert dem rothen Ritter.

Die andern Zwei erkenn ich auch,
Sie, die ich mit ihm sandte.
Hat sie verführt der rothe Gauch?
Sie sind ihm Nahverwandte.
Doch wer ist Sie, die man mir hat
Vermählt an der Geliebten Statt?
Das bleibt mir noch verborgen.

Nun zog es ihn der Mühle zu;
Doch muß er sichs versagen.
Die Heiden ließen ihm nicht Ruh,
Viel Schlachten must er schlagen.
So eilt' er fort von Krieg zu Krieg,
Dem letzten endlich setzte Sieg
Ein Ziel im fünften Sommer.

Da kehrt' er freudig an den Main
Zur Karlsburg seiner Veste.
Er saß in seiner Krieger Reihn
Bei Tisch am Freudenfeste.
Da trat heran ein Bauersmann,
Der Franken König blickt' ihn an
Und sah erfreut den Müller.

Die Spindel bracht er nicht ins Haus,
Das sah Pipin gewogen.
Dreijährig Knäblein sprang voraus,
Das trug ihm Pfeil und Bogen.
Das Knäblein schoß, ein Becher stand
Mit Wein gefüllt bis an den Rand
Vor des Verräthers Tochter.

Der Becher fiel, der Wein war all
Verschüttet und vergoßen.
Der Köngin kam der rothe Schwall
Aufs seidne Kleid gefloßen.
Die Falsche rief mit Zürnen aus:
Wer ist der Kerl? Werft aus dem Haus
Ihn sammt dem bösen Buben!

Wie heißt der Knabe? frug Pipin.
Er sprach: Er kann schon laufen;
Kein Name ward ihm noch verliehn,
Bis Ihr ihn wollet taufen.
Mit Lächeln sprach Pipin zu Hand:
Wohlan, man hat dich Kerl genannt,
So sei er Karl geheißen.

Ein Kerl, ein Karl, das ist Ein Wort,
Er wird es bald erweisen.
Laß mir ihn hier, er soll hinfort
An dieser Tafel speisen.
Du nimm den Becher hin zum Sold,
Bis an dem Rand mit rothem Gold
Soll ihn mein Kämmrer füllen.

Das hört die Königin mit Neid;
Wie zürnt sie dem Gemahle!
Sie gieng mit dem begoßnen Kleid
Verdroßen aus dem Saale.
Der rothe Ritter schlich ihr nach;
Pipin vernahm es wie sie sprach:
Wer hilft uns von dem Bankert?

Da dacht er: Komm ich nicht zuvor,
Sie tödten mir den Knaben,
Mit Boten sandt er ihn zu Flor,
Der König war in Schwaben.
Die Boten meldeten dem Herrn:
Der Frankenkönig säh euch gern,
Und Bertha beide Eltern.

Da sprachen Flor und Blanscheflor:
Wir wollen gerne kommen.
Es ist uns Botschaft nie zuvor
Von unserm Kind gekommen.
Zur Hochzeit lud uns Niemand ein;
Nun sieht man uns gar bald am Main
Mit unserm lieben Enkel.

Das ward der falschen Bertha kund,
Da galt es Rath zu pflegen.
Der rothe Ritter rieth zur Stund:
Mußt dich zu Bette legen
Als wärst du krank, zum Tode schwach:
Und Niemand laß in dein Gemach,
Das dunkle, selbst Pipin nicht.

Da kamen Flor und Blanscheflor
Und wurden wohl empfangen.
Drei Enkel führt man ihnen vor,
Rothköpfge, freche Rangen.
Die Köngin sieht sie an und spricht:
Sie gleichen meiner Tochter nicht;
Wo ist, wo bleibt denn Bertha?

— Sie ist nicht wohl. — Erkrankt mein Kind?
Laßt gleich mich zu ihr führen.
Da sprach der Rothe: So geschwind
Will sich das nicht gebühren.
Heut läßt sie sich vor Niemand sehn.
Sie sprach: Herr Eidam, laßt uns gehn!
Die Mutter hat doch Zutritt.

Am Arm des Königs schritt sie hin;
Die Fenster sind verhangen;
Doch liegt die falsche Königin
Im Schweiß vor Angst und Bangen.
Sie grüßt auch nur mit halbem Ton,
Und gleich ruft Blanscheflor: Herr Sohn,
Das ist nicht Berthas Stimme.

Ins Bette fährt sie mit der Hand
Und greift ihr nach den Füßen.
Und wie sie beide gleich befand,
Die Schuldge muß es büßen.
Wir sind betrogen, ruft sie laut,
Heraus mit dir, du falsche Braut,
Und rauft sie bei den Haaren.

Sie gab im Zorn ihr manchen Schlag
Und riß sie aus dem Bette.
Der König läßt hinein den Tag,
Daß sie Gewißheit hätte.
Hinaus mit dir wer du auch seist!
Wo blieb mein Kind? Herr König, weist
Mir Bertha, meine Tochter.

Der König sprach: Es soll geschehn,
Fahrt nur mit mir zu Walde.
Den Enkel habt ihr schon gesehn,
Die Tochter seht ihr balde.
Noch heute ward die Fahrt vollbracht:
Da gab es eine frohe Nacht
Beim Müller in der Mühle.

Das war ein Fest! Der Jubel scholl
Das Rad zu übertäuben.
Die Küsse sah man hier so voll
Wie dort die Tropfen stäuben.
Schön Bertha must unmüßig sein:
Die Andern küsten sie allein,
Sie Eltern, Kind und Gatten.

Am Morgen sprach Pipin erfreut
Von liebem Arm umwunden:
Mein traut Gemahl, du wirst uns heut
Des Eides noch entbunden.
Was Alles du gelitten hast
Darf dann dein Mund in süßer Rast
Wie einst dein Bild erzählen.

Zuhand berief er seinen Rath,
Und als ihm Alle kamen,
Erzählt' er seiner Boten That
Und nannte keinen Namen.
Was ist der werth, der das gethan?
Beim Sohn des Rothen hub er an:
Du sollst das Urtheil finden.

Der Jüngling sprach: Ich bin ein Kind;
Soll Ich das Recht euch weisen? —
Die Frage, die bei dir beginnt,
Sie endet bei den Greisen. —
So sprech ich, Herr, auf meinen Eid,
Ein Solcher ist den Menschen leid
Und Gott verhaßt im Himmel.

Er schaue nicht der Sonne Glanz,
Nicht mehr der Erde Wonnen.
Man bind ihn Rossen an den Schwanz;
Die Leiche sei verbronnen. —
Da fragt' er auch den andern Sohn,
Ihm theilte der den gleichen Lohn
Und all die Andern folgten.

Die drei Verräther saßen stumm;
Doch kam es an die Schlimmen.
Der König sprach: Ich frug herum,
Nun habt noch Ihr zu stimmen.
Da knien sie hin und flehn um Huld:
Herr, wir gestehen unsre Schuld,
Wir sinds, die euch verriethen.

Der König sprach: Ihr habt bekannt,
So brauch ich keines Zeugen.
Das Urtheil gelte, das man fand,
Ich will das Recht nicht beugen.
Doch erst entbindet von dem Eid,
Den euch geschworen hat die Maid,
Mein Weib, die rechte Bertha.

Des Eids entbunden ward die Braut.
Da sprach sie selges Muthes:
Der Ritter, den ihr dort erschaut,
Der that mir eitel Gutes.
Ich lebte nicht, wenn Er nicht war;
Ihr sollt mit der Genoßen Schar
Ihm alle Strafe schenken.

Die Andern haben übeln Muth;
Doch dürft ihr sie nicht tödten.
Wollt ihr mit eurer Kinder Blut
Die keusche Erde röthen?
Ihr selber büßtet solch Gericht:
Entgehen sie der Strafe nicht,
So bannt sie aus dem Reiche.

Das that Pipin und hieß alsbald
Die edle Bertha krönen.
Gern zog sie in den schönen Wald
Hernach mit ihren Söhnen.
Man baut' ihr bei der Mühl ein Haus,
Und Karl der Große baut' es aus,
Ihr Sohn, und hieß es Karlstatt.

Wolfgang Müller.

Melusine.

Also begrüß' ich dich wieder, du schöne gesegnete Gegend,
Herrliches Land, wo ich einst selige Tage verlebt,
Hier vom mächtigen Kamm des Gebirges begrüß' ich dich wieder,
Wo ich dir scheidend voreinst traurige Grüße gewinkt!
Herrliches Land, seitdem sind manche der Jahre verschwunden,
Aelter erschein' ich, doch du wahrtest die vorige Pracht!
O wie heget dich Mutter Natur! in blühender Jugend
Dehnst du dich sommerlich hin, schwellend im dichtesten Grün!
Ja, das ist mein Bild, so wie ichs im Herzen getragen
Dauernde Jahre mit stets dauernder Liebe und Lust,
Ja, das ist mein Bild: weithin die bergichten Lande,
Reizende Wildniß, rings wälderumkränztes Gebiet.
Haidige Höhn, abwechselnd mit mächtigem Felsengesteine,
Heben sich keck empor, unten im tiefen Geklüft
Gehen in brausenden Fällen die perlenden Bäche und finden
Ruh erst tief in des Sees kühler und dunkeler Fluth.
Drüber vom Abhang hebt mit heimlichem steinigem Giebel
Sich das Jägergehäus still aus dem Buchengezweig.
Liebliche Stätte, an dir belebt sich froh die Erinn'rung,
Leben durchdringt aufs Neu, was mir ein Traum schon erschien.
Denn dort lebt' ich die seligsten Tage, o himmlische Zeiten,
In den Armen gewiegt kräftiger, schöner Natur,
Rings umgeben von guten und sorglos lebenden Menschen
Und am meisten beglückt durch das anmuthigste Kind.
Melusine! du sel'ge Gestalt, zu lieblich und duftig,
O für das Leben zu hold, wurdest du fast nur zum Traum.
Melusine! so laß mich dich nennen, so nannt' ich dich immer,
Deine Erscheinung durchweht mich wie ein Mährchengebild.
Ach, du gabest mir Segen, Gesundheit, heiteren Frieden
In der bedrängtesten Zeit, welche das Leben gesandt —
Müde der Welt und krank, so ließ ich die Wogen des Lebens,
Wo ich das leckende Schiff lange vergebens gesteurt.

Satt der Verkehrtheit der Menschen, so floh' ich zum gütigen Herzen
Unserer Mutter Natur, daß die verwundete Brust
Dort genese an Licht und Luft, an Farben und Düften,
Daß sie durchquelle in Kraft Glauben und Liebe aufs Neu.
Also durchritt ich dieses Gebirge und suchte die Hütte,
Wo ich verbliebe die Nacht, wenn ich am Tage geschwärmt.
Abgeirret vom Pfad, der dort zum Norden sich hinzieht,
Wo am Rande des Walds heitere Dörfer sich reihn,
Kam ich tiefer ins Waldgebirg: stets mächtiger, höher
Hob sich mit moosigem Stamm Eiche und Buche empor,
Wilder umgab das Gestein mich rings mit riesigen Quadern,
Rascher durch das Geklüft gingen die Bäche zu Thal;
Schweigen bedeckte den Wald, kein Holzschlag scholl durch die Landschaft,
Kein verhallender Schuß zeugte, daß Jäger mir nah.
Immer verwachsener wirrte der Weg sich, rings im Gehölze
Fand sich kein höherer Platz, frei zu erspähen den Pfad.
Leuchtend im Westen verschwamm der Abend in goldenen Gluten,
Lässiger ging das Roß, müde vom dauernden Ritt,
Und schon war ich gefaßt die Nacht im Walde zu bleiben, —
Gerne, – sie stieg so warm, voll und balsamisch herauf.
Horch, da träumte ein Lied! vollklingende herrliche Töne!
Lieblichen Wohllauts voll ging der gezogene Sang
Durch das grüne Revier der Wipfel; wie Lieder der Kindheit
Fern aus verschollener Zeit traf er das weiche Gemüth.
Rasch vom Sattel mich schwingend, am Zügel das Roß hinführend,
Naht' ich mich leise dem Ort, wo ich die Klänge vernahm.
Seitwärts lag vom Wege ein Brunnen, in Quader gefasset,
Saftig von Epheu umrankt, duftig von Flieder umblüht,
Dran auf steinerner Bank saß singend das liebliche Mädchen,
Während sie Blumen der Zeit fügte zum sinnigen Kranz;
Tief versunken in Farben und Düfte und Klänge, so schien sie
Ein phantastisches Bild, das nicht der Erde gehört.
Lang in geflochtenen Zöpfen, so quollen die dunkelen Haare;
Schwarz und groß, wie erstarrt, ruht' auf dem Kranze der Blick,
Während zierlich bewegt die Finger die Blumen verbanden,
Während der liebliche Mund schwellend sich formte zum Lied.
Ach, und wie fein gegliedert der Kopf, die Gestalt und die Füße,
Durch das seltsame Kleid jeglicher Reiz noch erhöht,

Faltig der bräunliche Rock, anschwellend das grünliche Mieder,
Halb schon Jungfrau, halb schien sie ein harmloses Kind!
Mit dem Liede zugleich vollendete sie das Geflechte.
Melusine! so rief ich in Verwunderung aus.
Lächelnd schaute sie auf, nicht staunend des fremden Gesellen,
Furchtlos sprang sie heran, lud mich zum sprudelnden Quell:
Du bist müde und heiß, es keucht dir das Roß, komm trinke,
Süße Erquickung quillt reich aus der perlenden Fluth!
Und mit liebem Geplauder, so bot sie den kühlenden Trunk mir,
Fragte mich hin und her, fragte mich dieses und das,
Hieß mich dann anfassend den Zügel aufs Roß sie heben,
Und auf steinigem Pfad ging es den Hügel hinan.
Und sie erzählte mir froh vom Haus im Walde, vom Vater,
Der ein Jäger allein, dort mit der Tochter, mit ihr
Lange gewohnt, ein trefflicher Mann an Herzen und Seele:
Sie bestelle das Haus, pflege er draußen der Jagd,
Abends erzähl' er ihr Mährchen und les' ihr alte Geschichten
Immer nur frische, und nie gingen die Lieder ihm aus.
O wie sie sorglos sprach, gleich Tönen verklangen die Worte,
Und voll Anmuth war aller Bewegungen Maaß;
Wie in dem Sattel so leicht und sicher sie saß und allwärts
Sich bewegte, als ob täglich sie ritte das Roß.
Rosig spielten indeß die Lichter des Westens, gedämpfet
Durch das leuchtende Grün, auf der verklärten Gestalt.
Welch ein Wundergebild! ich staunte und staunte von Neuem
Schweigend mit Aug' und Ohr, bis wir zum Hause gelangt.
Dort trat frisch aus der Thür der alte, der würdige Waidmann,
Hieß willkommen den Gast, drückte ihm kräftig die Hand,
Lud ihn zu Tisch und Bett, als wenn er lange ihn kännte,
Schlecht und recht; — wie gern hört' ich sein herzlich Gesuch!
Keck und leicht sprang dann vom Pferde die Tochter und brachte
Rasch es zum Stall, doch ich folgte dem Alten ins Haus.
O wie heimlich begrüßte der Ort! die dämmrigen Stuben
Prangten von altem Geräth, tüchtig von Eichen geschnitzt,
Bildwerk aus vergangener Zeit verzierte die Schränke,
Und manch Edelgeweih starrte am bräunlichen Sims.
Schwankendes Licht erfüllte den Raum, grün nickten die Zweige
Biegsamer Buchen herein, und aus dem Westen die Glut

Stahl sich durchs Laub in einzelnem Strahl, beglühend die Wände:
Wunderbar mährchenhaft wehte es durch das Gemach.
Und dort blieb ich Gast viel glückliche Monde, zu schnell nur
Schwanden sie, ungezählt reihte zum Tag sich der Tag.
Abend um Abend verging bei einfach ländlichem Mahle
Unter des Alten Gespräch, unter der Tochter Gekos'.
Schöne Geschichten, gelesen aus Büchern im kräftigen Volkston,
Zeigten der Zaubrer Macht, Helden mit Drachen im Kampf,
Liebliche Mädchengestalten, Palläste und Gärten und Hütten,
Freude und Schmerz, Muth, Zorn, Freundschaft und Liebe und Treue.
Und dazwischen ertönten die lieblichsten Lieder der Heimat,
Tief und innig im Klang sang sie das seltene Paar:
Grausen und Lust und Freude und Angst berührten mich regsam,
Ja mir ward zu Muth wonnig als wär' ich ein Kind.
Aber noch schöner vergingen die Tage, die sonnigen, heitern,
Wenn mit dem Kinde allein ich durch die Gegend geschweift.
O Waldeinsamkeit und moosige, stämmige Bäume,
Wechselnd in Schatten und Licht, flüsternder Blätter Geräusch,
Ferne das Lied der Amsel, am Grund süßduftige Blumen!
Rings umsungen, umblüht, tauchte dein Leben herauf,
Melusine, dein Leben, des Geists tief innerste Bildung
Drang an's Licht; o dann bin ich dir sinnig gefolgt
Rings in Berg und Thal zu Pflanzen und Steinen und Bächen,
Jegliches war dir bekannt, jegliches lebte nur dir.
Wenn du erschienst, so warst du unter den Blumen die Blume,
Ungeschickt im Gang knickte sie nimmer dein Fuß,
Alle begrüßten dich hell, sie schienen nach dir sich zu bücken,
Und in Farben und Duft waren sie dir wie verwandt.
Und die Bewohner des Walds, die vielfach singenden Vögel,
Keiner verließ in Furcht Nest und Gezweige vor dir,
Doppelt in Freude erklang ihr Lenzlied, wenn du erschienest,
Die Waldtaube, sie flog girrend dir oft auf das Haupt,
Auch das schüchterne Wild, schnellfüßige Hirsche und Rehe,
Kannten vor dir nicht Scheu, ließen sich führen am Haupt,
Leckten die streichelnde Hand, sie ahnten die harmlose Seele,
Die die Gefahren nicht will, der die Gefahren nicht dräun.
Ja, so sah ich dich oft auf mächtigen Wipfeln; die Zweige,
Welche ein Andrer geknickt, trugen dich sicher und leicht.

Hoch auf Felsen erblickt' ich dich, kletternd nach duftigen Blumen,
Und auf schwindelndem Pfad eiltest dem Falter du nach,
Ja, zur Wasserrose, die über der bläulichen Seefluth
Schneeig geblüht, trug leicht oft dich ein schwankendes Brett.
Und in Allem erschienst du so unbefangen und sicher,
So feinfühlig und klug, innig vertraut der Natur.
O du belauschtest sie oft in ihren geheimen Gesetzen,
Alles war dir bekannt, was mir ein Wunder erschien.
Zwischen dem kindlichen Spiel, wenn du die phantastischen Sträuße
Bandest und wenn du mit Brod farbige Vögel gelockt,
Und am moosigen Stamm der Eiche dein zierliches Köpfchen
Ruhte, da quoll dir vom Mund tiefer und tiefer das Wort.
Wahrlich du schienest beseelt vom Geist der Natur, du warest
Herrliche Priesterin ihr, welche die Sprüche bewahrt
Klar und dunkel, so wie sie im ewigen Wechsel der Formen
Mächtig an Fülle und Geist stets sich erklärt und verhüllt.
Gott und Welt und Natur, rings hattest du alles durchdrungen,
Jeglichem Wunder vertraut warst du Poet und Prophet.
Und du selber erblühtest das lieblichste Wunder, als Wunder
Hab' ich dich angestaunt immer, du reizendes Bild.
Und so war ich Genoß dir schöne beseligte Wochen,
Als ein Bruder, ein Freund, oder wie nenn' ich es nun,
Dieses Gefühl, das süße, das ich dir im Busen getragen,
O für Geschwister zu nah, o für die Liebe zu weit?
Ja ich liebte dich, ohne den leisesten Wunsch des Besitzes,
Also liebet man Stern, Himmel und Leben und Luft,
Alles was Dasein gibt und Freude und helle Begeistrung,
Wo wir nicht wünschen die Form, wo nur der geistige Werth
Ganz das Herz einnimmt und alle Gedanken beschäftigt;
Tag und Nacht erfreut sind wir des lieblichen Ziels.
Und so denk' ich war ich dir werth, du köstlicher Liebling,
Senkt' ich doch oft dir ein Wort tief in den Busen hinein,
Lehrte dich manchen Gesang, der noch nachklingt in der Seele,
Und dir das Bild des Freunds in die Erinnerung ruft.
O, du hast ja die Thränen getheilt, du hast ja den Seufzer
Nicht verhalten, als hart Leben und Pflicht mich berief,
Hast im Kusse gezittert — im Einzigen — süße Gewohnheit
Hatte mit goldenem Band Seele an Seele geknüpft.

Dann noch ein Druck der Hand dem Alten und nun in den Sattel!
Sturmschnell jagte ich fort, flüchtig — so scheidet der Mann!
Aber vom anderen Hügel bei jeglicher Lichtung des Weges
Hielt ich und grüßte zurück, schaute das winkende Tuch,
Bis mir auf diesem Gebirg der letzte der Grüße vergönnt war.
Leb wohl, selige Zeit, wälderumdunkeltes Land!
Melusine, du Kind voll Schönheit an Leib und an Seele,
Immer bewahrte mein Geist frisch und lebendig dein Bild.
Und so kehrt' ich zurück nach Jahren, begierig als Jungfrau
Dich, die Gute, zu sehn, welche als Kind ich verließ,
Mich des Wachsthums freuend an Geist und Körper, noch einmal
Zu verleben die Zeit, die mir die seligste war.
Leer, ach, fand ich das Haus, verschwunden die herrlichen Menschen,
Hohl klang Nachhall nur als ich mit pochender Brust
An die Thüre geklopft. Erkundigung holt ich im Dorfe;
Wenig nur wußten sie dort: ferne nach südlichem Land
Sei der Förster gezogen, woher er auch einstens gekommen,
Mit ihm die Tochter, die kaum Einer im Dorfe gekannt.
Melusine, wo bist du, wo soll ich dich suchen, du Holde?
Niemals drängte das Herz also wie jetzt mich zu dir,
Da ich nicht weiß, wo du bist. Ach alle die seligen Plätze,
Wo wir vor Zeiten geweilt, hab' ich durchforschet nach dir!
Hab' in den Wald den Namen gerufen, in klagendem Echo
Seufzte mir nach die Natur: Gute, du fehlest ihr hier!
Gramvoll scheide ich wieder, ach, unbefriedigt und herzleer,
Noch unsel'ger wie einst, als ich zum Scheiden hier stand.
Dennoch ruf' ich Segen auf dich, du reizende Wildniß,
Die mir den Liebling gehegt, die mir den Liebling gezeigt.
Grünet ihr Bäume und rauschet ihr Bäche und starret ihr Felsen
Und erquicket, wie mich, Jeden der krank euch besucht!
Melusine, auf dich, die Entschwundene, ruf' ich Segen!
Innig=geliebtes Geschöpf, Heiterkeit, Frieden und Glück
Sei dir auf jeglichem Pfad entlang das verschlungene Leben,
Sei dir das Leben so hold, wie die Natur es dir war.
O erfass' es wie sie, die sanft dich am Herzen gehütet!
Mißgunst, Neid und Verdruß, Häßlichkeit bleibe dir fern!
Wahre dir Glauben und Liebe und Frömmigkeit, Sitte und Schönheit,
Unangetastet erblüh' ewig dein köstlicher Geist.

Und so geb' mir dereinst das Geschick, dich wieder zu sehen,
Hold und geneigt, es gewähr', daß wir dieselben noch sind,
Jung und heiter an Herz und Seele, so wie wir vor Zeiten
Voll glückseliger Lust Wälder und Felsen durchschwärmt.
Daß wir uns freuen wie früher, erzählen und jubeln und singen,
Eins noch im Gefühl und in Gedanken noch Eins!
Und so lebet mir wohl ihr waldigen Lande, du Liebling!
In verschlungenem Bild wahret euch ewig mein Herz.

Hermann Behn-Eschenburg.

Die treue Gattin.

Serbisches Volkslied.

Durch die Welt gehn Briefe hin und wieder,
Kam auch einer in den Hof des Rado,
In den Hof des Rado Lasarewitsch.
Als der Held den kleinen Brief gelesen,
Sprach er so zu seiner jungen Gattin:
„Jerina, du meine treue Gattin!
Eben ist ein Brief an mich gekommen
Von den Knien Despot Wuk des Drachen,
Aber also schreibt an mich der Despot:
„„Auf die Hand des Rado Lasarewitsch!
Edle Helden sind um mich versammelt,
Und die Helden fragen, wo ist Rado?
Hält ihn Jerina, die junge Gattin,
Daß er nicht des heilgen Kreuzes denket?
Rado, sattle hurtig deinen Schecken,
Nimm den Kolben, den die Türken kennen,
Nimm den wohlbeschlagnen grünen Säbel,
Welcher manchen Feind gemacht zu zweien,
Komm mit diesen und mit treuen Dienern
Zu uns an der Donau kühles Wasser,
Daß wir die verdammten Türken schlagen
Und vertreiben aus dem Land der Christen!“ “
Also schreibt mir Despot Wuk der Drache.
Lebewohl drum, meine liebe Gattin,
Hüte wohl mir meine weißen Höfe.
Doch ihr Diener sattelt mir den Schecken,
Gebt den Kolben, den die Türken kennen,
Und den wohlbeschlagnen grünen Säbel,
Folget selbst mir, hundert treue Mannen,
Daß wir die verdammten Türken schlagen
Und vertreiben aus dem Land der Christen!“

Also sprach Held Rado Lasarewitsch,
Und mit Seufzen hörte ihn die Gattin;
Ja sie seufzte wie die schlanke Tanne,
Wenn im Waldgebirg sie Stürme schütteln.
Aber als die Männer fortgezogen,
Brachen aus den Augen ihr die Thränen,
Wie sie sonst um todte Gatten fließen;
Auf das Lager legte sich die Junge,
Doch kein Schlummer kam ihr auf dem Lager,
Aber Träume, als es Nacht geworden,
Wilde Träume, die ihr Herz zerrissen.

Als das Morgenroth am Morgen anbrach,
Sprang sie hurtig auf die leichten Füße,
Und sogleich zur alten Amme eilend
Sprach zur alten Amme sie die Worte:
„Liebe Amme, schwer hab' ich geträumet,
Denn ich sah den Falken meines Gatten
Mit gebrochnem Flügel an der Erde,
Und die Raben fingen an zu krächzen,
Krächzten um des Rado liebsten Falken.
Da erhob sich eine weiße Taube,
Hob und senkte sich zu Rados Falken
Und umfächelt' ihn mit ihren Flügeln.
Und sogleich erhob sich stolz der Falke,
Und es ließen ihn die schwarzen Raben,
Stießen auf die weiße Taube nieder,
Diese jammerte, daß ich erwachte.
Liebe Amme, heut noch werd' ich folgen
Meinem Gatten Rado Lasarewitsch
Nicht in Frauen= — nein in Jünglingskleidern.
Aber du bewache seine Höfe,
Daß er nicht mir zürnt zurückekehrend,
Sage Keinem, wo ich hingezogen,
Sondern daß ich bet' im nahen Kloster.
Bete für das Kreuz und meinen Gatten."

Also sprach die junge Gattin Rado's,
Jerina, des Helden Stanko Tochter.
Und die Amme grämte sich im Stillen,

Doch sie half der Herrin wohl zur Reise,
Näht ihr von des Rado Hemden eines,
Schneidet ihr den Dolman wohl zu passen
Und besetzt ihn reich mit goldnen Schnüren;
Auf den Kalpak, den der Held getragen,
Näht sie eine weiße Taubenfeder —
Also müht sich treu die alte Amme.
Doch das Beinkleid näht die Herrin selber,
Wie die Männer es gewohnt zu tragen.
Aber als die Sonne war im Westen
Und die Kleider all bereitet waren,
Legte Jerina die treue Gattin
Ihre Schürze ab von buntem Tuche,
Diese mit der zierlich weißen Suwun,
Mit dem rothen Käppchen und dem Gürtel
Gab der Amme sie zum Aufbewahren;
Legte an darauf des Rado Hemde
Und den breiten Gürtel mit Pistolen,
Unterm Gürtel fiel des Rado Hemde
Reichgestickt in Falten um die Hüfte —
Ueberm Hemde zog sie an den Dolman
Wohlbesetzt mit lauter goldnen Schnüren,
An die Füße schnürte sie Opanken,
Setzte auf das Haupt den hohen Kalpak
Mit der Feder einer weißen Taube:
Also war des Helden junge Gattin
Umgewandelt in ein schönes Bürschlein,
Daß der Zar der Serben den beneidet,
Dem als Page solch ein Bürschlein folgte.
Als die Sonne hinterm Berg verschwunden,
Schritt sie hurtig aus dem weißen Hofe.
Durch die Nacht auf stillen Wegen eilend,
Kam sie an das Wasser der Morawa.
Matt vor Müh und Sorgen sank sie nieder.
Und entschlief am Fuß der alten Eiche,
Wo im Moos Basilik wuchs und Smilje.
Morgens hatt' Basilik schon und Smilje
In der Sonne Strahl das Haupt erhoben,

Aber Jerina die treue Gattin
Lag noch hingestreckt in tiefem Schlummer,
Sieh da kam der Iguman gegangen,
Kam der Iguman des nahen Klosters
Sich zu waschen in Morawas Wellen.
Als er sah die junge Gattin liegen,
Weckte sie der greise Igumene,
Weckte sie und sagte diese Worte:
„Junges Bürschlein, schlummre nicht so feste,
Denn die Türken streifen durchs Gefilde,
Werden dich gefangen weiter führen,
Werden dich zu einem Türken machen,
Zu dem Diener des verfluchten Mahom —
Bürschlein, folge mir ins sichre Kloster.
Werde dir ein schönes Frühmahl geben,
Wein und Rakia und süßen Kuchen,
Werde dich in Schriften unterweisen,
Sollst das heilge Evangelium lesen
Und auch schöne Namenszüge schreiben."
Also sprach der greise Igumene,
Und es folgte Jerina die Junge.
Sieben Tage weilte sie im Kloster,
Härmte sich um ihren lieben Gatten;
Aber als der greise Igumene
Sie gelehrt in schöner Schrift zu schreiben,
Schrieb sie auf ein Blättchen zierlich also:

„Rado Lasarewitsch, Herr und Gatte!
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem festen Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch."

Dieses Blättchen barg sie wohl im Busen,
Ging darauf an einem Morgen frühe
Aus dem Kloster auf die stille Straße
Längs dem kühlen Wasser der Morawa —
Also wollt' es Gott und auch ihr Schicksal,

Daß kein Türke ihrem Weg begegnet.
Doch begegnet ihr auf wildem Pfade
Eine Schaar von jungen Serbenhelden,
Diese sprachen lachend solche Worte:
„Junges Bürschlein, zieh nicht so alleine,
Denn die Türken streifen durchs Gefilde,
Werden dich gefangen weiter führen
Und zum Diener eines Hundes machen.
Komm mit uns ins wilde Waldgebirge,
Wollen dort die Türkenhunde jagen,
Wie sie uns gejagt von unsern Höfen,
Wollen dich zu einem Helden machen;
Wenn ein Bärtchen dir den Mund beschattet,
Sollst du, Bürschlein, sein wie unser einer.“
Also redeten die jungen Helden,
Aber Jerina die treue Gattin
Folgte ihnen in das Waldgebirge,
In die Höhle, die ein wilder Weinstock
Ganz mit seinen Ranken überzogen —
Dorten um das wohlgeschürte Feuer
Waren Lager trocknen Laubs und Mooses.
Täglich jagten dann die jungen Helden,
Jagten nicht auf Hirsche noch auf Rehe,
Sondern auf die kahlgeschornen Türken.
Täglich brachten sie zur Höhle Beute,
Oft auch Wunden, wie sie Helden zieren.
Aber Jerina die treue Gattin
Diente ihnen wie ein junges Bürschlein,
Und sie hielten's wie den jungen Falken,
Der noch flügge nicht, zurück im Neste;
Mußte wohl die dunkle Höhle hüten
Und das Mahl den Hungrigen bereiten,
Wein und Rakia den Durstgen schenken,
Kopf und Hand den Blutenden verbinden,
Und die Flinten auch den Helden laden,
Schossen sie vom Berg zur Ebne nieder.
Sieben Tage weilte hier die Junge,
Härmte sich um ihren lieben Gatten.

Aber an des achten Tages Abend
Kamen zwei der Helden zu den andern
Und berichteten, was sie vernommen:
„Brüder hört, das Heer des Türkensultans
Ziehet eben durch die Ebne Banska.
Alle Dörfer, alle Höfe brennen,
Alle Menschen, alle Thiere fliehen,
Fliehen all zu Despot Wuk dem Drachen;
Dieser überschritt der Sawa Wasser
Und ist an der Donau jetzt gelagert.
Helf ihm Gott und unser heilger Glaube,
Helf ihm Gott und seinen tapfren Helden,
Doch vor Allen Rado Lasarewitsch,
Der die schönste Gattin hat im Hofe
Und den schärfsten Säbel trägt am Gürtel,
Der erschlug den Pascha von Udbucja
Und die Türken trieb aus Smederewo.
Mög' ihm treu die junge Gattin bleiben
Und ihm Ehre sein im Serbenlager!"
So berichteten die beiden Helden.
Aber Jerina, des Stanko Tochter,
Wälzte schlaflos sich die ganze Nacht durch.
Früh am Morgen zogen aus die Helden,
Ließen Jerina allein zurücke —
Machte Jerina sich auf geschwinde,
Eilte auf versteckten Wegen weiter
Nach der Donau zu, dem kühlen Wasser,
Zog zwei Tage weiter und zwei Nächte,
Kam am dritten Tag zu einem Thale.
In dem Thale lag ein Dorf verstecket,
Vor dem Dorf auf einer grünen Wiese
Tanzten zwanzig Mädchen laut den Kolo,
Und ein blinder Spielmann spielte lustig,
Und die Mädchen tanzten froh und sangen:
„Alle Männer sind zum Kampf gezogen.
Wenn die Männer mit den Türken kämpfen,
Unter Despot Wuk dem Serbendrachen
An der Seite Rado's Lasarewitsch:

Laßt uns Mädchen froh den Kolo tanzen,
Denn die Serbenmänner werden siegen."
Sangen froh dieß Lied die jungen Mädchen.
Als sie Jerina von fern gewahrten,
Liefen sie zu ihr und sprachen also:
„Junges Bürschlein, eile nicht so schnelle,
Denn die Türken streifen durchs Gefilde,
Werden dich ermorden, liebes Söhnchen.
Bleibe hier und tanze mit den Kolo,
Tanze! bist der einz'ge Mann im Dorfe."
Aber Jerina die junge Gattin
Ward zum Tanz gewaltsam fortgezogen,
Tanzte vor den Kolo auf dem Rasen,
In der Mitte spielte auf der Spielmann,
Witz'ge Sprüchlein flogen hin und wieder.
Und die Mädchen sprachen: „Junges Bürschlein,
Sing auch du ein Sprüchlein wie die andern!"
Jerina, des Helden junge Gattin,
Stellte sich und sang mit bittrem Tone,
Wie das Reh, wenn es ein Pfeil getroffen:
„Rado Lasarewitsch, Herr und Gatte,
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem festen Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch."
Als die Mädchen diese Worte hörten,
Ließen bald sie ihre Gürtel fahren,
Standen still und sangen mit und klagten.
„Weh uns", klagten sie, „uns Fraun und Jungfraun,
Wehe uns, wir bleiben hier und tanzen,
Während blutig unsre Männer kämpfen!"
Aber als des Rado treue Gattin
Dieß vernahm, mit heller Stimme sprach sie:
„Auf ihr Radowitzer Fraun und Jungfraun,
Folget mir ins Schlachtfeld an die Donau,
Laßt uns helfen unsern Serbenhelden!

Ob ihr gleich nicht blanke Waffen führet,
Mögt ihr doch mit Trunk die Müden stärken,
Mögt ihr doch die langen Flinten laden,
Oder die Verwundeten verbinden."
Und die Frauen riefen all und Jungfraun:
„An die Donau, an die stille Donau!
In das Schlachtfeld, in das grün' und rothe!
Unsre Männer sollen nicht verschmachten,
Sollen doppelt oder dreifach schießen,
Sollen an den Wunden nicht verbluten,
Sollen die verfluchten Türken schlagen.
Führ uns hin, du keckes junges Bürschlein!"

Und sie zogen allesamt zum Schlachtfeld,
Zu dem Schlachtfeld an der kühlen Donau.
Kamen wohl drei Türken da geritten,
Buljubaschas zwei und Ein Bimbascha,
Dachten eins der Mädchen wohl zu fangen.
Aber Jerina des Rado Gattin
Hieb den einen, daß er fiel vom Rosse,
Schoß Bimbaschan, also wollte Gott es,
Mitten durch die Stirn, daß todt er hinfiel,
Und dem dritten machten sie das Roß scheu,
Daß es schnell dahinflog durch die Ebne,
Daß die Mädchen alle laut auflachten.
Aber mit Bimbaschas Handschar schmückte
Sich das Bürschlein, Rados treue Gattin.

Also kamen sie zur stillen Donau,
Kamen in das Feld, das grün' und rothe,
Immer grün, doch roth seit Tagesanbruch.
Jetzt im Mittag stand die heiße Sonne,
Und die Serben jauchzten, als sie sahen
Zwanzig Jungfraun und das Bürschlein kommen.
Jede Jungfrau trug in einem Kruge
Frisches Wasser aus der kühlen Quelle,
Löschte jeder Krug den Durst von Zwanzig.
Jede nahm von den gefallnen Helden
Eine Flinte, wechselweis sie ladend,
Jede band mit ihrem eignen Kleide

Helden, die im Felde blutend lagen
Und sofort zurück zum Kampfe stürmten.
Und im Heer der Serben riefen Alle:
„Weiße Wilen kamen aus den Wolken,
Kamen uns im heißen Kampf zu helfen.“
Aber Jerina die treue Gattin
Flog umher wie eine weiße Taube,
Die den Tauber sucht, durchs Heer der Serben.
Auf dem Kalpak ihre weiße Feder
Schwankte hin und her im Kampfgetümmel,
Denn sie suchte Rado ihren Gatten.
Endlich mitten in dem dicksten Haufen
Fand sie fechtend Rado Lasarewitsch,
Lag sein treuer Schecke todt zur Seite,
Sein geribbter Kolben lag zerschmettert
Und sein Schwert war kürzer um die Hälfte.
Nur zwei Krieger fochten ihm zur Seite,
Während sieben Türken ihn bedrängten,
Sieben grimme Türken Hassan Agas.
Als von ferne Rado Lasarewitsch
Sah das Bürschlein mit der weißen Feder
Mit dem blanken Handschar des Bimbascha,
Rief er laut, daß Jerina es hörte:
„O in Gott mir Bruder, junges Bürschlein!
Wirf mir zu geschwind den blanken Handschar.
Fliehe, daß dich nicht die Türken fangen,
Und ich will dir's lohnen nach dem Kampfe!“
Jerina, des Rado treue Gattin,
Hörte dieß und warf ihm zu den Handschar.
Fühlte kaum der Rado Lasarewitsch
In der Hand den Handschar des Bimbascha,
Als erschreckt die grimmen Türken flohen.
Rado, von der schlimmen Noth befreiet,
Sah sich um, daß er das Bürschlein sähe,
Jenes Bürschlein mit der Taubenfeder.
Fand er's todt im grünen Grase liegen,
Denn die grimmen Türken als sie flohen
Hatten ihr durchbohrt ihr schlagend Herze.

Aber in der Hand hielt sie ein Blättchen,
Ein beschriebnes Blättchen hielt die Junge.
Rado bog sich nieder es zu lesen,
Las darauf die wohlgeschriebnen Worte:

„Rado Lasarewitsch, Herr und Gatte,
Jerina, des Helden Stanko Tochter,
Deine treue Gattin folgt dir immer,
Wie die weiße Taube folgt dem Tauber,
Wie die Donau folgt dem festen Ufer,
Wie der Mond der weißen Sonne folget,
Ueberall, ins Grab und übers Grab noch."

Als der Held die Worte wohl verstanden,
Sah er an des jungen Bürschleins Antlitz
Und erkannte seiner Gattin Züge.
In ihm brach das Heldenherz zusammen;
Stürzend sich auf die entseelte Leiche
Blieb er liegen, bis es Abend wurde.
Laut erscholl der Siegesruf der Serben
Von der Donau Strom bis zu den Bergen.
Rado Lasarewitsch, auf sich raffend,
Nahm die weiße Feder von dem Kalpak,
Von dem Kalpak seiner treuen Gattin,
Steckte diese an den eignen Kalpak,
Barg das Blättchen an dem eignen Herzen,
Ging nicht mehr zurück zu seinen Höfen,
Sondern blieb bei Despot Wuk dem Drachen.
Wunder that er dort im Heldenkampfe:
Stets zu seinen Häupten sah man fliegen
Eine weiße Taube aus den Wolken.
Dieß war Jerina, des Rado Gattin,
Jerina, des Helden Stanko Tochter.

Auf der Welt war keine Gattin treuer
Als die Gattin Rado's Lasarewitsch.

Lyrische Gedichte.

An das Rheinland.

Aus allem was beglückt mein Leben,
Aus meiner Liebe Träumerein,
Aus meinen Freuden, meinem Streben
Möcht' ich Dir eine Krone weben,
Rheinland im goldnen Sonnenschein!

Doch welcher Kranz soll Dir gefallen
Und Deiner Stirne würdig sein,
Indeß von Deinen Bergen allen
Duftende Wälder niederwallen
Und Reben glühn von künftgem Wein?

Eminus.

Ernst Moritz Arndt.

1. Frühlingstraum.

Ging ich aus ins Frühlingsthal,
Wollte Blüthen fangen,
Blumenlust und Sonnenstral,
Alt und jung Verlangen.

Altes, wieder grün und kraus
Webte frische Ranken,
Junges in die Welt hinaus
Schneller als Gedanken.

Aber weh! der Himmel zog
Dunkel sich zusammen,
Und ein Donnersturmwind flog
Her mit Blitzesflammen;

Wald und Feld und Au und Thal
Rings umher zerzauset
Und der Lerch und Nachtigal
Jeder Ton vergrauset.

Nur auf Stumpf und Dornbusch krächzt
Krähe und Neuntödter,
Und aus Thurmgetrümmer ächzt
Kauz der Schwerenöther.

Und der ganze Frühlingstraum
Hinnen wie geschwinde
In dem öden weiten Raum,
Weg in alle Winde!

Lenzesbild du Lebensbild —
Fliege mit, o Wandrer!
Was dir heut verwelkt, verquillt,
Morgen pflückt's ein andrer.

---

2. Herzenssaitenspiel.

Was spielt so klingende Saiten
Auf dir, mein altes Herz,
Aus fernsten Tiefen und Weiten
Zugleich mit Schmerz und Scherz?

Es fließen die Stunden, die Räume
Zusammen in dem Gewirr
Und Schattenspiele der Träume
Im leichten Flügelgeschwirr.

Bald spielt es wie im Reigen
Hell auf zum lustigen Tanz,
Und Sonn und Blüthen neigen
Darüber Frühlingsglanz;

Bald bläst wie über Leichen
Die tiefe Flöte Weh,
Wie hohle Töne streichen
Fernher auf tiefer See.

Das ist's, die Tiefen die Weiten,
Das ist's, das meint der Klang,
Das jauchzen, das klagen die Saiten —
Sey drum, mein Herz, nicht bang.

Die Sonnen und die Erden —
Wer misset Flug und Schritt? —
Müssen Flieger und Tänzer werden:
Du tanze lustig mit;

Und laß sie spielen die Saiten
Auf dir, du altes Herz,
Und frage nicht Nähen noch Weiten:
Spielt alles doch himmelwärts.

So fliege mit tanzenden Himmeln,
Und glaube, die Welt ist dein;
Wo Götter und Sonnen sich wimmeln,
Rolle mit in dem Klang und Schein.

---

3. Gespräch mit Stöcken und Degen.

Meine Stöcke stehn gereiht,
Gar ein dicker Haufen,
Steif genug, noch hundert Jahr
Durch die Welt zu laufen;

Und der Säbel mittendrinn,
In vergangnen Tagen
Einst von mir zu Schutz und Trutz
Durch die Welt getragen.

Und nun stehn sie da so still,
Freud= und Leid=Gesellen,
Und mir wollen Brust und Aug
Bei dem Anblick schwellen.

Ach! Gesellen, gebt euch drein,
Alles muß auf Erden
Nach dem Sturm der Lust und Kraft
Zahm und stille werden.

Tröstet euch, ihr bleibet hier,
Werdet bald mit andern
Lustig über Berg und Thal,
See'n und Ströme wandern.

Alter, du doch schäme dich,
Hier vor den Gesellen
Deines weiland Tagewerks
Dich so mürb zu stellen;

Dieser Thräne schäme dich,
Die dem Aug entgleitet,
Du, dem die Unendlichkeit
Himmelwandrung spreitet.

Dort wird frisch aus frischem Holz
Neuer Stab geschnitten
Und mit neu geschliffnem Stal
Neuer Kampf gestritten.

Also ist es, soll es seyn!
Nimm dir kühnes Wollen,
Und so laß dein Küglein froh
Mit den Sternen rollen.

Annette von Droste zu Hülshoff.

1. Der sterbende General.

Er lag im dicht verhängten Saal,
Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
Auf seinem Schmerzensbette lag
Der alte kranke General;
Genüber ihm am Spiegel hing
Scharpe, Orden, Feldherrnstab,
Still war die Luft, am Fenster ging
Langsam die Schildwach' auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
Um „Wasser" er um „Wasser" bat.
An seinem Kissen beugten Zwey,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düster, fest und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts", sprach der Eine: „laß
Ihn seines Standes Ehren sehn, —
Den Vorhang weg! daß flatternd wehn
Die Bänder an dem Spiegelglas!"
Der Kranke schlug die Augen auf,
Man sah wohl daß er ihn verstand,
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Viktoria?
Wie flogen unsre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!

Denkst du an unsers Prinzen Wort:
—„Man sieht es gleich hier stand der Wart!"—
Schnell, Conrad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird so kurz und hart."

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht. —
Wart, Wart! du hast so frisch und licht
So oft dem Tode dich gestellt,
Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
So stirb auch freudig wie ein Held!

„Stirb wie ein Leue, adelich,
In seiner Brust das Bleygeschoß,
O, stirb nicht wie ein zahnlos Roß
Das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl —
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!"
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
Und „Wasser, Wasser!" stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
He, Wache, du bist abgelöst!
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
Lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
'S ist auch ein grauer Knasterbart,
Und strauchelt wie ein Dromedar —
Nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Thränen gar?"

„Mein Commandant", spricht der Uhlan
Grimmig verschämt: „ich dachte nach
Wie ich blessirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flasche bot,
Selbst dürstend in dem Sonnenbränd,
Und sprach: „du hast die schlimmste Noth"—
Dran dacht' ich nur, mein Commandant."

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut fest den Veteran er an. —
Die Seele, der Viktorie nicht
Nicht Fürstenwort gelöſ't den Fluch,
Auf einem Tropfen Menschlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

---

2. Sylvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres
Da dacht' ich wie Mancher todt,
Den ich bey seinem Beginne
Noch lustig gesehn und roth,
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht unterm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde schon sey gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit!

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigall Schlag,
Dann blieb nur die heilige Messe
An meinem Gedächtnißtag,
Nur auf zerrissenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Häupten die Decke
Mit mooszerfressener Schrift.

Wohl hab' ich viele Bekannte
Die gern mir öffnen ihr Haus,

Doch wenn die Thüre geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus,
Dann haben sie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die geht es härter schon an;
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man flickt sie so gut man kann;
Zwey Tage blieben sie düster,
— Sie meinten es ernst und treu —
Und giengen dann in die Oper
Am dritten Tage auf's neu.

Ich habe liebe Verwandte
Die trugen im Herzen das Leid,
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben so Vielen geweiht?
Die haben sich eben bezwungen,
Für andere Pflichten geschont,
Doch schweben meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Brüder und Schwestern,
Da gieng in's Leben der Stich,
Da sind viel Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich;
O, hätten sie einsam gestanden,
Ich lebte in ewigem Licht!
Nun haben sie meines vergessen
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
O, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins!

Ludwig Wihl.

Jehova-Lieder.

Alexander von Humboldt
in Hochachtung gewidmet

Lubet indulgere sacro furori.
Galilei.

1. Biblische Vision.

O Erft, o Heimathsbach,
Wie ruft dein lustig Springen
Mir in dem Herzen wach
Ein Singen und ein Klingen!

Wie bin ich reich umschwebt
Von Mährchen und von Sagen,
Die einst in mir gelebt
In meinen Kindertagen!

Es naht der Orient
Mit stolzen Königreichen,
Aufrollt das Testament
Geheime Wunderzeichen.

Die Palme schüttelt sich,
Ha, welch ein frisches Wehen! —
Mir ist, als könnte ich
Den Hain zu Mamreh sehen.

Drob zeigt sich eine Schaar
Von braunen Urgestalten,
Die mit dem Dromedar
Am Brunnen Rastung halten.

Sie ziehn zum Reiche hin,
Wo Joseph trägt die Krone,
Der fromm an Herz und Sinn
Blieb auf dem Königsthrone.

Sie hatte abgesandt
Auf diese weite Reise
Aus ihrem Heimathland
Der Patriarch, der greise.

Wie manche Thräne schon
Hat er dem Sohn geweinet,
Vor dessen goldnem Thron
Er selber nun erscheinet.

Sieh, Moses steht im Hain
Bei Jethro's Lämmerherde;
Im Dornbusch=Flammenschein
Sinkt betend er zur Erde.

Von Gott, dem Herrn, erwählt
Zum Liebling und Propheten,
Seh' ich ihn muthbeseelt
Zu Pharao hintreten.

Er zieht durch's rothe Meer
Mit dem befreiten Volke,
Und vor ihm schreitet her
Ein Gott in lichter Wolke.

Zu meinem Geist heran
Tritt so des Volkes Sage
Von Abraham, dem Ahn,
Herab zum heut'gen Tage.

Doch klingt aus Allem vor
Des Königs Harfe prächtig,
Wenn der Levitenchor
Im Tempel singt andächtig.

Dich singet und lobpreist,
Jehova, die Gemeine;
Es betet mit mein Geist
Im betenden Vereine.

So facht dein stiller Lauf,
O Bach, zum Traumgesichte
In meinem Busen auf
Die heil'ge Urgeschichte.

2. Jerusalem.

Jerusalem, du stolze Stadt,
Wie liegst du jetzt in Staub gebückt,
Am Weltenbaum ein dürres Blatt,
Ein Reis vom grünen Stamm geknickt.

Wo einst Jehova's Tempel stand,
Hält jetzt der wilde Räuber Rast,
Begraben hat der Wüstensand
Der alten Fürsten Goldpalast.

Statt Harfenspiel und Saitenklang
Erschallt des Geiers rauher Schrei,
Und auf den Straßen ruhet bang
Ein ewigstilles Einerlei.

Und deine Söhne, die sich kühn
Ein Volk von Priestern laut genannt,
Wie müssen sie in's Elend ziehn
Gebannt aus ihrem Heimathland!

Jehova hält ein schwer Gericht,
Wer kann vor seinem Spruch bestehn:
O furchtbar schreckliches Gesicht,
Wie es Jesajas hat gesehn!

---

3. Babels Flüsse.

Wie beneid' ich deren Loos,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück stark und groß
Sich in Eintracht einten!

Die der Väter uralt Wort
Im Exil verehrten
Und sich sehnend immerfort
Nach Judäa kehrten.

Die vertrauend ihrem Gott
In die Zukunft schauten,
Nie vor ihrer Feinde Spott
Bebten und ergrauten.

Ihre Harfe hingen sie
Schweigend auf an Weiden,
Daß da starb die Melodie
Ihrer tiefen Leiden.

Mit den Zähnen hätten wund
Sie die Zung' gedrücket,
Eh' ein Lied aus ihrem Mund,
Feind, dich hätt' entzücket.

Nimmer hat, o Babel, dich
Juda's Lied erfreuet,
Eher hätte Jeder sich
Frei dem Tod geweihet.

Heute singt im goldnen Sold
Jeder seine Schande,
Trägt, wenn blankes Gold nur rollt,
Gerne Sklavenbande.

Ach, wie sind wir matt und schwach,
Klein und glaubensblöde;
Statt des Meeres kriecht ein Bach
Durch die weite Oede.

Wie beneid' ich deren Loos,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück stark und groß
Sich in Eintracht einten!

---

4. Die Rose Sarons.

Die Rose Sarons ward ich einst geheißen,
Jetzt bin ich nur ein wilder Dornenstrauch;
O möchte mich aus meinem Boden reißen
Ein starker Wind, ein Sturmeshauch!

Frommt wohl dem Manne noch ein dunkles Alter,
Der einst in goldgeschmückter Wiege lag? —
Und nennst du frei wohl noch den müden Falter,
Der sich die buntbestrahlten Flügel brach?

Umsonst erschaut mein Aug' die weite Ferne,
Umsonst umschwärmt die Hoffnung mir den Sinn,
Es sanken nieder meines Glückes Sterne
Mit dir, Jerusalem, o Königin!

---

5. Mein ist Jerusalem.

Mein ist Jerusalem, das bleiche, alte,
Mein ist das gramerfüllte Todtenhaus;
Daß dort der Moslemite walte,
Preßt mir im Stillen Thränen aus!

In seiner Erde ruhen meine Ahnen:
Sie fühlen nicht den Hohn, die Schmach,
Daß heute nur den fremden Karavanen
Zur Wohnung dient ihr Palmendach.

Doch ich, ich denke hier im Norden
Der alten Zeiten goldnen Glanz,
Wo du mit deinen Kriegerhorden
Die Fürstin warst des Morgenlands.

Hätt' ich ein Heer, ich zög' ein Krieger
Dahin in meiner Väter Land;
Ich fänd Besiegter oder Sieger
Zuletzt ein Grab in seinem Sand!

---

6. Fata Morgane.

Die allerschönste Fata Morgane
Bist du, o Salem, gedenke ich dein;
Wie träum' ich trunken in meinem Wahne
Von deinem goldnen Zauberschein!

Ein wundersüßer Liebesgedanke
Aus meiner ersten Jugendzeit
Hält mich umschlungen wie eine Ranke:
Wie bist du mir nah und doch so weit!

---

7. Das Licht.

Der Parse schaut zum goldnen Licht,
Ich schau', Jerusalem, nach dir,
Daß du in Trümmern, schadet nicht,
Lebst du doch ganz in mir.

Die dich verdunkelt, ist die Nacht,
Doch nach der Nacht erscheint das Licht,
Der Morgen naht, das Licht erwacht,
Die Völker jubeln dir!

---

8. Der Tag des Herrn.

Ist denn schon der Tag erschienen
Reich an Wonne, reich an Lust,
Wo du, deinem Gott zu dienen,
Frohen Herzens sterben mußt!

O, so zeige mir die Halle,
Zeige mir das Gotteshaus,
Wo sie Gottes Namen Alle
Rufen e i n e s Glaubens aus!

Hat denn nicht, worüber streiten
Alle, deren Hohn dich trifft,
Aufgeklärt seit alten Zeiten
Dich, mein Volk, die heil'ge Schrift?

Wiß, wenn All aus einem Munde
Preisen Gott, den Herrn, allein,
Dann ist deine Todesstunde,
Gehe zu den Vätern ein!

---

9. Wo bleibt der Held.

Wo bleibt der Held, wo bleibt der Weise,
Der dich von Neuem, Volk, belebt,
Der dich ein Heiland in's Geleise
Der Weltgeschichte wieder hebt?

Hat dich mit einem Leichentuche
Gehüllt die Hand des Lebens ein? —
Sollst du auf ewig aus dem Buche
Der Zeiten ausgestrichen sein? —

O käm' er nur; ich wollt' ihn grüßen,
Wo er nur geht, wo er nur steht;
Ich streute Palmen ihm zu Füßen, —
Wo bleibst du Held, du mein Prophet!

---

10. Die wilde Pflanze.

Eine Pflanze wüst und wild
Wuchert jetzt auf dem Gefild,
Wo die Rose hat geblüht
Und das heil'ge Hohelied.
Weißt du, wie die Pflanze heißt:
Deiner stolzen Rabbi's Geist!

---

11. Sonst und Jetzt.

Wo einst Turteltauben girrten,
Wo einst Rosengärten blühten,
Wo des Morgenlandes Hirten
Für Gesang und Liebe glühten,
Weilen jetzt nur trübe Gäste,
Lebensleid und Todesbangen,
Selbst die Zeder läßt die Aeste
Mitleidsvoll herunterhangen.

---

12. Jeremias.

Jeremias, ich denke dein,
Wie du verhöhnt, verlassen,
Mit deinen Klagen zogst allein
Durch Salems stolze Gassen.

Wie alles Volk unwillig sprach:
Was will der falsche Seher?
Er weckt ja nur zu unsrer Schmach
Den Spott der Idumäer.

Von unsrem nahen Untergang
Hört man ihn singend klagen,
Wie darf er nur so frechen Sang
Vor unsren Ohren wagen!

Und kommt er nicht im Bettlerkleid
So stolz einhergegangen,
Als ob mit ihm die Welt, die Zeit
Zuerst hätt' angefangen.

Ein Vagabund, ein Musikant,
Kann er nur musiciren;
Wo ist sein Gut, wo ist sein Land,
Was hat er zu verlieren?

So sprachen sie, Jeremias,
Du mußtest es ertragen,
Daß sie statt Liebe fanden Haß
In deinen tiefen Klagen.

Der Mann, der eigne Wege geht,
Den wird der Spott begleiten;
Es wird noch heute der Prophet
Mißachtet wie vor Zeiten!

---

13. Der neue Tempel.

Liegt dein Tempel auch im Staube
Gleich dem Tempel in Palmyra,
Lebt doch noch der alte Glaube,
Der Propheten heil'ge Lyra.
Laß' ein Cyrus seine Trümmer
Wiederum im Geist erstehen
Und den Schutt im goldnen Schimmer
Einer neuen Zukunft sehen! —
Laß die Völker alle kehren
In des Tempels Pforte ein
Und von allen Göttern ehren
Dich, Jehova, nur allein!

Adelheid von Stolterfoth.

1. Der Scheidende.

Da steh' ich hoch auf Bergeszinnen
Und schau hinab im Abendstral,
Und seh' den Rhein vorüberrinnen
Zum letztenmal, zum letztenmal!

Von Fels zu Fels nicht mehr zu springen,
Wie's frei der Hirsch des Waldes thut,
Kein frisches Lied vom Strand zu singen
Ins stolze Brausen seiner Flut —

Nicht mehr des Kahnes weißen Flügel
Zu lenken durch des Dämpfers Schaum,
Und dann im Schatten grüner Hügel
Vorbei zu treiben, hörbar kaum —

Zu ruh'n nicht mehr auf weichem Moose
Umweht von rebenduft'gem Wind
Und mit der schönsten wilden Rose
Zu schmücken dann ein holdes Kind —

Nicht süße Trauben mehr zu schneiden
Wenn Herbstgesang vom Berge schallt — —
O! welches Leiden bringet Scheiden,
Das Leben flieht, das Herz wird alt!

Das Herz wird kalt! Die Jugendlieder
Verwehen mit dem Jugendglück —
Und kehr ich einst nach Jahren wieder,
Ich kehre so nicht mehr zurück!

2. Die Grafenbraut.

Ruhmgekrönt vom fernen Morgenland
Kehrt der Graf von Sayn zum Heimatstrand.
„Sieben Jahr ist eine lange Zeit:
Ach! es hat mich oft gereut!

„Weibertreu, den Winden ist sie gleich!
Edle Braut, du bist so still und bleich —
Hat dein Herz allein an mich gedacht
Oder andern zugelacht — —?"

Sanft und traurig ihre Lippe spricht:
„Männertreu, hienieden lebt sie nicht,
Aber Weibertreu bis an das Grab,
Ritter, schwörst du mir nicht ab.

„Hat dir nicht im Morgenland gedroht
Pest und Feindesschwert mit frühem Tod?
Sag! Wer gab dem Leben dich zurück
Kühn entsagend eignem Glück —?

„Morgen scheid' ich ewig von der Welt
Ueber dieses Haupt der Schleier fällt — —
Ruf mir deinen blonden Knappen her
Der dir folgte über's Meer.

„Junge Maid! ich wußte längst von dir:
Hast ihn ja vom Tod errettet mir,
Wirst von ihm geliebt und liebst ihn treu
Arme Maid — —! Ich geb' ihn frei.

„Weg die Rüstung — nimm dies Brautgewand,
Nimm o nimm den Ring von seiner Hand:
Du statt meiner tritt zum Altar hin,
Wenn ich in dem Kloster bin!"

Wilhelm Smets.

Gedenkblätter.

1. Mit einer zwei Zoll hohen Büste Goethe's.

Edeler Sinn erkennt auch groß im Kleinen das Große:
So nur wag' ich es, dir winzig den Heros zu weih'n.

2. Grabschrift auf einen Seidenwurm.

Du webtest selber dir, still wirkend, deinen Sarg,
Der bald darauf den Leib des schönsten Weibes barg.

3. Schnee im Mai.

Ei, sieh da, die weißen Flocken!
Kirschenblüthen sind's wohl nicht?
Nein, es weh'n des Winters Locken
Um des Lenzes Angesicht.

4. An Bord des Francesco primo.

Ueber mir die Wetterwolke,
Um und um ein tobend Meer,
In mir hohe Glaubenshoffnung,
Zieh' ich durch den Sturm einher:
Wetter trägt der Herr in Händen,
Und sein Fuß auf Wogen ruht,
Wenn er will, so kann er's wenden, —
Doch auch drunten ruht sich's gut.

5. Mezzofanti.

Sei's natürlich! Man denkt doch dabei an's Wunder von Pfingsten,
Wie du jegliches Volks Sprache zu reden verstehst.

---

6. Der Silberblick des Lebens.

Nur einmal sah ich dich, und niemals wieder,
Dich, meines Lebens schönsten Silberblick;
Ich rufe nun vergebens dich zurück:
Nur einmal sah ich dich, und niemals wieder!
Drum sollen ewig klagen meine Lieder
Um diese Gunst und dieses Mißgeschick,
Daß ich nur einmal sah und niemals wieder
Dich, meines Lebens schönsten Silberblick!

---

7. Zum Namensfeste.

Mit einem Voß'schen Musenalmanache vom Jahre 1780.

Was böt' ich Jahr- und Taschenbuch
In Saffian und englisch Tuch
Dir an, der Reichbeschenkten?
Und wär' nicht stattlich, was ich brächt',
So zankten wohl mit mir noch recht
Die zierlich Eingeschränkten!
Drum send' ich dir die Genesis
Vom Taschenbuch, und bin gewiß
Den Prachtband zu ersetzen;
Am kleinen Anfang wirst du dich,
Ich weiß von dir dies sicherlich,
Noch sinniger ergötzen.
Und hängt der edle Rost der Zeit
Am Büchlein, das der Freund dir weiht,
O laß dich's nicht verdrießen,
Das seltne, das einst blink und blank,
Auch so im Magahonischrank
Still freudig einzuschließen.

---

8. Mit den chinesischen Liedern des Schi-King.

An **

Wie Lieb' und Haß, wie Zorn und Wehmuth reden
Aus jenem Volk, das fern im Osten wohnt,
In diesen seltnen Liedern kannst du's lesen,
Und draus ersehn, daß auch in fernster Zone
Das Menschenherz dieselbe Sprache spricht.
Der Ungenannte, der den Liedern gab
Den deutschen Laut, er will vor dir sich nennen,
Wollt' unbekannt er auch der Menge bleiben.
Weil seine Brust die Stola decket, soll
Er vor der Welt, engherzig wie sie ist,
Nicht frei des Herzens schöne Sprache reden.
Dir aber, nicht vom Vorurtheil umstrickt,
Dir darf ich's sagen, daß es mein Bemühn
Gewesen, diesen Liederkranz zu flechten;
Nimm gerne als ein schlicht Geschenk ihn an
Zur freundlichen Erinnrung an den Mann,
Deß Lied auch deiner Nachsicht Huld gewann.

---

9. An einen edeln Menschenfreund,

der zu wohlthätigen Zwecken Silhouetten anfertigte.

Du nimmst aus Liebe von der Schattenseite
Die Menschen auf, und auch aus Liebe nur
Verfolgst du selber ihres Schattens Spur,
Verkleinerst sie, und schwärzest gar sie an:
O, daß dich, Edler, Liebe drum begleite,
Gleich deinem Schatten, auf des Lebens Bahn!

---

10. Dem Andenken einer edeln Frau.

Dein Tagewerk vom Morgen
Bis an den Abend spät
War redlichs Müh'n und Sorgen,
War Wohlthun und Gebet.

Und selbst im Schlaf nicht minder
Zog noch durch deinen Traum
Die Wohlfahrt deiner Kinder,
Der Enkel Weihnachtbaum.

---

11. Nachruf an Nikolaus Becker.

Wo du gesungen das Lied vom Rhein, das ins Volk wie ein Blitz fuhr,
Und dir Namen und Amt und von Königen Ehrengeschenke,
Nicht unbeneidet, erwarb, da traf dich, gepflegt von der Schwester,
Frühe der Tod im stillen, im ländlichen Städtchen: ein Gleichniß
Deines bescheidenen Sinns und herzlich gemüthlichen Wesens.

---

12. An Jenny Lind,

als sie in Haydn's Schöpfung den Gabriel und die Eva gesungen hatte.
Aachen, 1846.

Wie aus des Chaos dunkelm Schooß entsprungen
Die junge Welt in bräutlich holder Pracht,
Der erste Lenz zu Gottes Lob erwacht,
Hast mit des Engels Stimme du gesungen.

Und wie zuerst des Weibes Herz durchdrungen
Der Gotteshauch, der in der Unschuld Macht
Siegreich bekämpft den Geist der ew'gen Nacht,
Hat weiblich rein aus deiner Brust geklungen.

Für diesen mächt'gen Zauber, unerwehret,
Dank dir, o Jungfrau aus dem fernen Nord!
Wer edle Weiblichkeit in dir verehret,
Dem gabst du ja zugleich das Lösungswort:
Bewußtseins = Würde, sie allein verkläret
Der Harmonie, des Wohllauts reichen Hort.

Dräxler-Manfred.

Ungeschriebene Liebesbriefe.

Sonettenkranz.

„So insgeheim die heiße Flamme nähren,
O Liebster, länger kann ichs nicht ertragen!
Laß mich es dir, und nur geschrieben sagen,
Warum mein Herz in Angst, mein Aug' in Zähren.

In Zeilen dicht und kornschwer wie die Aehren
Will ich mein Sehnen dir und Leiden klagen,
Und diese Herzensbeichte, diese Fragen,
Du mußt sie mir als stillen Trost gewähren.

Von dir getrennt, gezwungen streng zu schweigen,
Was duld' ich da, die Welt- und Menschensatte!
So mag die Taube der Gedanken steigen,
Dich aufzusuchen, holder Seelengatte,
Und mir von deinen grünen Lebenszweigen
Heimkehren mit dem frischen Freudenblatte."

*

Heimkehren mit dem frischen Freudenblatte
Kann keine Taube dir aus meinen Räumen,
Wo winterhaft sie sieht aus kahlen Bäumen,
Daß hier der Schmerz kein grünes Reis gestatte.

Da ist kein Zweig, der mir die Stirn beschatte,
Kein Frühling, hell den Himmel mir zu säumen,
Kein holder Wahn, kein stilles Wonneträumen,
Erfahrung nur, die herb enttäuscht mich hatte.

Und sieh, der Sonnenstrahl der Liebe küßte
Die Brust, die längst zu Erz versteint ihr Leben:
Doch dieser Memnon in der fernen Wüste,
Wie tiefbewegt auch mag sein Innres beben,
Er kann dem holden Licht, das ihn begrüßte,
Nur einen Wehmuthslaut zur Antwort geben.

2.

„Nur einen Wehmuthslaut zur Antwort geben
Willst du, o Freund, dem liebenden Verlangen?
Ich aber würde innig an dir hangen,
Fühlt' ich dich auch noch kälter widerstreben.

Ich liebe dich ja um dein Thun und Leben,
Das in Alltäglichkeit nicht ist befangen,
Und wenn der Schmerz auch bleichte deine Wangen,
Dein Herz hat Kraft um Alles zu erstreben.

Das ist kein Winter, der nicht würde weichen,
Nur stille Sammlung unter kalter Rinde,
Um Blüthe neu und Schönheit zu erreichen.
Geduldig harr' ich bis ich so dich finde,
Und der gewaltige Stamm zum Liebeszeichen
Mild säuselt über dem getreuen Kinde."

*

Mild säuselt über dem getreuen Kinde
Der Himmel der Gewohnheit und des Lebens,
Darum, o Holde, sinn' ich oft vergebens,
Warum mich deine Liebe würdig finde?

Du mit der Jugend und der Schönheit Binde,
Ich älter, lebenssatt, gelähmten Strebens;
Du voll der Hoffnung süßen Wonnebebens,
Indeß ich nichts für ihren Trug empfinde.

Du an der Zukunft schönem Traum dich labend,
Ich kummertragend um verlorne Tage,
Du Morgenroth, ich kaum ein stiller Abend:
Wie magst du, süßes Mädchen, nur, o sage,
In diesem kalten Herzen dich begrabend
Dein Loos vergeuden so an Schmerz und Klage?

3.

„Dein Loos vergeuden so an Schmerz und Klage, —
Trifft dieses Wort nicht dich mit besserm Rechte?
O deine Liebe wäre keine echte
Erbebte sie dem ersten Schicksalsschlage!

Du meinst nur, ob ich schwaches Weib verzage,
Und so gering von deiner Seele dächte,
Daß ich mich nicht in ihre Loose flechte?
Ich aber habe längst gewählt und wage.

Was wagen? ich gewinne! Laß, o lasse
Den Edelmuth, dich selbst herabzusetzen,
Da ich dich doch nach deinem Werth erfasse.
Und gab der Himmel Etwas mir an Schätzen,
Die Herz und Anmuth nennt die blöde Masse,
So freu'n sie mich nur, weil sie dich ergetzen."

*

So freu'n sie mich nur weil sie dich ergetzen,
Die Lieder, die aus meiner Seele dringen,
Die Vögel, die auf grünen Zweigen singen,
Die Blumen, die das Aug' im Frühling letzen.

Nicht denk' ich länger an ein Widersetzen!
O Seligkeit, in Liebe dich umschlingen,
Und glücklich Alle, die sich je verfingen
In so unwiderstehlich holden Netzen.

Mein Leben lieb' ich dir zu Lieb' aufs neue:
In stiller Huldigung an dich gebunden
Entsprießen frische Lieder meiner Treue;
Und dennoch, ich gesteh' es, hab' ich Stunden,
Wo Beben mich umfaßt um deine Reue,
Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden.

4.

„Daß eben mich dein Herz hat aufgefunden,
Das ist mein Glück, mein Stolz, mein rechtes Leben:
Bewußtsein soll's mir meines Werthes geben,
Den ich erkannte in der Liebe Stunden.

Wie ärmlich hatt' ich früher mich empfunden,
Ein Ding für Küche nur und Nähtisch eben,
Schon froh zuweilen tanzend hinzuschweben,
Einst wohl dem steifen Eheherrn verbunden.

Jetzt fühl' ich mich als Rose hier zu Lande,
Für welche Nachtigall sein Lied verkündet;
Als Goldpokal, von dessen schönem Rande
Entzücken in geliebte Lippen mündet,
Und als Altar, worauf im hellen Brande
Ein Herz das Liebesopfer froh entzündet"

*

Ein Herz, das Liebesopfer froh entzündet,
Das meine ist's und du die Treuverehrte,
Die neu mich leben, neu mich lieben lehrte
Und meiner Muse lächelnd sich verbündet.

Drum, was dein Wesen auch an Reiz verkündet,
Wohl werth, daß es ein heißer Sinn begehrte,
Lieb' ich dich nur in deinem Seelenwerthe,
Von dir erfüllt, entzückt und auch entsündet.

Auf raschen Taumel folgte bald die Klage;
Ein Kluger legt, was an Gewinn ihm eigen,
Als Freudengut zurück für große Tage.
Wie schön, wenn sich im Kranz von Lorberzweigen,
Den einst vielleicht die Dichterstirne trage,
Auch unverwelkte Liebesrosen zeigen!

Adolf Doerr.

Der kranke Dichter.

Aus einem Cyklus.

1.

Ein Zustand ist, wo wir in Dunkel wallen,
Wo letzte Blitze unser Haupt umblinken,
Aus welker Hand des Lebens Blumen sinken,
Wie eines müden Pilgers Betkorallen.

Das Leben scheint, ein ferner Strom zu schallen,
Von einem Lethe schon der Geist zu trinken,
In unbewußte Tiefen zu versinken
Mit dieses bunten Nachtstücks Bildern allen.

Von all den Schiffen, die ihr schon zerschellten,
Den fernen Küsten, ihren goldnen Zielen,
Kann nun die freie, müde Seele träumen:

Von jenen schönen, grünen Lorbeerbäumen,
Von einem Glück, das wie aus fernen Welten
Uns milde Hauche um das Haupt läßt spielen.

2.

Es schwebt im Herzen eine Wolke bange,
Ein dunkler Punkt von drohenden Gewittern,
Schon seh' ich Blitze tückisch leuchtend splittern,
Und Donner rollen fern mit dumpfem Klange.

Doch wie ein Wind dann wohl mit leisem Schwange
Die Wolken regt und Regentropfen flittern,
So rührt mein Leid die Flügel auch und zittern
Mir Thränen oft auf die erglüh'nde Wange.

O seltsam tief ist weiser Menschen Wahn,
Und tief geheimnißvoll das schwere Kranken
In eines Dichters ahnendem Gemüthe.

Er sieht den blauen Himmel weinend an,
Er fühlt die Erde unter sich schon wanken, —
O Königsburg, die über Nacht verglühte!

3.

Du willst, ich solle meinen Geist beflügeln,
Mit neuer Kraft nach alten Zielen ringen:
Doch ich, o Freund, ich möchte leis verklingen
Und wandle längstens schon auf Todtenhügeln.

Und jene Trauer kann ich nicht mehr zügeln,
Die nun als Flamm' und Wolke mir die Schwingen
Zerstört, — und mög' ihr bald ihr Werk gelingen, —
Denn deine Weisheit dünkt mir leeres Klügeln.

Was Anders ward als Nieten uns geboten? —
Wir sahn bereits in diesem großen Darben
Des Geistes Kraft und Blume sich vernichten.

Ein Andrer mag denn bleiben, leben, dichten,
Doch Oeta's flammten auch und Opfer starben —
Ein stolzer Sinn gesellt mich diesen Todten.

4.

Ein großes Wort, ich möcht' es gern auch sprechen,
All' meines Geist's und Lebens schnöde Ketten
In goldner Stund' in kühnen Schicksalswetten
Und kühnern Liedern jugendstark zerbrechen.

Doch ach, da stürzen schon in Thränenbächen
Sich meine Schmerzen wild aus allen Betten,
Wohin, wohin soll sich der Arme retten,
Deß Brücken in den Fluthen ringsum brechen?

So trostlos hat ein Leben sich gestaltet,
Von ew'gem Mißgeschick zuletzt bezwungen,
Daß es nun weinend steht und Hände faltet.

Verloren ist sein Hort der Nibelungen,
Des Jünglings Feuerseele schon erkaltet —
Das ward ihm an der Wiege nicht gesungen.

C. E. Kohlhauer.

Luther auf der Wartburg.

Hoch auf der Wartburg Luther saß,
Im Schloß die Knappen schliefen;
Tief ernst im Buch der Bücher las,
Wollt' Geist und Sinn erprüfen.

Nun glänzt das Wort im dunkeln Grund:
Saul, David, die Propheten —
Es rang der Mensch, mit Gott im Bund
In's Licht des Tags zu treten.

Da stieg der Herr auf Golgatha,
Für's Heil der Welt zu bluten:
„Wer mich erkennt, ich bin ihm nah!"
Ruft er in Todesgluten.

„Verirrt, verblendet, segn' ich noch
Die kreuz'gen mich am Stamme;
Mein Wort verklärt sie endlich doch,
Die stille, ew'ge Flamme."

Das Wort, das Wort, der Geist des Herrn!
Den Luther faßt ein Schauer.
Wie liegt die Welt noch nah und fern
Dumpf, stumpf und ohne Trauer!

Das Volk zu Saus und Braus hinrennt,
Läßt Pabst und Kaiser sorgen:
Für Huß, für Huß der Holzstoß brennt!
Die Pfaffen stehn geborgen.

Wen scheert noch, Herr, dein Heilandswort?
Die Wölfe gehn im Pferche;
Der Frohnknecht fragt: was gilt der Mord?
Drei Heller! ruft der Scherge. —

Da trifft ihn tief des Satans Spott:
Mich sollst du nicht berücken!
Für dich will ich, mein Herr und Gott,
Den Stahl der Rache zücken.

Ein Fußtritt stürzt das Licht zur Erd',
Im Saal die Waffen klirren:
Auf, Brüder, auf! mit Lanz' und Schwerdt
Der Teufel will uns kirren.

Wir werfen sie darnieder all',
Die Heuchler und die Sclaven;
Wir stürzen sie von Mau'r und Wall:
Der Gott will blutig strafen. —

Noch hört er noch das letzte Wort,
Noch fühlt er, noch den Odem:
Sieh' dort, sieh' dort! am finstern Ort
Ein Qualm, ein gelber Brodem!

Der Teufel streift die Hülle ab:
Du hast mich hergerufen! —
Den Doktor stürzt das Wort hinab —
Sinkt auf die Marmorstufen.

Aufspringt er, schlägt aufs heil'ge Buch,
Sein Aug' sprüht funkenhelle:
Meiner Tinte Strahl, mein Geistesfluch
Zermalmt dich, Fürst der Hölle;

Mein Schriftzug schlug ins Reich der Nacht
Satan, dir schon den Brandblitz: —
Zurück! dir trägt die Zaubermacht
Den Schmachtod noch ins Antlitz.

Ein rascher Schwung aus voller Faust:
Die Tinte zuckt in Flammen;
Dem Teufel vor dem Lichtstrahl graust,
Er schau'rt und bückt zusammen.

Doch blendet's ihm das Auge nur —
Die Glock' hebt aus zu zwölfe;
Dem Luther dröhnt die Geisteruhr:
Hilf, Herr, hilf, Heiland, helfe!

Der Teufel hebt auf's Neu den Schild,
Greift, faßt ihn schon bei'm Rocke;
Sein Auge spiegelt — weh! sein Bild;
Da schlägt die letzte Glocke.

Ein Strahl, ein Stern — so nah, so fern!
Es klingt wie tausend Lieder,
Frohlockend wie der Ruf des Herrn
Von Golgatha hernieder:

„Verirrt, verblendet, segn' ich noch
Die kreuz'gen mich am Stamme;
Mein Wort verklärt sie endlich doch,
Die stille, ew'ge Flamme."

Der Luther bebt — ihn ruft das Wort;
Rings alle Räume klingen:
„Triumph! mit deines Heilands Hort:
Du wirst den Feind bezwingen."

Vom heil'gen Buch das Siegel springt —
Den Himmel sieht er offen:
„Triumph!" aus allen Lettern klingt;
Der Teufel liegt getroffen.

Emanuel Geibel.

1. Trinklied der Alten.

O wohl trüb' ist die Zeit, wo der grämliche Gast,
Wo mit frostigem Arme das Alter uns faßt,
Und die feurige Lust, die noch jüngst uns beseelt,
Wie ein Märchen uns däucht, das am Heerd man erzählt.
Doch der Wein bringet wieder
Was zu rasch uns entfloh,
Bringt Erinnrung und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glühest du so!

Grün waren die Lauben und sonnig die Stund,
Da mein Mädchen ich küßt' auf den frischrothen Mund,
Da nicht Süß'res ich wußt', als ihr Auge so blau —
Ach, der Herbst kommt zum Wald, und die Locke wird grau.
Doch der Wein bringet wieder
Was zu rasch uns entfloh,
Bringt Jugend und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glühest du so!

Keine Thräne Herzbruder! Wir schaun von den Höhn
Nach der sinkenden Sonn', und verglüht sie nicht schön?
Heil uns, daß uns ward, was der Frühling nur giebt;
Diesen Becher der Liebe, die einst wir geliebt!
Denn der Wein bringet wieder
Was zu rasch uns entfloh,
Bringt Lieb' uns und Lieder,
Altes Herz, altes Herz, und was glühest du so!

2. Neue Liebe, neues Leben.

1.

Hinaus ins Weite!
Frühling kommt bald.
Durch Schneegebreite
Zum Fichtenwald!
An stürzenden Bächen
Schwindelnde Bahn,
Durch sausende Wipfel,
Zum Fels, zum Gipfel
Hinauf, hinan!
Sauge durstiger Wind nur, sauge
Mir die stürzende Thräne vom Auge,
Leg an die brennende Stirne dich an!

Ach, nach dem Trauern,
Dem dumpfen Schmerz,
Wie löst dies Schauern
Selig mein Herz!
O rastlos Drängen,
Willst du gewaltsam
Die Brust zersprengen!
Ich kenne dich.
Liebe, Liebe, du kommst unaufhaltsam
Noch einmal, Herrliche, über mich!

2.

O wie segn' ich euch ihr Tage,
Die ihr reich und reicher blühend
Still durch Hain und Garten wandelt!
O wie segn' ich euch ihr blauen
Duft'gen tiefgestirnten Nächte,
O wie segn' ich dich o Erde,
Die zu solchem Glück mich nährte,
Dich o Himmel, den ich athme!

Ach, schon wähnt' ich fast erkaltet
Dieses Herz, und wollte männlich
Mit dem schwererkauften Schatze
Mit der Weisheit mich bescheiden.
Seht, da bringt ihr, wie des Frühlings
Milde Sonne rosig aufglüht,
Bringt noch einmal mit den Blumen
Alle Füllen der Empfindung,
Heiße Thränen, junge Lieder,
Und mir selbst ein selig Wunder
Wieder leb' ich Liebesleben.

Wenn ich Glücklicher nun Abends
Arm in Arm mit der Geliebten
Ueber stille Felder schreite,
Daß der Halbmond holdverschlungen
Unser Bild am Boden schattet,
Wenn wir dann am Wald uns ruhen,
Und in kühler Silberdämmrung
Hundert Frühlingsstimmen fluten,
Und ich näher noch und lieber
Meines Mädchens Herzschlag höre:
Wie vermag ichs da zu fassen
Was mir in der Seele singet!
Mit des Dankes feuchtem Auge
Blick' ich um zur reichen Erde,
Blick' ich auf zum schönen Himmel,
Und den Segen, den ich leise
Sprechen möcht' auf Erd' und Himmel,
Küss' ich endlich süß verworren
Stumm auf die geliebten Lippen.

Julius Drefel.

O'Connells Schatten.

Auf sanftbegrünten Matten
Durch sein geliebt Erin
Wallt nachts ein Riesenschatten
Nach jener Felswand hin,

Wo schon gar manch Jahrtausend
Am starrenden Basalt
Des Meeres Zürnen brausend
Von Albion wiederhallt.

Dort ragt, wie er gestritten,
Voll Trotz der alte Dan,
Und staunend seh'n die Britten
Den wunderkühnen Mann.

Er zeigt sein Herz dem Volke,
Zeigt England seine Faust —
Sein Haupt umzieht die Wolke,
Vor der Europa graust.

Willibald Beyschlag.

1. Eine Lenznacht.

Bald kehrt der Lenz! — O kehrte noch einmal
Der letztvergangne, zages Herz, dir wieder!
O sänke einmal noch vom Himmel nieder
Die laue Nacht mir auf das schönste Thal,
Und leuchtete des Mondes lieber Strahl
Noch einmal mir nach jenem Dorf hernieder!

Hell über's Elbthal flog der Sonnenglanz
Des ersten Maitags; aus den dunkeln Grüften
Schlüpften Citronenfalter: jetzt von Lüften
Aufwärts getragen: jetzt in leichtem Tanz
Hinstreifend an dem frischen Blumenkranz
Des jähen Gießbachs, naschend an Blüthendüften.

Ich ihnen nach, die Schlucht hinab, hinauf:
Ein fröhlich Kind, das nicht versteht zu schonen, —
Frisch griff ich zu; die leichteste der Kronen
Setzt ich mir selbst aus grünem Epheu auf
Und brach an Busch und Fels und Bach zu Hauf
Mir Veilchen, Schlüsselblumen, Anemonen.

So fand am Rand des Abhangs mich die Nacht;
Drunten das Mondlicht, zitternd in dem Schäumen
Des wilden Bachs; von blühnden Kirschenbäumen,
Von tausend Frühlingsblumen, heut erwacht,
Wehte der Duft empor; — in dunkler Pracht
Ruhte die Schlucht; auf ihr mein wirres Träumen.

Und Knospe, träumt ich, war im Blüthenchor
Mein eigen Herz; in lebensfrohem Glühen
Rang sich im Kampf mit tausend dunkeln Mühen
Die Knospe ahnungsvoll zum Licht empor;
„O öffne, rief sie, doch auch mir das Thor,
„Du süßer Lenz, und laß mich endlich blühen!

„Der du der andern aller heut gedacht,
Rufst du denn nicht auch mich zu deinem Leben?“
So sprach mein Herz; und ich in Sehnsuchtsbeben
Presse mein Sträußchen an die Lippen sacht
Und rufe: Sag, du traute Frühlingsnacht,
Wem soll, wem darf ich diese Blumen geben?

Mitleidig sahn die Sterne da mich an
Und reicher wehte aus den dunklen Schlüften
Um Stirn und Brust mir süßes Blüthendüften,
Da wuchs das Herz mir und ich sprach: wohlan!
Die Sterne hellen günstig dir die Bahn,
Heut trägt die Nacht dein Glück auf ihren Lüften!

Und vorwärts schritt ich, bis ein einsam Thor
Mich einzutreten lud mit offnen Flügeln,
Ich trat hinein: aus grünen Rasenhügeln
Wuchsen die weißen Kreuze starr empor;
Mit wirrem Herzen stand ich lang davor
Und fühlte Schauer seine Gluten zügeln.

Doch dort war Leben! und es winkte mir. —
Das Pfarrhaus! — durch die Läden drang ein Flimmer
Gebrochnen Lichts und drinnen, horch! im Zimmer
Spielt' eine leichte, zarte Hand Clavier;
Da raschen Schrittes durch das Grabrevier
Eilt ich befreit zu jenem hellen Schimmer.

Am Fensterladen lauscht ich: horch, Gesang!
So steigt, so fällt des Springquells reine Welle,
Wie aus dem jungen Busen frisch und helle
Nun lauter, leiser nun der süße Klang.
Ein altes, trautes Lied wars, das sie sang,
Drob ich die Welt vergaß an jener Stelle.

Sie schien allein; sie sehen konnt ich nicht,
Und ahnte doch, wie hold sie anzuschauen;
So mußt er sein, des Auges Glanz, des blauen,
So die Gestalt und so ihr Angesicht,
Das Lächeln drin, das herzgewinnend spricht:
„Du darfst getrost dein Bestes mir vertrauen.“

Da schwieg der Ton. Ich stand im Zauberbann.
Dort war die Thür: Geh hin, klopf an geschwinde,
Nun weißt du ja, für wen zum Angebinde
Die Blumen taugen; auf und sei ein Mann!
So ruft's in mir und bis zur Thüre dann
Schleich ich mich leis, die ich verschlossen finde.

Schon heb ich keck zum Klopfen auf die Hand:
Da fühl ich mich von scheuer Angst befangen;
Dahin mein Muth, im Augenblick vergangen!
Was sollt ich sagen, wenn ich nun sie fand? —
O ständ ich einmal wieder, wo ich stand,
Gewiß, ich klopfte, klopfte ohne Bangen.

Was floh ich Thor des lieben Mädchens Dach,
Das heißersehnte Ziel — verwirrt, beklommen,
Als wär ich Raub und Mord im Sinn gekommen?
Was warf ich meine Blumen in den Bach?
Den schönen Strauß! ich blöder Thor, denn ach,
Gewiß, gewiß, sie hätt ihn angenommen!

---

2. Einer Freundin,

zu einem Bildchen der Rheinpfalz.

Sieh hier das Schlößlein, grau und alt,
Umspült von Wellchen, grünen, krausen,
Nichtwahr, das wär ein Aufenthalt!
Da müßten wir, zwei Kinder, hausen,
Zwei Kinder, die die Welt verträumt,
Und sie auch ließ' uns ganz in Frieden;
Der Rhein, der um die Quadern schäumt,
Hielt' uns für immer abgeschieden.

Uns weckte auf, uns wiegte ein
Der ewig gleiche Sang der Wellen;
Wir fütterten im klaren Rhein
Die stummen einzigen Gesellen;
Wir sännen Lieder aus zu zwei,
Ich Wort und Reim, du Ton und Weise,
Und führ' ein Schifflein fern vorbei,
Dem winkten wir: Glück auf die Reise! —

Nun fährt ein Schifflein wohl vorbei,
Wann Frühlingslüfte Segel schwellen;
Nun trägt ein Schifflein bald uns zwei
Am Schloß vorbei auf raschen Wellen;
Voll Sehnsucht und voll Lust Ein Blick
Fliegt eilig grüßend dann nach dorten —
Und, ach, vor ihm im Augenblick
Schließt schon das Stromthal seine Pforten.

So gönnt das Leben, karg genug,
Kaum Einen Augenblick zum Träumen;
Vorüber führt es uns im Flug,
Wo heiß das Herz begehrt zu säumen;
Kaum daß sich hold uns aufgethan
Das liebste Bild — schon ists verschwunden,
Und fragend starrt die Welt uns an
Um die verlorenen Secunden.

Es gibt so viel für sie zu thun,
Drum hält sie ewig uns gefangen,
Du sollst nicht fliehn, du sollst nicht ruhn,
Nicht leise nur danach verlangen;
Was je die Gränze überfleugt,
Die tief in sich die Brust gezogen,
Und wär's ein Blick nur, bang und feucht —
Ist schon zuviel, ist schon verwogen!

Sieh hier das Schlößlein, grau und alt;
Noch einmal magst du dirs betrachten:
Die einsam trotzige Gestalt
Zeigt rings der Welt ein keck Verachten.
Auf Felsen steht's — rings breite Flut —
Einsam und stumm, sich stolz verschließend:
So sei das Herz, in freiem Muth
Nach Außen starr, in sich genießend.

---

3. Sanct Severinus.

Auf ihrem Siebenhügelthron erbebt die Königin der Welt;
Keck wirbt um ihren stolzen Reiz manch trotziger Barbarenheld;
Von Süd und Nord, von Ost und West geharnischt ziehen sie heran;
Einst ihrem Winke dienten sie, — nun wird sie selber unterthan.

Und wo am dichtesten gedrängt der Fremde wilde Freier drohn,
Kämpft an der Donau ödem Strand die letzte deutsche Legion;
Im letzten römischen Castell noch trotzt sie keck und stolzgemuth —
Ein schwacher Damm, den bald zerreißt die wachsend-übermächt'ge Flut.

Und abwärts vom Castelle steht ein Kloster an des Stromes Bord;
In stiller Zelle sitzt allein der heil'ge Severinus dort,
Er, dem der Herr vom schönen Süd gebot in diese Mark zu gehn,
Mit ernstem Mahnen und Gebet den letzten Römern beizustehn.

Früh wars und draußen graue Nacht; in enger Zelle Lampenschein;
Kaum fiel durchs kleine Fenster ihm ein bleiches Streiflicht schon herein;
Ins heil'ge Buch auf seinen Knie'n war er vertieft in frommer Ruh:
Doch plötzlich fährt er auf und schlägt es rasch mit heißen Thränen zu.

Er ruft dem Knaben, der ihm treu hiehergefolgt vom fernen Rom:
„Komm eilends mit; es treibt der Geist zu dieser Stunde mich zum Strom."
Sie gehn hinab: bleifarbig fällt der Morgen in die Flut hinein;
Im Osten schwimmt ein bleiches Licht, im Westen glüht ein rother Schein.

„Schau, Vater — hebt im Westen heut der glühe Morgen sich hervor?"
„„Mein Kind, die Flammen des Castells, die schlagen lodernd dort empor."" —
„Und da im Strome — siehst du nicht? — da schwimmt's wie morgenrothe Glut!"
„„Wohl seh ich dort den Purpurschein, doch däucht er mich wie frisches Blut."

Und wie sie reden, wallt vorbei ein wundersamer Leichenzug,
Die rothe Welle war verdeckt von todten Leibern die sie trug;
Die Wunden vorn in starker Brust, im bleichen Antlitz Kraft und Hohn,
Im Tod noch in geschlossnen Reihn, — die letzte deutsche Legion.

Da kniet der Alte klagend hin: „O Vaterstadt so stolz gebaut!
Weh mir, daß ich an diesem Tag dein blutig Abendroth geschaut;
Weh mir um dich, o Capitol, vor dem die Welt die Kniee bog,
Um dich, Campaniens süße Flur, die mich in ewigem Lenz erzog!"

Und wie er kniet und weinend klagt, tritt jugendschön aus Ostens Thor,
Den Himmel röthend und die Flut, die Königin des Tags hervor.
Da blickt durch Thränen er hinauf ins ewige Blau des Himmelslichts
Und steht vom Boden auf und spricht zum Knaben heitern Angesichts:

„Komm, Knabe, gib den Wanderstab, denn weit noch ziehn wir heute fort,
„Rings den Barbaren kund zu thun von unserm Herrn das heil'ge Wort;
„Vergangen ist an diesem Tag das Reich der Reiche dieser Zeit:
„Herr, dein Reich komme, das da bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Wilhelm Ganzhorn.

Drei Bäche.

Wo die Buchen und die Föhren
Stehn gereiht um moos'ge Fläche,
Wo die Luft erfüllt von Chören,
Wo da fließen kühle Bäche,
Ferne in des Haines Busen
Ist ein stiller Sitz der Musen.
Dort, o Seele, weidest du,
Nippst so gerne Honigseime,
Leichtbeflügelt flattern Reime
Dir wie Frühlingsdüfte zu. —
Hier des Waldes wilde Rose,
Sich in Zephyrwellen wiegend,
Hier in seligem Gekose
Veilchen, sich zusammenschmiegend;
Dort Jasmin im Jungfernkleide,
Reichen Duft auf bleichen Lippen,
Dort die hohle Wasserweide,
Dort der schlanken Erlen Sippen:
Alle herzen sich wie Gatten
In dem trauten Abendschatten.
Horch, was murmelt in den Kieseln
Dort aus waldbegränzter Stätte?
Drei der Bäche sind's, sie rieseln
Jeder in dem eig'nen Bette;
Bald von Einem Saum umschlossen,
Traulich in Ein Beet zerflossen,
Tanzen schwesterlich, zum Baden
Ladend, sie durch Wiesenmahden. —
Laßt mich liegen, laßt mich lauschen
Ihrem träumerischen Rauschen:
Was sie plaudern, was sie klagen
Will ich Euch in Liedern sagen.

Erster Bach.

Wir Wellen wir schäumten auf weitem Meer,
Wir jagten das reichbelad'ne Schiff
Mit grimmigem Wüthen hin und her,
Wir schlugen es an das Felsenriff,
Wir sahen Indiens Schätze sinken,
Im Grund Diamanten und Goldsand blinken,
Wir spielten zur öden Düne hinaus
Des Seethiers schmuckes buntfarbiges Haus;
Wir wälzten zerschmetterte Maste an's Land,
Die Fische verbrannten auf glühendem Sand.
Es peitscht' uns der schrecklichste Wettersturm;
Wie brausten wir um den leuchtenden Thurm!
Die Räuber, die sich hinausgewagt,
Wie waren sie alle so verzagt,
Wie zitterten sie auf schwankem Kiel,
Sie beteten und gelobten viel.

Da war ein schöner schwarzlockiger Knabe,
Zur Geliebten trieb ihn wilde Gluth:
Er stürzte sich in die salz'ge Fluth, —
Wir trugen ihn gar früh zu Grabe,
Indeß vom Wellenschlag umrauscht
Vergebens, daß er käme, wähnend
Sie an dem Felsenthor gelauscht.
Wohl klagte sie um den kühnen Schwimmer,
Die Augen thränend,
— Sie sah ihn nimmer.

Bald trieb ein Nebel vom Land herein,
Der sog uns Welle um Welle ein;
Die Wolke umfloß uns schwarz und feucht,
Wir wurden wie jene flüchtig und leicht;
Der Donner brüllte, der Sturmwind trug
Uns über das Land in verheerendem Flug;
Verzehrend leckte um uns der Blitz,
Wir fielen geballt auf den Felsenritz,
Wir mußten Tropfen um Tropfen rollen
Hinab durch die Klüfte in finstere Stollen,

Wir spiegelten uns in den schimmernden Stufen,
Wir plätscherten nieder in silberne Kufen.
Durch weiten Schlund gieng's sonder Rast,
Wir stürzten zur Tiefe in schwerem Falle;
Da glänzte der goldene Feenpalast
Auf mächtigen Säulen vom reinsten Krystalle;
Die Kön'gin saß mit diamant'ner Kron'
Mit azurnem Kleid auf dem flimmenden Thron,
Wohl tausend der Feen, in luftigem Tanz
Geschaaret, umschwebten die Schöne im Kranz. —

Weh, daß wir so schnell dem Zauber enteilten,
Weh, daß wir nicht ewig zur Stelle verweilten!

Nach kurzem Sickern durch winklige Gassen
Mußten wir endlich das Dunkel verlassen:
Es war eine wonnige Morgenstunde,
Die Firnen erglühten in weiter Runde,
Wir drängten uns aus dem Felsenmunde,
Wir stürzten hinaus in die freie Luft;
Im Glanze des jungen Tages stoben
Von Fels zu Fels wir wie Schaum und Duft;
Wir rannen zusammen in der tiefen Schluft:
Da war ein Schimmern und Flimmern oben!
Vom Schlunde herab am schwarzen Stein
Rollte ein Silberfaden fein
Von farbigen Perlen und Edelgestein.

Und weiter hinab an der starren Wand,
Von Rand zu Rand,
Kaum rastend auf rothem Geröll und Sand!
Das ist ein Jagen
Ein Wogen und Schlagen;
Das ewige Wort:
Fort, fort!

Bald einte sich mir so frisch und hell
Des Berges Sohn,
Ein wackerer Bruder, ein muntrer Gesell,
Er grüßte von hoher Ferne mich schon
Mit frohem Sinne;

Wir floßen zusammen in enger Rinne;
Wohl jubelt, wer wandernd zur Fremde zieht,
So ist uns entsprudelt manch frohes Lied.

Zur Seite mit steinbedecktem Dach
Kümmerten Hütten, ärmlich und schwach;
Ein schmaler Steg
Wob von Kante zu Kante gefährlichen Weg:
Herab von schroffer Felsenstirne
Auf kleinen Treppen ohne Bangen
Stieg da mit vollen mit rosigen Wangen
Die nervige Senn'rin, die wackere Dirne:
Sie hatte den Krug sich umgehangen,
Sie spülte die blauen Augen sich rein,
Sie band sich mit Bändern die Zöpfe ein,
Sie trank mit Verlangen aus kühlendem Born,
Sie fühlte sich jung, sie fühlte sich frisch,
Die Lippen erglühten wie Frührothschein,
Und plötzlich entschlüpfte sie schnell wie ein Fisch.

Ein Schütze steht drüben auf steilem Horn,
Ihm eilt sie zu;
Er weiß es, sie find't keine Rast noch Ruh
Um seinetwillen bei Nacht und Tag,
Sie weiß nicht wie sehr sie ihn lieben mag. —

Zieh, zieh, Welle zieh!
Der Ort des Bleibens ist nicht hie;
Was lockt dich das Klingen,
Das Hüpfen und Springen,
Wie freut dich die Heerde, das lustige Vieh!
Zieh, zieh,
Die Stätte der Ruhe, du findest sie nie! —

Stunde um Stunde, Tag und Nacht
Flogen wie Wolken vorüber; o Wonne:
Morgens das Glänzen der ewigen Sonne,
Nächtlich der Mond in silberner Pracht!
Tausend Sterne in goldnen Geleisen
Sah ich kosend und küssend kreisen,

Tausend erblassen wie welkes Laub,
Tausend zerschmettern in Funken und Staub.

So zog ich weiter und immer weiter,
Ein Dränger, ein Streiter,
Ein Sinnbild der fliehenden kämpfenden Zeit;
In wonniger Ferne erschaute ich unten
Die Hügel, die Dörfer, die Ströme im bunten
Verweben zum Bilde zusammengereiht. —

Es war eine Nacht, — der blasse Strahl
Des Monds umleuchtete Berg und Thal,
Ich rauschte vorbei am Waldessaum,
Im fahlen Lichte tanzte der Schaum;
Da stieg aus der Tiefe ein Felsen grau,
Es wogten die düstern Föhren, prächtig
Erhob sich des Schlosses riesiger Bau.
Da lagen zerfallen
Die fürstlichen Hallen,
Die Eule durchzog sie mitternächtig,
Der Epheu umrankte Bogen und Kluft,
Das Wappen lag unten in feuchter Schluft,
Und kostbare Säulen von Marmor und Gold
Waren zertrümmert herabgerollt.
Still floß ich über den glatten Stein,
Ich wühlte in Schädeln, in mürbem Gebein,
So manches Schwert, das schrecklich gebraust,
So mancher Speer für gewaltige Faust,
Wohl manche Kette mit güld'nem Schein,
Ein Ehrengeschenk des tapferen Knaben,
Lag tief in meinem Schoos begraben.

Hinab, hinab! — Wild rauscht' ich fort;
Die Stätte scholl nur von Brennen und Mord
Ein ewiges Klagen
Von grimmigem Schlagen,
Von schaurigen Mären aus alten Tagen.

Es trieb mich zum Thale in kühnem Drang:
Bald strömt' ich den üppigsten Matten entlang,
Wohl hört Ihr's — ich singe nun lieblichern Sang

Von wogenden Feldern,
Von schattigen Wäldern,
Von Schnittern und Schäfern,
Von Vögeln, von Faltern, von glänzenden Käfern,
Von sonnigem Schauen
Der friedlichen Dörfer, der blumigsten Gauen.

Zweiter Bach.

Eine Welle:

Möchte doch ein Blümlein seyn
Auf den grünen Auen,
Daß ich nach der Rose dort
Ewig könnte schauen!

Wär' ich doch ein Sternlein fern
An dem Himmelsbogen! —
Um die stille Mitternacht
Käm' ich hergezogen.

Wäre ich ein Bienlein klein,
Würd' ich an ihr hangen,
Thau und Honig holt' ich mir
Von den süßen Wangen.

Wäre ich ein Sonnenstrahl,
O wie würd' ich lächeln!
Wäre ich ein Lüftlein lind,
O wie würd' ich fächeln!

Aber ach! ein Murmeln nur
Bin ich aus der Quelle.
Darf nur seufzen — dann Ade! —
Wandern muß die Welle.

Müller:

Ei, was hab' ich doch gehört'
Ist die ganze Welt bethört? —
Ein verliebtes Weh und Ach
Seufzt nun gar mein Mühlenbach.

Nicht genug daß meine Jungen
Sind den Mädchen nachgesprungen,
Daß die lüsternen Gesellen
Sich bei ihren Dirnen stellen,
Daß schon frühe meine Mädchen
Zu den Liebsten geh'n ins Städtchen:
Selbst mein Wasser — wunderbar!
Hört, mein Bach verliebt sich gar! —

Hollah, Wellen, sputet euch,
Tanzet mir ein Tänzchen gleich!
Seht den Tänzer! Früh und spat
Tanzt mein großes Wasserrad.
Herauf und hinunter —
Und durcheinander den ganzen Plunder!
Ei sieh da ein Neigen —
Ein brünstiglich Wallen —
Ein Fallen —
Ein Steigen —
O köstlicher Reigen!

Mühljungen:

Warum sollten wir noch nicht
Fühlen zarte Triebe?

Mühlknechte:

Jedem freundlichen Gesicht
Weih'n wir unsre Liebe.

Müllerstöchter:

Seht, wie üppig die Gestalt! —
Achtzehn — zwanzig Jahre alt —
Nein da bleibt man nimmer kalt:
Heisa, wir heirathen bald!

Erste:

Einen Flösser —

Zweite:

— einen Färber —

Dritte:

Einen Fischer —

Vierte:

— einen Gerber.

Bach:

Seht mich eilen, seht mich fließen,
Kehre nimmermehr zurück:
Mur mur mur,
Mur, mur!
Ei, wer sollte nicht genießen! —
So genießt der Liebe Glück! —
Mur mur mur,
Mur, mur!

Dritter Bach.

Theure Stelle,
Wo die Quelle
Sich aus dunkler Tiefe ringt,
Wo die Blase lustig springt,
Wo es sprudelt, wo es klingt!

Dort ist meine Heimath traut:
Als ich grüßte die junge Welt,
Warest du der erste Laut,
Wachtelschlag aus nahem Feld;
Auf die bunte Blumenau
Floßen wie ein Honigthau
Lerche deine Wunderlieder
Schmelzend nieder,
Und die Sprosser aus dem Hain
Jubelten frischen Klanges drein.

Hoher Schilf und saft'ger Rasen
Gürteten den lieben Raum,
Muntre Lämmer sah ich grasen
Und den Hirten hört' ich blasen,
— O es war ein süßer Traum!
Und ein Blümlein, zart erzogen
In dem Grünen, nickte hold,

Schien dem stillen Ort gewogen;
Seines Auges flimmernd Gold,
Seiner blauen Wangen Rund
Spiegelten im dunkeln Grund.

Theuer ist das Blümlein mir,
Ist's doch meine Lust und Zier;
Wehe, wer das Blümlein bricht!
Höret, wie es leise spricht:
Vergiß mein nicht!
Vergiß mein nicht!

Von dem Mutterhaus dem theuern
Trieb mich's in die Fern' zu steuern:
Ei das war ein lustig Fließen
Durch die duftgeschwellten Wiesen.
Ich hatte die Erlen, die Pappeln, die vielen
Wasserlilien zu Gespielen;
Ich hüpfte dahin
Dem Knaben gleich mit fröhlichem Sinn;
Die Mähderin,
Die Schnitterin
Die schritten mit hellem Sang vorbei,
Sie pflückten der Blumen mancherlei,
Sie banden sich lachende Kränze draus,
Sie schmückten die Hüte mit farbigem Strauß,
Sie spielten und tanzten auf schattigen Wegen
Den Gärten des freundlichen Dörfleins entgegen. —

Bald
Floß ich hinein in den dunkeln Wald;
So manchen stillen holdseligen Ort
Grüßt' ich dort.
O könnt' ich erzählen
Was ich als Wandrer gelauschet stumm:
Des Wildes Brummen,
Des Käfers Summen,
Den Jubel aus tausend und tausend Kehlen,
Die Wunder im tiefsten Heiligthum!

Die Falter roth und gelb und blau
Trugen die prächtigen Flügel zur Schau,
Sie flatterten hin, sie segelten her,
Sie freuten des sonnigen Tags sich sehr;
Das Bienchen summte ohne Rast,
Das Eichhorn sprang von Ast zu Ast,
Aus dem Dickicht kam ein scheuer Gast
Mit raschelndem Schritte,
Mit zager Bitte.
Ich reichte dem Thiere frischen Trank,
Es eilte fort, es schnob mir Dank.

Zu Seiten lag ein Wiesenthal,
Die Tannen umgränzten es allzumal,
Da lachte ein liebliches Jägerhaus,
Drei rosige Jungfraun schauten heraus;
Und hinter grauer Forchen Schild
Mit dräuendem Feuerrohre stand
Ein kecker Bursche in grünem Gewand,
Er lauerte wohl auf Edelwild, —
Ein Rauschen — ein ängstliches Stutzen — ein Knall —
Die Brust durchbohrte ein Feuerball;
Des fürstlichen Hirsches schnöden Fall
Verkündete dröhnender Wiederhall. —

Im Schatten bald, bald im Sonnenschein
— So tanzten wir fort, wir lustige Wellen,
Es spiegelten sich die schmucken Forellen,
Die Krebse krochen von Stein zu Stein.
Da lag der Hecht,
Ein gefräßig Geschlecht,
Er jagte die zarten Jungen, die Schwachen
Ereilte sein lanzenbewaffneter Rachen;
Die Barben, die Schleien sonder Harm
Ruderten stromwärts in munterem Schwarm;
Die Tauben, die Lerchen, die Drosseln, die Finken,
Sie eilten, aus kühlendem Borne zu trinken,
Sie hüpften von Steine zu Steine und flogen
Die Schwingen sich netzend auf schäumenden Wogen.

Ein Felsblock, gedonnert von schwindelnder Höh'
Im engen Thale versperrte die Bahn;
Wir quollen auf, wir schwollen an,
Wir waren gefangen im kleinen See:
Vom blinkenden Schaume eingeladen
Kam da die schönste Frau zu baden,
Sie setzte sich auf weiches Moos,
Sie pflückte sich Blumen in ihren Schooß,
Sie enthüllte uns die nervigen Glieder,
Sie hüpfte im Bade, sie setzte sich nieder,
Sie tauchte, geschlossen die Augenlider,
Wir hoben sie auf, wir warfen sie wieder.
Wie jubelte doch das frohe Weib,
Wie umschlangen wir ihren wonnigen Leib!
Das war ein Kosen,
Ein Plätschern und Tosen!
Wie wir doch kühlten
Das Wangenpaar,
Wie wir doch wühlten
Im Lockenhaar!

In wildem Taumel aus dem lieben
Geräume vom Schwellen fortgetrieben
Zogen wir fern:
Aber wir plaudern noch immer gern
Von süßem Umfangen
Der stolzen Gestalt,
Von üppigem Prangen,
Von rosigen Wangen,
Von wonniger Augen Zaubergewalt.

Wilhelm Junkmann.

Weihnacht.

Seh ich den Wald so schmucklos stehen,
Vom warmen Sonnenlicht umhaucht;
Die Heide braun mit ihren Seen
Von Eis, in Silberglanz getaucht;

Den Himmel blau, die Erde milde
Erglänzend in des Lichtes Schein:
Ist mir's als ständ' ich vor dem Bilde
Der Mutter mit dem Herren mein.

Wie Liebe Ihn mit Mutterthränen
— Das Himmelsknösplein — warm bethaut,
Wie Er sein mächtig Himmelssehnen
In ihre heil'gen Augen schaut.

Ja Du bist allen heut geboren
In Deiner Schönheit, Deiner Lust;
Hast Dir zur Wohnung auserkoren
Die arme Welt, die arme Brust;

Laß denn auch mich mit Liebesthränen
Benetzen Stirn und Wangen Dir,
Und schwelle Du mit Himmelssehnen
Das müde Herz, die Seele mir!

O komm zu mir, die Glocken klingen
So froh Dein Fest durch Feld und Wald!
O komm zu mir; nur Du willst bringen,
Wornach das Herz verblutend wallt.

Hermann Behn-Eschenburg.

1. Alte und neue Götter.

Die alten ewig und die neuen Götter
Ringen um Herrschaft — pflanzet nur, Titanen,
Selbst Berge auf als drohende Rächerfahnen,
Schon rüstet Zeus für euch tödtliche Wetter.

Nun drückt euch Orkus Nacht. Euch hilft kein Retter.
Fest wie der Sterne sind des Schicksals Bahnen.
Doch späte Rache kommt in Lucianen,
Die neuen Götter finden ihre Spötter.

So ist der ewige Wechsel der Gedanken,
So ist der ewige Lauf der Weltgeschichte;
Willst du mit Lieb' und Ehrfurcht fest am Alten

Wie Epheu um des Tempels Säulen ranken,
Oder als Schwert dem göttlichen Gerichte,
Als Werkzeug dienen höheren Gewalten?

2. Trost.

Ist unser Leben nicht ein ewiger Tod,
Nicht unser Wissen ewiges Vergessen?
Wie Nacht und Tag ist unser Glück gemessen,
Wie Mond und Sonne wandelt Lust und Noth.

Willkommen denn, Erinnrungs-Abendroth,
Des Lichtes Schatten, das wir einst besessen!
Und du, o Hoffnung, wachsend wie Cypressen
Auf Gräbern, in der Wüste Himmelsbrod!

Beglückt vor Andern ist, wem Musen Hand
In feste Form ein flüchtiges Glück gegossen:
Ihm stehn die Bilder längst entflohner Stunden

Wie Statuenreihn an seines Weges Rand;
Ein Schatten war, was wirklich er genossen,
Doch wirklich ist, was er im Lied empfunden.

3. Rath.

Du Bächlein, nicht so schnelle
Rausche durchs schöne Thal!
Kommst früh genug zur Stelle,
Des weiten Weltmeers Welle
Verschlingt dich allzumal.

Du Rehlein, nicht so munter
Hüpfe den Berg hinan!
Du mußt doch bald hinunter,
Da steht ein Eichbaum, drunter
Lauert ein Jägersmann.

Du Blümlein, nicht zu frühe
Dränge dich vor zum Licht!
Wie heiß der Sommer glühe,
Wie bald der Duft verblühe,
Du ahnst und glaubst es nicht.

Du Herz, nicht mit Verlangen
Stürme zum Leben ein!
Mir kömmt gar oft ein Bangen,
Als müßte bald vergangen
Dein Glück und Hoffen sein.

Hermann Schauenburg.

Ein Oelblatt.

— Ecce homo! —

Die weiße Friedenstaube möcht' ich sein,
Von der es heißt in jener schönen Fabel,
Sie kommt vom Land der Seligen herein
Und trägt ein Oelblatt zart in ihrem Schnabel,
Und findet sie ein armes Menschenherz,
Von Angst und herbem Schmerz
Und Lebensleid umtost,
Dem wirft sie's rettend zu und spricht:
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Auf flüchtigen Sohlen kommt und geht der Tag,
Die Jahre folgen in gewicht'gem Gange,
Und wie der Sterbliche sich sträuben mag,
Gehorchen muß er doch der Stunde Zwange,
Hinnehmen muß er, was sie ihm bestimmt,
Und geben was sie nimmt.
Und ist die Zeit erbost
Und raubt, was liebend er umflicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Und häufet dir Verlust sich auf Verlust,
Und mußt du weinend die und jammernd sehen,
Für die es liebend klopft in deiner Brust,
Und hülfelos bei ihrem Kummer stehen,

Verliere Alles, schwinden laß das Glück,
Eins bleibet dir zurück,
Das schirmend dich umkost,
Im Leid dir glättet das Gesicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Du bist ein Mensch! So sei es ganz und stets,
Das herrlichste Geschöpf des Erdenballes;
Wohl ist dies Leben dein, doch einst vergeht's,
Das All ist ewig, doch vergänglich Alles.
Ich sage nicht: drum jage nach Genuß
Bis zu der Tage Schluß;
Doch was dir zugeloost,
Erkämpfe dir nach Recht und Pflicht! —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Du bist ein Mensch und dir gehört die Welt,
Doch so wie einst dem Atlas seine Bürde;
O achte ihrer, daß sie nicht zerschellt!
Der Welt zu achten, das ist Menschenwürde.
Du bist ein Mensch — das Amt ist schwer,
Doch stolz und hoch und hehr,
Und du bist stark, das sei dir Trost,
Und ob du selbst dir das Gericht, —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Ob Feig' und Schwache auch der Muth verläßt,
Du bleibe stark in deiner Menschheit Schranke,
Sei Mensch und weiter Nichts. Das halte fest,
Das sei dein höchster, heiligster Gedanke.
Ob dir der Zufall gab, ob nahm,
O sieh es ohne Gram!
Wenn du vor deiner Kraft nicht flohst,
So wird sein Spiel an dir zunicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Ich selber hab's erlebt, ich liebt' und – litt,
Ich haßt' und habe tiefe Qual empfunden,
Den Himmelsgläub'gen folgt' ich Schritt für Schritt,
Doch war mir nicht das Auge zugebunden.
Die Dinge seh' ich, wie sie sind:
Du seltne Welt, dein Kind,
Das du mit manchem Schreck bedrohst,
Steht dir genüber frei und licht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Ich bin ein Mensch und gehe unverzagt
Vorüber an den Reihen bunter Bilder,
Die Zeit ist hin, in der ich bang geklagt,
Mein Blick ist ungetrübt, mein Urtheil milder,
Und ob die Welt den Weltgeist höhnt,
Mein Herz bleibt ihr versöhnt.
Das ist's, was schirmend mich umkost,
Im Leid mir glättet das Gesicht —
Du liebe Seele, zage nicht,
Was zagst du? Sei getrost!

Gustav Pfarrius.

Aus den Waldliedern.

1. Die Waldmühle.

Wo rauscht aus düsterer Waldnacht
Hinaus ins Freie der Bach,
Da blickt aus Erlenbüschen
Ein weißbestäubtes Dach:

Da dreht sich am Gemäuer
Ein schwarzes Mühlenrad,
Das wirft viel kühle Tropfen
Herüber auf den Pfad:

Da glänzt eine stille Wiese,
Umsäumt vom dunkeln Wald,
Aus dem der Schlag der Amsel
Traulich herüberschallt.

Und auf der Wiese spielen
Der Kindlein zwei und drei,
Drei Jüngferchen im Grünen,
Vielleicht ein Knabe dabei.

Sie hat gelockt und gefesselt
Der Blumen goldner Glanz,
Der Kleinsten Lockenköpfchen
Schon schmückt ein gelber Kranz.

Sie knien hin und wieder
Im tiefen duftigen Grün,
Und scheinen auf der Wiese
Als Blümchen selber zu blühn,

So heiter und so schuldlos,
So frisch im Frühlingshauch,
So voll des innersten Lebens,
So still und selig auch.

Der Mühle heimlich Klappern
Erhöht des Thales Ruh;
Vom Wege schau' ich stille
Dem Spiel der Kleinen zu.

Und eine Stimme hör' ich,
Die spricht so warm und weich:
Werdet wie die Kindlein,
Ihrer ist Gottes Reich!

---

2. Der Meistersänger.

Vor Zeiten stands im Forst betrübt
Um Sang und Klang und Lieder,
Der Vögel Schaar, noch ungeübt,
Flog krächzend auf und nieder.
Da kam heran aus fremdem Land
Ein Sänger allen unbekannt,
Und rief ein schallend Kuckuk.

Die Vögel hörten staunend an
Den Ruf so hehren Klanges,
Ernannten den begabten Mann
Zum Meister des Gesanges,
Und gaben ihm, daß sorgenfrei
Er sänge, einen Küster bei:
Sein Dank dafür war Kuckuk.

Sie achteten nicht Geld noch Gut,
Verehrten ihm das Beste,
Ja sie erzogen seine Brut
In ihrem eignen Neste;
Der Meistersänger lebte so
In stetem dulci jubilo
Und sang mit Inbrunst Kuckuk.

Doch allgemach fing auch im Wald
Kultur an sich zu regen,
Und mit Erfolg manch Vöglein bald
Sich auf die Kunst zu legen;
Die Amsel schlug, die Drossel sang,
Das Lied der Nachtigall erklang,
Herr Kuckuk schrie sein Kuckuk.

Da riefen sie mit lautem Hohn,
Was anfangs nur Geflüster:
O wäre doch beim Kuckuk schon
Der Kuckuk und sein Küster!
Und heute haben all' ihn satt —
Er aber schreit sich müd' und matt:
Kuckuckuk, Kuckuk, Kuckuk!

---

3. Das Echo.

An des Waldthals jäher Schwelle
Ueberm Grün in hellem Schein
Sah man glänzen einen Stein;
Er bezeichnete die Stelle,
Wo ein Echo, wie es hieß,
Deutlich sich vernehmen ließ.

Grille, magst die Mühe sparen,
Wirst vom Wunder nichts erfahren,
Sprach die Fliege ärgerlich:
Bracht' ich doch den ganzen Morgen
Zu mit Summen und mit Horchen,
Doch kein Echo regte sich.

Bin zur Prüfung hergesandt,
Sprach die Grille, und gewandt
Hüpfte sie den Stein hinauf,
Ließ der Stimme freien Lauf.
Zirpte, lauschte, zirpte, lauschte —
Nur der Wind im Dickicht rauschte,
Aber in den Schluchten tief
Ungestört das Echo schlief.

Kam ein Käfer hergeschwirrt:
Freunde, hab' ich mich verirrt,
Oder bin ich hier am Ziel,
Wo ein Echo treibt sein Spiel?
Und er krabbelte geschäftig
Auf den Stein und brummte kräftig —
Doch des Echo's Stimme blieb
Stumm, wie eifrig er's auch trieb.

Kam gerannt auch eine Maus:
Ist ein Echo hier zu Haus,
Sprach sie hastig, will ich's wecken,
Mag sich's noch so tief verstecken!
Sprang mit Grazie auf den Stein,
Pfiff so schnell und hell und rein,
Daß ein lauschend Katzenohr
Süßres nie vernahm zuvor —
Aber in den Schluchten tief
Ungerührt das Echo schlief.

Sprach die Grille: lieben Leute,
Wir sind all' des Truges Beute.
Doch wohlan, noch ein Versuch
Sei gewagt, und dann genug:
Laßt mit einemmal uns alle
Singen, daß der Wald erschalle!

Nun begann ein Hüpfen, Trillen,
Summen, Zirpen, Pfeifen, Schrillen,
Daß die größten Virtuosen,
Die wir je certiren sah'n,
Es den tollen Rhythmuslosen
Nicht an Eifer gleich gethan —
Doch umsonst, die Sonne wich,
Und kein Echo regte sich.

Aberglauben, Aberglauben,
Sollst mir keine Zeit mehr rauben!
Rief der Käfer würdevoll;

Nehmen wir's zu Protokoll,
Daß die ganze Litanei
Von des Echo's Zauberton
Jeglicher Vernunft ein Hohn,
Dummheit oder Lüge sei!

Und mit unverstellter Hast
Ward das Protokoll verfaßt,
Vorgelesen, unterschrieben:
Fliege, Grille, Käfer, Maus,
Dann vervielfacht nach Belieben;
Von Bekehrungswuth getrieben,
Reisten eilig sie nach Haus.

Da begann, als Abendschatten
Schon das Thal umschleiert hatten,
Mit der Stimme vollstem Schall
Ihren Sang die Nachtigall.
Bebend trugen ihn die Lüfte
Ueber Thal und über Klüfte,
Und sein Jubel und sein Ach
Rief die Felsentochter wach:
Wort und Antwort in verwandten
Wundervollen Klängen sandten
Durch die Waldnacht her und hin
Echo sich und Sängerin.

Franz Kugler.

Die Sorge.

Ich wanderte manche Meile weit,
Hinaus auf flüchtigen Sohlen,
Die glückliche Zeit, die Jugendzeit
Die entfloh'ne zurückzuholen.

Ich sucht' ihre Spur im Waldesduft,
Auf thaubeperletem Moose,
Am Gießbach, der in die felsige Kluft
Sich stürzt mit Jubelgetose.

Ich kehrte zur Schenke, wohin so oft
Sie mich lockte mit lieblichem Winken,
Aus funkelndem Römer hab' ich gehofft
Sie vollen Zuges zu trinken.

Ich fand von ihr am Bache nichts
Und nichts in des Waldes Geflüstre;
Ich sah statt ihres holden Gesichts
Nur von der Sorge das düstre.

Die schlich mir nach in eiligem Zug,
Die gab mir's Geleit auf den Wegen,
Die hielt an der Schenkthür gar den Krug
Als Kellnerin mir entgegen.

Blick auf und wende den Wanderstab,
Schon senkt sich des Spätroths Schimmer;
Die Sorge lässet von dir nicht ab,
Die Jugend findest du nimmer!

Alexander Kaufmann.

1. Maikäfers Freierei.

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Maikäfer flieg!
Goldkäfer sprach: „Ei sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug."
Maikäfer flieg!

„„Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?""
„Ei wie man doch so fragen kann?
Schaff' erst dir goldne Flüglein an!"

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Hirschkäfer sprach: „Ei sei doch klug,
Bist ja noch lang nicht schmuck genug."

„„Wie sollt' ich denn noch schmucker sein?""
„So schaff' dir doch ein Prachtgeweih
Als ob dein Vater König sei!"

Maikäferlein wollt' freien gehn,
Mistkäfer sprach: „Ei sei doch klug,
Schaff' erst dir guten Wohlgeruch!"

Maikäferlein flog weit und breit:
„„Wo kauft man goldne Flügelein,
Wo Hirschgeweih, wo Düfte fein?""

Maikäferlein flog lang umher,
Vergeblich flog es manches Jahr
Und ward nicht schöner, als es war.

Da hing es endlich trüb den Kopf
Und sprach: „Ich arm Maikäferlein,
Jetzt bin ich alt und kriege kein'. — "

Die Moral:

Und was man lernt aus diesem Lied?
Maikäfer, flieg!
Wer alt ist kriegt kein Weiblein mehr,
Drum hör', bedenk' dich nicht zu sehr,
Maikäfer, flieg!

2. König Trojan.

„Was blickst du, mein König, so scheu dich um?
Wie starrst du hinaus in die Nacht?
Es liegt ja noch Alles so still und stumm,
Die Sterne halten noch Wacht.

Was fährst du, mein Buhle, so hastig auf?
Es war nicht der Vögel Gesang.
Vom Felsrand quillet des Brunnens Lauf,
Sein Rieseln das macht dir bang.

O scheust du dich, mein Buhle traut,
Vor dem wonnigen, sonnigen Licht?
Und liebst nicht der Lerche melodischen Laut,
Rothgoldene Wipfel nicht?"

„„Die Morgenröthe, das ist mein Tod,
Ich bin ja König der Nacht —
Es hat das leuchtende Morgenroth
Uns Allen Verderben gebracht:

Mein Vater starb an dem blauen Meer,
Drauf Rosen der Morgen goß,
Meinen Urahn trugen sie kalt daher,
Als der Strahl um die Bergwand floß:

Wir Alle sterben am Sonnenlicht —
Geh, winde den Todtenkranz
Oder halt, mein Liebchen, mich länger nicht —
Weh, schaust du des Ostens Glanz?""

Auf sprang der König: „„O Gott, mein Schloß,
Das finstre, wie liegt es so weit!
Errette mich du, windschnelles Roß!
Auf, überhole die Zeit!""

Der König riß sich von Liebchens Brust,
Es bleichte der letzte Stern,
Jetzt hebt sich die Sonne mit flammender Lust,
Sein Schloß — wie ferne, wie fern!

Der König sprengt' in den düstern Fluß,
Er sprengt' in's dämmernde Thal,
Frisch wob sich der leuchtende Rosenguß
Um der Kuppen feuriges Mal.

Und tiefer kam das belebende Licht:
„O, tummle dich, tummle dich, Roß!"
Wohl flog das Rößlein und wankte nicht —
Bleich ward der Elfengenoß:

„Das ist der erste, der letzte Strahl,
Der je meine Scheitel gesengt!
Verfluch dich Gott, du schlimmes Thal!"
Vom Roß der König hängt.

Noch wenig Schritte, da sinkt Trojan,
Der nächtige Fürst, in's Moos —
Ein tiefer Seufzer — dann ist's gethan!
Der Zwerge Leid ward groß,

Es ward gar groß der Zwerge Leid
Um den stillen, bleichen Mann —
Noch mancher König seit dieser Zeit
Kein Licht vertragen kann.

---

3. Die Wallonen.

Drückende Schwüle bei Tag, bei Nacht scharf schneidender Nordwind,
Solch ein Wetter erträgt Sankt Peter, der kräftige Thorwart,
Selbst nicht lang: Ihn versehrt' mit entflammendem Pfeile die Krankheit.
Mehrere Tage mit Kraft vor des Siechthums Drange sich wehrend,
Hatt' er getreulich geübt, was seines Berufes; zuletzt wuchs
Doch es ihm über den Kopf, Halsweh und Gebraus' in den Ohren
Ließen das Schlimmste befürchten, und fieberisch glüht' ihm die Wange.
Kleinlaut trat er zu Gott und erbat sich für einige Tage
Nöthigen Urlaub, still des entzündeten Körpers zu pflegen.

„Herzlich gern, erwiederte Gott, doch weißt du, mein Lieber,
Welche Gefahr Uns dann vom Pack der Gehörnten bevorsteht.
Weißt du doch selber es wohl, wie arg Uns der Satanas aufpaßt,
Wie er so manchen Gesellen Uns noch an der Thüre gekapert
Und hohnlachend hinab in des Pechs Untiefen geschlungen.
Siehe, du bist es allein in der ganzen Versammlung der Heilgen,
Welcher mit jeglichem Volk in der eigenen Sprache —" „Verzeiht, Herr,
Fiel Sankt Peter hier ein, Sankt Jürgen versteht es noch besser,
Redet Französisch wie Ihr, spricht Englisch und Spanisch und Flamändsch,
Schwätzt mit Heiden und Türken, als wär er der ihrigen einer.
Laßt Sankt Jürgen so lang statt meiner die Pforte behüten!" —
„Gut, so beruf mir ihn her!" — Sankt Jürgen erschien, wie gewöhnlich
Waffen umstrahlet, der Helm glühroth wie der hellste Karfunkel.
„Jürgen, begann nun der Herr, Sankt Peter befindet sich unpaß,
So daß Urlaub ihm für etliche Tage von Nöthen.
Daß indessen uns nicht ein Pförtner des Himmels gebreche,
Möchten wir dir — denn es preist das Gerücht dich in Sprachen erfahren,
Interimistice gern vermeldeten Posten vertrauen."
Tiefer noch senkte das Haupt, das ehrfurchtsvoll schon gebeugt war,
Noch Sankt Jürgen und sprach: „Viel Länder und Völker durchzog ich,
Als auf Erden ich einst Linddrachen erlegt' und Gewürme,
Lernt' auch Sprachen dabei — nur Eine, Gewalt'ger, verzeiht mir,
Wollte mir nicht in den Kopf, so verzweifelt konfus ist der Mischmasch.
Drunten im Hainault redet man sie, auch schwätzt in Namur man,
Wenn ich nicht irre, das Zeug, und in Limburg, wo man den Käse,
Wißt Ihr, den trefflichen macht, und die Leute benennen's Wallonisch.
Dreißig Jahre studiert' ich daran, doch immer vergebens,
Ob ich das Englische gleich in vierzehn Tagen erlernet.
Kämen Wallonen nun an und ersuchten sie mich um den Einlaß,
Ließ ich die sündigste wie die erbaulichste Seele passiren.
Schaut, das ginge doch nicht" — „Herr, fiel St. Peter in's Wort hier,
Heilig beschwör' ich es Euch, so lange mir schon bei der Pforte
Anvertrauet der Dienst, so gewiß ich am Leben, noch wagte
Kein Wallone sich nur an die äußerste Grenze, sie liefen
Alle der Hölle schon zu, noch ehe der Teufel sie packte!"
Lächelnd erwiederte Gott: „So geh' und verfüge zu Bett dich,
Und Sankt Jürgen verrichte den Thordienst, bis du genesen!"

Karl Fresenius.

1. Am laacher See.

Gegrüßt, du dunkler Wundersee, deß Grund noch Keiner je geschaut,
Tief hier in Waldeseinsamkeit, von wilden Bergeshöh'n umbaut!
Dem Wandrer graust — er schaut in dir gespiegelt eignen dumpfen Sinn,
Doch fröhlich streift der freie Blick mir über deine Fläche hin.

Für Jene stets ein öder Schlund, drin einst ein Feuerstrom gewühlt,
Der Jeden, der sich ihm vertraut, hinunter in die Tiefe spült: —
Ein holder Freudenbecher mir, mit edlem Eichenlaub geschmückt,
Den auf des lieben Rheinlands Wohl Natur an ihre Lippen drückt.

Es lockt die Freudenthräne mir Gedächtniß einer schönen Zeit,
Als mit dem fernen Freunde mich getragen deine Fläche weit.
Wie da dem raschen Ruderschlag die dunkelblaue Flut gerauscht,
Da wurde bald dem ersten Grau'n die wonniglichste Lust getauscht.

Wie in die Mitte hingestellt vom ganzen weiten Weltenball,
So schauten über, unter uns wir Sternenheere überall.
Es zog der Schöpfung Wunderhauch reich in die beiden Herzen weit,
Und durch die Seele zuckt' es wie Gedankenblitz der Ewigkeit.

Fern hinterm letzten Abendgold lag uns die Welt und ihr Geschick,
Und auf den leichten Kahn ergoß sein Füllhorn uns der Augenblick.
So Brust an Brust gelehnet sah'n wir in das feuchte Wunderreich,
Einander in die Augen hell dann wieder, froh und göttergleich.

Doch was die Tiefen uns vertraut, was uns der ernste Wald gelehrt,
Die träge Zunge spricht es nicht, den Lippen bleibt das Wort verwehrt:
Doch wem das Wunder selbst vertraut der See aus dunkelblauem Schooß,
Dem reißt sich aus dem Herzen tief ein lauter Liedesjubel los!

2. Stimmung.

Noch blüht die Erde wie sie einst geblüht,
Als sich ein jung Geschlecht die Blüten brach,
Und die dem ersten Dichter einst geglüht,
Die Sonne leuchtet noch in mein Gemach;
Der Vöglein Chor, noch ist er nicht verstummt,
Es rankt das Laub vor meinem Fenster auf,
Im Blütenkelch das jüngste Bienchen summt —
Noch rollt die Erde ihren ew'gen Lauf.

Hast, milde Mutter, die du Allen gabst,
Die du bis jetzt genährt der Welten Glanz,
Nichts mehr, daß du den Nachgebornen labst?
Hat sich bei mir dein Born erschöpft so ganz?
Wohin ich blicke, Kräfte regen noch
Den Arm, erstarkt in Liebe wie in Haß;
Nur ich unselig zweifelvoll — und doch
Pulst auch in mir das Blut ohn' Unterlaß.

Da ich ein Knabe umzuschau'n begann,
Hat Liebe süß die Seele angelockt;
Auch jetzt, so manche Stunde mir verrann,
Noch immer nicht die Quelle der Liebe stockt.
Wer aber hat's dem Blöden angethan,
Daß, wenn die Andern des Besitzes froh
Mit liebem Gut des Lebens Hafen nah'n,
Er weg vom Glück und immer ferner floh?

Es lockt die Kunst, es laben Ton und Bild,
Das Edle zum Erfreulichen gesellt,
Sie lockt, es wird die herbe Seele mild,
Und eine schön're Sonne scheint der Welt;
Mir? — Eine schöne Blume war sie mir,
Mit Wonne oft, mit Andacht angeschaut,
Manch trüber Stunde Trost, manch froher Zier —
Doch wer hat einer Blume sich vertraut?

Es will die Welt, daß wirkend sich erweist,
Wer erst zum Mann gediehn, daß er erwägt,
Wie er's vollbringe, daß von seinem Geist
Was irgend er erschafft das Zeichen trägt.
Tief birgt in mir sich das Gepräge. Kaum
Knüpft an die Stätte mich ein schwaches Band,
Kaum senkt der über's Meer gespülte Baum
Unwillige Wurzeln in unheimschen Strand.

Und doch — woher der Fibern zähe Kraft,
Woher die Liebe noch und noch der Zorn,
Was ist's, das stets aufs Neue dich erschafft,
Wenn Alles stockt, versandet jeder Born?
Ward nicht zuletzt die schwere Seele mild?
So oft du's wolltest, bist du je verzagt?
Nichts raubt den Stolz, zu leben und das Bild,
Das mir gehört, zu zeigen weil es tagt!

Ludwig Braunfels.

1. Vier Stimmen und vier Stämme.

Den deutschen Liederkränzen gewidmet.

Horcht auf! aus jedem Gaue schallt empor
Ein Lied des Volkes, ein gewalt'ger Chor:
Bald hellen Jubel in die Lüfte schmetternd,
Bald wie des Zornes Engel nächtig wetternd;
Bald süß und mild, wie eine Liebesnacht;
Bald kühn und wild, wie Sturm der Männerschlacht.
Wie schwillt das Herz! — Aus deutschem Liederkranz
Duftet der Hauch des Vaterlands.

Ja, kaum ertönt vierstimm'ger Männerchor,
So zaubert er Germania's Bild uns vor.
Die Stimmen vier, tiefsinnig stets vereint,
Und doch im Wechsel oft einander feind,
Sie sind den alten vier Volksstämmen gleich,
Deren Akkord einst hieß: das deutsche Reich.

Der Franke spielt den Ersten im Tenor;
Der geht den andern Stimmen allen vor,
Beherrscht mit Uebermuth die Melodien,
Wird er zuweilen auch als falsch verschrien.

Der Sachse wiederum, der muß bescheiden
Die zweite Rolle des Tenors bekleiden;
Er duckt sich unter Franken's stolze Macht,
Und wagt mit ihm doch manche kecke Schlacht.

Den Baiern mit den derben Bocksbierkehlen
Kann sicherlich der erste Baß nicht fehlen;
Macht Rühmens viel von seinem Schwergewicht,
Und heißt der Erste gern, und ist es nicht.

Der starke Grundbaß aber, der die Welt
Des deutschen Klanges fest zusammenhält,
Der die Akkorde sicher trägt und leitet,
Durch allen Wechsel hin getreulich schreitet,
Das sind die herzigen, die guten Schwaben,
Die unsrem deutschen Lied den Ursprung gaben.

Und wie die Stimmen vier, in Eins gesellt,
Vier Elemente der harmon'schen Welt;
Und wie aus mannichfach verschiednem Klang
Erwächst der einig eine Männersang:
So sollen Schwaben und so sollen Sachsen
Mit Baiern, Franken fest zusammenwachsen;
So sollen die vier Stämme sich hinfort
Verflechten treu in Einen Volksakkord!

So schalle frei zum Himmel, freier Sang!
Umkleide du des Wortes kühnern Klang!
Was nicht die Feder schreibt, was nicht die Sprache sagt,
Heut im Gesange werd' es frisch gewagt!
Und wenn der Ton, der hier der Seel' entklingt,
Dereinst in alle Geister draußen dringt,
Dann wird das Volk, ein großer Liederkranz,
Das Tedeum singen des Vaterlands!

---

2. Der beste Doktor.

(Bernkastel an der Mosel.)

Der Ritter mit dem Burgkaplan
Sitzt in dem kühlen Keller;
Er sticht sein bestes Ohmfaß an,
Bernkastler Muskateller;
„Herr Pater, Ihr seid müd und krank;
So nehmt nur, nehmt von diesem Trank:
Der ist der beste Doktor.“ —

„Für Euren Wein sag' ich Euch Dank;
Wie sollt' er heut mir munden?
Mein guter Bischof liegt so krank,
Als könnt' er nie gesunden.
Er hat durch's Land umhergesandt:
Wer ihm das böse Fieber bannt,
Der ist der beste Doktor." —

„Der Bischof ist ein braver Held,"
So thät der Ritter sagen;
„Hat mich bei Sponheim auf dem Feld
Aus Feinden 'rausgeschlagen.
Ich will ihm zahlen meinen Dank;
Ich gieß' ihm ein von diesem Trank:
Der ist der beste Doktor."

Noch Einmal trinkt er's edle Naß
Mit glänzend frohen Blicken;
Dann lädt er das gewalt'ge Faß
Auf seinen breiten Rücken.
Er trägt's zum Bischof Bohemund:
„Der Wein, der fließt aus diesem Spund,
Der ist der beste Doktor!"

Der Bischof hört's in gutem Muth,
Läßt die Arznei sich schmecken;
Das große Medizinglas thut
Den frommen Mann nicht schrecken,
Er trinkt, so lang es läuft vom Spund;
„Der Wein, der Wein macht mich gesund!
Der ist der beste Doktor."

Nun haben unsres Bischofs Kur
Viel Kranke nachprobiret;
Ein einzig Faß Bernkastler nur
Hat jeden gleich kuriret.
Zapft an den ächten Doktorwein!
Ihr kranken Brüder, schenkt euch ein;
Der ist der beste Doktor.

Feodor Loewe.

Das armenische Kloster.

Aus einem Cyclus: Venedig.

Wenn stolz die Sonne aus dem Meere wallt,
Die Nacht, die schwarzgeflügelte, zu tödten,
Wenn ihre Strahlen Markus Leuen röthen,
Der wie ein Büßer auf der Säule harrt
Und einem andern Tag entgegenstarrt —
Der Glocke tausendjähr'ge Stimme schallt,
Wenn die Lagune, kaum vom Schlaf erwacht,
Langsam sich dehnt in golddurchglühter Pracht:
Dann prangst du wieder wie in alter Zeit,
Venezia, in Macht und Herrlichkeit. —

Der Meeresmutter meinen frommen Gruß,
Und in die Gondel mit beschwingtem Fuß!
Die Welle plätschert an des Schiffleins Bauch,
Vom Meere her weht frischer Windeshauch;
Der kluge Ferge kennt bereits mein Sehnen,
Hinüber geht's zum Kloster der Armenen.
Sey mir gegrüßt, der Fluth entstieg'ner Ort!
Gegrüßt mit stummem Blick und lautem Wort,
Wo strenger Wille und geübte Kraft
Geräuschlos des Gelübdes Werke schafft,
Wo regen Eifers ungehemmter Drang
Um fromme Brüder seine Bande schlang!

Die Gondel hält — geöffnet steht das Thor —
Die wen'gen Stufen eilt mein Fuß empor,
Im kühlen Kreuzgang hallt mein rascher Schritt,
Der manchen Grabes Inschrift so betritt,
Bis daß mein Aug' den Klostergarten schaut
Und über mir der klare Himmel blaut.

O schöne Pflanzung, welche Frieden hegt,
Und von verständ'ger Hand bestellt, gepflegt.
Die Myrthe träumt, der stille Oelbaum schweigt,
Und die Cypresse schlank zum Himmel steigt,

Die Rose, die der Ceder Schaft umschlingt,
Hoch in dem Wipfel ihre Blüthen bringt —
Der Ceder, die dem Libanon entsprang,
Wo Judä stolzes Harfenspiel erklang,
Die fromm erbebt und andachtsvoll gelauscht,
Wenn um ihr Haupt Jehovas Wort gerauscht.

Auf dieser Mauer, an des Ufers Bord
Saß Haralds Sänger einst, der edle Lord,
Deß starker Arm und vielgeprüfter Muth
Das Roß bezwungen und des Pontus Fluth;
Und noch ein And'rer, der in heil'gem Zorn
Für Polen schöpfte aus der Dichtung Born.
Wie oft schlug hier, bewältiget vom Schmerz,
Laut an die Brust das edle Dichterherz!
Wenn müd des Tags Gestirn, die Sonne, sank,
Wie manche Thräne dieser Mörtel trank!
Die Dichtung war das zügellose Roß,
Das - wie Mazeppa durch die Steppen schoß,
Mit ihnen jagte ohne Ruh' und Halt,
Bis seiner Reiter heiße Stirnen kalt! —

Und also denkend, rührt mich eine Hand
An meine Schulter, und das Haupt gewandt,
Sah ich den Mönch, der ruhig vor mir stand.
Schwarz wie das Kleid, das seinen Leib umschloß,
War Haar und Bart, der weich zum Gürtel floß:
Ein Antlitz, das kein Tropfen Blut durchfließt,
Ein Auge, das tief in den Seelen liest.
Und als er prüfend lang mich angeschaut,
Empfing mein Ohr der Worte sanften Laut:
„Des Himmels ganzer Segen sey mit dir,
Der mild umsäuselt diese Stelle hier!
Von Allen, die da kamen, fern und nah,
Betrat noch keiner diese Erde da,
Seit sie geschieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
O frage nicht: was war's für ein Besuch?
Durchblätt're selbst das aufgelegte Buch;

Wo mancher fremde Fürsten-Name steht,
Steht auch ihr Name, klingend wie Gebet,
Wie Bächleins Rieseln, Nachtigallen Sang,
Der in der Heimath oft mein Herz durchklang.
Ihr Auge glich dem süßen Mondenlicht,
Das durch die Zweige der Cypressen bricht.
Vom kalten Norden war sie hergeeilt,
Daß ihr des Südens Luft die Seele heilt'.
Oft lehnte sie an dieses Oelbaums Stamm,
Oft hier vorüber ihre Gondel schwamm.
Ihr lockig Haar, licht wie der Sonnenschein,
Wie oft berührte es den kalten Stein!
Wenn langsam hier die Gänge sie durchschritt,
Zog hinter ihr ein schwarzer Schatten mit;
Was kann die Nacht dafür, daß sie dem Tag
Stets folgen muß und ihn nicht lassen mag?
Doch immer bleicher, bleicher ward ihr Mund,
Die Luft allein macht Kranke nicht gesund.
Begehrest du, wenn eine Saite sprang,
Von deiner Zither noch denselben Klang?
Die Schmerzen, die nicht Balsam heilt, nicht Luft,
Die sehnen sich nach Heilung in der Gruft.

Von Allen, die da kamen, fern und nah,
Betrat noch keiner diese Erde da,
Seit sie geschieden, deren Lieblichkeit
Den Ort zu einem Heiligthum geweiht.
Leb' wohl, des Himmels Segen sey mit dir,
Der mild umsäuselt diese Stelle hier!"

Ein Glöcklein rief — er schüttelt mir die Hand,
Gesenkten Haupts schritt er daher und schwand.
Ein kühler Luftzug hauchte durch den Baum,
Ich stand im Wachen halb und halb im Traum,
Und wiederholte: wenn die Sonne sank,
Wie manche Thräne dieser Mörtel trank!

Karl Cramer.

1. An einen Laternenpfahl außer Diensten.

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Was stehst du so einsam im Gasesstrahl.
Du sinnst wohl vergangener besserer Zeiten,
Als hoch du geachtet von allen Leuten,
Als man die Lampe noch wußte zu ehren
Gezieret mit Linsen und Reverberen;
Nun stehst du verlassen im Gasesstrahl,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Der Undank verursacht dir bittre Qual?
Dein Streiflicht es war doch so finster romantisch,
Und Schatten warfst du so schwarz und gigantisch.
Das Abenteuer beschützte dein Düster,
Der Liebe Gemunkel, der Diebe Geflüster,
Nun lohnt dir der Undank mit bittrer Qual,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Es schwanden die dunkeln Schatten zumal.
Es leuchten die niederen Lichter vom Gase
So unverschämt neckisch dir unter die Nase,
In alle Winkel und Ecken sie dringen,
Sie wollen alles ans Tageslicht bringen.
Es schwanden die dunklen Schatten zumal,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

Laternenpfahl, Laternenpfahl!
Dich höhnet umsonst des Gases Strahl!
Du blickst herab so ernst und würdig
Auf Gelichter dir nicht ebenbürtig;
Ein Ritter sonder Furcht und Tadel
Aus altem unverfälschtem Adel
So stehest du ernst im Gasesstrahl,
Laternenpfahl, Laternenpfahl!

2. Der Esel und der Bock.

Es ließ des Löwen Majestät
Vor seines Thrones Stufen
Dereinst den Esel und den Bock
Zum hohen Rath berufen,
Zu prüfen: ob es rathsam wäre,
Daß er die Thierwelt etwas schere.
Der Esel tief verneigt sich da,
Und spricht: Ija, ija, ija!
Der Bock denkt an sein Bärtchen fein,
Stellt gleich sich auf die Hinterbein:
„Enä, enä, enä!"

Den Esels-Rath, den fand man gut,
Man gab ihm einen Orden;
Man adelte sein Eselsblut,
Ist Vollbluthengst geworden;
Hofzeitungsschreiber Fuchs thät preisen
Als hochgelahrt ihn und als Weisen.
Der Esel sang, wo man ihn sah,
Nun stets: Ija, ija, ija!
Jedoch den Bock das nicht verlockt:
Er meckert fort, indem er bockt:
„Enä, enä, enä!"

Drauf ließ des Löwen Majestät
Vor seines Thrones Stufen
Auf's neu den Esel und den Bock
Zum hohen Rath berufen,
Zu prüfen: ob man rathsam finde,
Daß er die Thierwelt etwas schinde.
Der Esel tief verneigt sich da,
Und spricht: Ija, ija, ija!
Der Bock, der eignen Haut bedacht,
Hat einen Bocksprung gleich gemacht:
„Enä, enä, enä!"

Drauf strich der Leu des Esels Fell,
Gewahrte dessen Dicke,
Daß es vor allen andern sich
Zum Pergamente schicke.
Gleich ward das Fell ihm abgezogen.
Der Esel demuthvoll gebogen
Hofft Gnade für Gehorsam da
Und schrie: Ija, ija, ija!
Der Bock, als wär's die eigne Haut,
Der zeigt sein Horn und meckert laut:
„Enä, enä, enä!“

Es lebe hoch die Bocksnatur!
Zum Teufel Eseleien!
Sprecht offen stets die Wahrheit nur,
Verschmähet Kriechereien,
Und laßt beim Scheren oder Schinden
Jabrüder nimmer an euch finden,
Die sprechen wie der Esel da
Gebückt: Ija, ija, ija!
Ob man mit eitlem Schimmer lockt,
Nur immerfort gebockt, gebockt!
Enä! enä! enä!

Eminus.

1. An Deutschland.

Du hast mir Freuden viel bereitet,
Du heilig großes Vaterland,
Hast deine Pracht mir ausgebreitet
Vom Alpenschnee zum Meeresstrand.

Und deiner Städte Zinnen ließest
Du funkeln mir im Morgenschein,
Und in der Wälder Rauschen gießest
Du duftend Abendgold hinein.

Du wecktest mir ein stilles Ahnen,
Auch ich sei dein geliebtes Kind;
Du ließest nicht vom treuen Mahnen
Mit Mutterhand so sanft und lind.

Und dich verschmäht' ich — ach, wie lange!
Doch ward zuletzt die Liebesgluth
Der Mutterbrust, an der ich hange,
Gewaltiger als mein Uebermuth.

Du führtest mich in deiner Söhne,
In meiner Brüder Jugendreihn,
Und deiner hohen Frauen Schöne,
Ich kenne sie — und ich bin dein.

In deines Rheines Prachtgelände
Da zogst du eng an's Herze mich;
Zum Himmel hob ich meine Hände
Und schwor's, zu leben nur für dich.

Dort möcht' ich vor dein Antlitz treten,
Zu blauen Bergen hingewandt,
Und mit des Dankes Thränen beten
Zu dir, mein deutsches Vaterland!

2. Allzu faul.

Einst an des Comersees Strand
Lag ich an einer Terrasse Rand,
Ueber mir hing eine dunkle Traube
Nieder aus dichtem grünem Laube.

Und wie des Sees Wellenklang
Mir träumerisch an die Ohren drang,
Dacht' ich: Wie hängt mir die Traub' ins Gesicht! —
Aber rühren mocht' ich mich nicht.

Dacht' also: Hier liegst du so lange still
Bis die Traube ins Maul dir wachsen will —
Da hing sie, als spräch sie voller Trotz:
Zu gut für dich, du deutscher Klotz!

Ich dachte: wart nur! aber inzwischen
Thät mich ein sanfter Schlaf erfrischen;
Ich träumte: die schöne Traube sei
Mein Herz und schwebt' in den Lüften frei.

Und sieh! ein Händchen weiß und fein
Griff in die Traube keck hinein
Und schnitt sie ab — ach wie ich da
Mein Blut so schmerzlich strömen sah! —

Da wacht' ich auf; ein kleiner Junge
Stand neben mir, in wälscher Zunge
Schrie er: Signora bitt Eu'r Gnaden
Nicht einzunicken; sonst nehmt Ihr Schaden!

Ich sah hinab: im Unverstand
Hatt' ich geschlafen am Mauerrand;
Dann sah ich empor: die Traube war fort,
Der Junge wußte kein Sterbenswort.

Und wo in der Brust das Herze liegt,
Hat sich ein süßer Schmerz gewiegt, —
Hinter dem Vorhang am Balkon —
War das ein Kichern? Wer kennt den Ton?

3. Monte Argentaro.

Eine Nacht auf Sturmeswellen war geflogen unser Boot,
Und ob schwarzem Felsgebirge stieg herauf das Morgenroth;
Eine Insel war's, mit steilen Gipfeln und mit schroffen Thalen;
Gruß dir, wilder Argentaro, in den ersten Morgenstrahlen!

Einsam, meerumwogt Gebirge, dran die Brandung donnernd prallt,
Gönne nur dem Geist des Pilgers einen kurzen Aufenthalt!
Laß ihn in Gedanken irren durch die morgenblauen Schluchten
Und vorbei den Warten, wo einst Saracenen Landung suchten.

Send' entgegen deine Schemen ihm im öden Felsrevier,
Denn ein Traum aus ferner Jugend will lebendig werden hier
Vom verfallnen Marmortempel, ragend über steiler Halde,
Rings verhüllt von tausendjährigem, ewiggrünem Eichenwalde!

Einst — wie hat er weiß geleuchtet über's weite Meer ringsum,
Und der Schiffer rief Gelübde nach dem fernen Heiligthum; —
Jetzt in Waldesnacht vergraben, ungeschaut und längst vergessen
Ragen seine schlanken Säulen grün umlaubt und nie vermessen.

Offen sind die eh'rnen Pforten, eingestürzt das Cederndach,
Und des Südens blauer Himmel schaut ins modernde Gemach,
Das zum stillen See verwandelt die verirrte Tempelquelle,
Drin der Göttin Bild sich spiegelt, als entstieg' es frisch der Welle.

Denn sie ist's, die Meergeborne mit dem feuchten Sehnsuchtsblick
Lächelnd noch, als höchste Herrinn selbst ob göttlichem Geschick;
Um die wunderbaren Glieder senkt sich vom Ruin der Nische
Die Liane, leise flüsternd in des Morgenwindes Frische.

Und es schwebt von Blumenkelchen um die Stirn ein blauer Kranz,
Drauf sich Schmetterlinge wiegen in der Morgensonne Glanz . . . .
Horch — ein Schuß! — Unseliger, kannst du über alten Tempelträumen
Vier französischer Fregatten solennellen Gruß versäumen?

Gottfried Kinkel.

Männerlied.

Weil wir denn versammelt sind
Bei der Gläser Klingen,
Laßt der heil'gen Freiheit uns
Dieses erste bringen:
Die wie Frühlingsluft und Lust
Labt des Mannes starke Brust,
Ihr vor allen Dingen!

Ach ihr Weizen blühte ja
Auch bei uns schon munter!
Doch es warf der fromme Schwarm
Unkraut wieder drunter.
Mit dem guten Korn zuhauf
Wächst das Unkraut nun herauf
Bunt und immer bunter.

Laßt die alten Weiber sich
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten!

Denket Alle denn zuerst
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beschwerde.
Haut sie ab, wenn treu ihr seid,
Und erhebt mir keinen Streit
Wie's da drüben werde.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Bruder rechts und Bruder links
Reich mir deine Rechte!
Ob du Zion oder Genf
Rufest im Gefechte —
Wendest du dein Haupt gen Rom,
Betest du im Eichendom:
Hasse nur die Knechte!

Weiß nicht, ob dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier schaffen wir vereint
Am gemeinen Wohle.
Hebt die Gläser frank und frei!
Nur auf Erden Freiheit! sei
Unsre Siegsparole.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gedruckt bei G. D. Bädeker in Essen.

Buchbind
Theo
8260

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kinkel, Gottfried, 1815-1882

Vom Rhein Leben, Kunst und Dichtung ; Jahrgang 1847 ; mit dem Bilde Karl Simrocks und vier Kunstblättern

Essen 1847

P.o.germ. 721 fb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112278-9